Das sechste Gebot

Roman
von
Max Geißler







Max Geißler
Das sechste Gebot

Das sechste Gebot

Roman

von

Max Geißler



Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1908

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

1.

Auf der Schwelle ihres Hauses droben in Santa Croce saß Frau Nina Zeni in der Sonne.

Madonna mia, wo soll Nina Zeni sonst sitzen als auf der Schwelle und in der Sonne, wenn sie auf ihrer Brust Seidenraupeneier ausbrütet? —

Santa Croce hängt wie ein Schwalbennest am Südhange der Berge, der verbrannten, glühenden Berge. Nur das Silber der Oliven sickert um das Dorf in das heiße Gold der Hänge und wirft ein paar dürftige Schatten über das kahle Kalkgestein. Die Agaven kleben in den Spalten der Felsen und halten die gewaltigen Leuchter ihrer Blütenschäfte der Sonne entgegen, damit sie die goldenen Flammen daran entzünde. Es muß alles Glut sein um Santa Croce in diesen Tagen des Sommers.

Eigentlich liebte Nina Zeni diese Brände der Julisonne; denn bei so großer Hitze kann kein Mensch arbeiten — wenigstens in den Häusern von Santa Croce keiner; und darum konnte auch niemand sagen, Nina Zeni wäre allein faul.

Ringsum sangen die Zikaden, und ringsum flackerte die Luft. Und die dicke Nina auf der Schwelle ihres Hauses wartete auf den Wind, ob er nicht bald wieder

einmal die steile Berggasse herablaufen und mit den Ringlein über ihrer Stirn oder mit dem schmutzigen Saum ihres verwaschenen Kattunrockes spielen wolle.

Weil der Wind aber nicht kam, rief Nina der Nachbarin ein Wort hinüber, durch das offene Fenster hinein — ein klagendes Wort.

Hinter jenem Fenster des Hauses auf der anderen Seite der Gasse putzte Teresina Margiotta Kupfergefäße. Sie schaute nicht auf, als der wehleidige Ruf zu ihr hereinflatterte wie eine verflogene Bergschwalbe, und ließ Nina Zeni jammern. Aber es lauerte ihr doch ein heimliches Lachen in den Augen; denn sie wußte: wenn die breite, faule Nina ihr Klagelied zu Ende gesungen hat, erhebt sie noch einmal die Stimme und schreit in übergroßem Jammer: „O heilige Mutter Gottes, ich habe Hunger und bin über allem Elend so mager geworden wie ein Lampendocht! O heilige Mutter Gottes, wohin soll das noch mit mir kommen!“

So geschah es auch diesmal.

Darum lachte Teresina Margiotta drüben zwischen ihren kupfernen Töpfen ein klingendes Lachen. Das sprang in die enge Gasse, als müßt' es den Wind aufwecken, der irgendwo unter den Oliven eingeschlafen war.

Es war aber auch wirklich zum lachen: Nina Zeni saß so breit und kugelrund auf ihrer Schwelle, daß eine Bergmaus Mühe gehabt hätte, zwischen Ninas Mitte und dem Türstock sich hindurchzufinden; und Nina Zeni behauptete trotzdem, sie wäre über ihrem Elend mager geworden wie ein Lampendocht!

Als sie Teresina Margiotta so laut lachen hörte,

senkte Nina die Lider über die feindseligen Augen, die die Nachbarin gesucht hatten, und sagte zu sich: Teresina Margiotta — was fällt Teresina Margiotta eigentlich ein, in dieser heißen Zeit Tiegel und Töpfe blank zu machen? Sie wird dabei um ihren Verstand kommen, die Teresina. Und warum scheuert sie mit Rohr und Sand? Weil sie ihr schönes Gesicht in dem blanken Kupfer sehen will. In jeder Pfanne an der Wand will sie einen Spiegel haben, die närrische Teresina Margiotta!'

So redete die faule, kugelrunde Nina auf der Schwelle ihres Hauses mit sich selber und hatte dabei die Hände zwischen ihren Knien gefaltet und die Lider geschlossen. Mochte Teresina Margiotta denken, sie bete!

Übrigens — Teresina Margiotta hatte gut lachen. Ihre Augen hatten einst dem schönsten, wildesten Jungen das Herz verbrannt, der in den Bergen über Santa Croce je Geier jagte: dem Giulio Margiotta.

Nun war er schon dreizehn Jahre ihr Mann und war immer noch verliebt wie ein Tauber.

Da war kaum eins von den Mädchen der Dörfer in den Felsen, das nicht vor mehr als einem Dutzend Jahre heimlich von der Kraft und dem stolzen Mute jenes Jägers geträumt hätte. Alle hatte ihre Hoffnung zu Narren gemacht. Aber die schöne, übermütige Teresina nahm er sich zum Weibe — ausgerechnet die, die sich kaum einmal nach ihm umgeschaut hatte und immer tat, als gäb es gar keinen Giulio Margiotta, dem all ihre Gesellinnen die Hände unter die Füße gelegt hätten.

Auch heute war er wieder droben auf den zackigen

Gipfeln; denn wer sollte sonst in der grauen Dämmerung der Frühe geschossen haben, dort oben, wo die Geier pfeifen? Wer anders als der wilde, schöne Giulio Margiotta?

Und wenn Giulio des Abends heimkehrte und sich hinter dem Hause am Rande des Weingartens den kalten Bergbronnen über die sehnigen Arme und über das kupferbraune Gesicht laufen ließ, da saß die schwarze, sternenäugige Teresina neben dem Quell auf dem Stein und hielt das weiße Tuch in ihren Händen, mit dem der Jäger sich trocknen sollte. Dabei sah er sie an, wie einer seine Liebste ansieht und nannte sie coccolina mia! Es war nicht zu glauben! Und — mio nini (mein Schatz!) kicherte die verliebte glückliche Teresina; und ihre Augen waren dabei voll von heißem Verlangen, und auf ihren Lippen lag eine Sehnsucht nach dem Kusse des wilden, herrlichen Giulio.

O, Teresina Margiotta!

Frau Nina Zeni hatte k e i n e n, der ihre Sehnsucht sah.

So zerquälte sie sich das Herz um Teresina Margiotta und um ihre Sternenaugen und um ihren mutigen, schönen Giulio.

Auch in dieser Stunde, in der Teresina allein in ihrem Hause war und Pfannen scheuerte.

Dabei hatte Frau Nina immer die Hände zwischen den Knien gefaltet und die Lider geschlossen, und ihre Lippen bewegten sich wie bei einer Betenden.

Aber in ihrem Herzen dachte sie, wie sie sich der schönen, stolzen Teresina zum Ärger am Tage des

heiligen Antonius schmücken wollte — ja, Nina Zeni wollte noch schön sein! Mit bunten Bändern wollte sie sich putzen und mit Perlen und Spitzen, so, wie die Frauen von Sonnino sich putzen — die schönen Frauen von Sonnino, von denen man in der Welt singt und unter denen Nina Zeni jung gewesen war.

Warum hatte sie das Schicksal aus Sonnino verschlagen?

Frau Nina stützte die Ellbogen auf ihre runden Knie und legte die Hände vor ihre geschlossenen Augen. Dann seufzte sie in ihrem komischen Schmerze hinein in diese Hände.

Die schöne Teresina warf einen Blick herüber. „Ei, Nina Zeni, führst du deine Gedanken wieder einmal spazieren wo du jung gewesen bist?“ Teresina kannte die Nachbarin in ihrem Behaben zu genau — sie kannte ihre Eitelkeit, ihren Neid, ihre Eifersucht auf die feuerhaarige Leonetta. Leonetta war Teresina Margiottas Kind. Und Nina Zeni hatte eine fünfzehnjährige Enkelin in ihrem Hause, das war die stille, frühverkümmerte Prisca. Dieser Prisca wünschte Frau Nina die Schönheit der Tochter des Geierjägers.

Wie Nina Zeni nun die Frage Teresinas hörte, die wie eine Schlange zu ihr herüberfuhr, zuckte sie zusammen. Aber sie schwieg und saß regungslos und dachte an das Fiebernest Sonnino . . .

Weithin um die altersgraue, kleine Stadt dehnten sich die Pontinischen Sümpfe, wob an Sommerabenden ein blutrotes Leuchten. In den Niederungen, durch die in der heißen Zeit die Fieber krochen, lebten in

den Tagen der Blüten und Früchte die Räuber von Sonnino ihr königliches Leben; und die Lieder der Jungen priesen noch heute den Ruhm jener Nonna, die einst mit eigener Hand dem Mörder ihres Verlobten den rächerischen Dolch ins Herz gestoßen hatte. Sie war die letzte ihres Geschlechts gewesen, und mit ihr war die alte, starre Formel wohl ins Grab gesunken, mit der man dereinst zu Sonnino im Scheine mitternächtiger Feuer das Gelübde der Blutrache auf sich nahm . . .

Mit geschlossenen Augen dachte Nina Zeni lange, lange der Herrlichkeiten ihrer Heimat. Wäre sie dort geblieben, wer weiß, wie freundlich der Stern ihres Glückes dann in dieser Stunde gestrahlt hätte! Vielleicht wäre sie dann längst nicht mehr die verwaiste Frau, die sich mit der Erinnerung an ein karges, flüchtiges Minneglück bescheiden mußte.

Es war auch noch gar nicht lange her, seit sie — die fünfzigjährige Nina Zeni in Santa Croce — dem heiligen Antonius von Padua sieben Kerzen und ein großes silbernes Herz gelobt hatte, wenn er ein Einsehen hätte und ihr zu einem zweiten Liebesfrühlinge verhelfen wolle. Freilich wußte sie nicht, wie sie ihr Versprechen jemals einlösen sollte — wenigstens hinsichtlich des silbernen Herzens. Ach, das Glück ihrer Liebe war kurz gewesen, viel zu kurz für das heiße Herz der damals jungen Ninetta: die Sbirren hatten ihren Mann in den Bergen erschossen. Und er ließ ihr nichts als das Kind, nichts als die kleine, fromme, unglückliche Marietta.

2.

Das war vor fünfundzwanzig Jahren gewesen. Aus der schlanken Ninetta war inzwischen eine runde Nina geworden. Die war sie geworden trotz des scheelsüchtigen Schicksals.

Nun, da dies neidische, hartnäckige Mißgeschick mit Frau Nina Zeni in Santa Croce weniger zu hadern schien, lebte sie in Faulheit und Sonne ihre Tage dahin. Und über der Wahrnehmung, daß alles Leid der vielen Jahre die kecken Ringlein der Haare um ihre breite Stirne nicht hatte verstauben können, begann ihr Herz versöhnlich zu werden.

Warum sollte Nina Zeni auch nicht mehr hoffen?

War ihr Haar nicht noch schwarz wie das Gefieder der Dohlen, die um das Felskirchlein von Santa Croce kreisten? War ihr Blut nicht noch heiß wie die Gluten des Sommers? Besaß sie nicht ein Haus in Santa Croce, ein Nest, in dem sich's erst zu zweien recht froh sein ließ? Warum sollte Nina Zeni also nicht hoffen? —

„Teresina Margiotta," pflegte sie zu der schönen glutäugigen Frau des Geierjägers zu sagen, „eine Frau, die die Hoffnung auf Liebe verloren hat, hat auch das Recht auf Liebe verloren; und eine Frau,

deren Lippen nicht mehr nach der herben Süße des Männerkusses dürsten, welkt über Nacht und ist eine entblätterte Rose."

Das wußte Teresina Margiotta längst.

„Du hast recht, Ninetta!" sagte sie. „Und deine Lippen, die so schön reden, müssen noch immer so süß sein wie reife Feigen."

Dabei sah die blankäugige Teresina Margiotta so ernsthaft auf die breite Matrone, daß die keinen Schatten der Falschheit in der sonnigen Helle dieser Augen erkannte, wie forschend sie auch danach suchte; und sie hörte zwischen dem silbernen Falle der Worte nicht das heimliche Lachen des Hohns.

Darum nickte Frau Nina befriedigt und mit einer Anmut, die selbst die graziöse Teresina Margiotta so überraschte, daß sie rief: „O Ninetta, einst bist du schöner gewesen als eine Königin!"

Frau Nina horchte auf. Teresina trat zu ihr.

War da nicht wieder das giftige Zischen der Schlange zwischen den sanften Worten?

„Einst?" fragte sie lauernd.

„Nun ja, Ninetta, meine liebe dicke Ninetta!"

Dabei glitten Teresinas braune Hände, um deren Gelenke das matte Silber der Armketten klang, kosend über Ninas Wangen. Denn sie wußte: Nina Zenis faule Gutmütigkeit konnte durch ein unbedachtes Wort aufgescheucht werden, und dann konnte die gute, dicke Ninetta eine fürchterliche Löwin sein.

Darum fielen die Worte nun von Teresinas Lippen wie Perlen und fielen als erfrischender Tau über Ninas

rundliche Fülle und auf ihr heimliches Hoffen: „Nun ja, Ninetta, meine liebe, schöne Ninetta — einst! Vor Jahren warst du die leuchtende Sonne, und heute bist du schön wie der sanfte Glanz des vollen Mondes, der die Klüfte von Santa Croce erquickt. Ist das nicht so, Ninetta? Und ist das runde Gesicht des Mondes in seiner Milde nicht viel lieblicher als die heiße Schönheit der Sonne?"

So redete Teresina Margiotta mit Nina Zeni.

Es war ganz sommerstill in der Steilgasse des Bergnestes; kaum, daß ein Kind einmal den Weg herniedereilte, kaum, daß ein Hahnenschrei über eine der grauen Mauern sich herüberfand, auf denen der Tag die Kräuter zwischen den Steinen versengte.

Auf einmal — da hallten von unten her Schritte auf den Fliesen der engen steilansteigenden Gasse; die klangen näher, und die plaudernden Frauen hielten den Atem an.

„Hörst du, Teresina?"

„Ich höre, Ninetta."

„Was meinst du, Teresina?"

„Was soll ich dir sagen? Es werden Fremde sein."

„Deutsche, Teresina Margiotta! Sie treten auf wie die Bären . . ." behauptete Nina.

„Wer sollte auch sonst um diese Stunde bei lebendigem Leibe sich rösten lassen als ein Deutscher?" bestätigte Teresina. Dabei hatte sie einen Schritt rückwärts getan und bog sich nun hintenüber, um zu spähen.

Wenn Nina in diesem Augenblicke nicht mit all ihren Sinnen den Unsichtbaren entgegengeeilt wäre —

der Neid hätte ihr angesichts dieser schlanken Schönheit Teresinas das Herz gefressen!

Aber sie sah nicht einmal die granatroten Pantoffeln mit den zierlichen Absätzen, die die Frau des Geierjägers an den bloßen Füßen trug; und nicht einmal ihr heißer Wunsch, solch niedliche Pantoffeln zu besitzen, war in dieser Stunde rege.

Da schritten die Fremden auch schon unter dem Torbogen hindurch, der bei dem Hause Giulio Margiottas quer über die schmale Gasse sich wölbte, unter jenem Torbogen, in dessen Rissen die Feige wurzelte und von dem hernieder der Ginster im Mai den goldenen Regen seiner Blüten schüttete.

Es war ein Paar hochgewachsener schöner Menschen, die nun langsam und mit allen Zeichen der Erschöpfung näher kamen. Die qualvolle Glut der Felsensteige um Santa Croce lastetete auf ihnen. Der Mann trug einen schwarzen Vollbart und war für seine Schlankheit fast zu schmal; oder die Fülle des Bartes täuschte über die Zahl seiner Jahre. In der Hand trug er einen grauen Schlapphut.

Um die Stirne der Frau zogen sich die sanft gewellten Scheitel eines seidenweichen Haares, so weich und golden, daß die Blicke der Frauen von Santa Croce in den folgenden Tagen von weiter nichts reden würden — dachte Teresina Margiotta — als von der seidenen Flut über den Schläfen der deutschen Signora.

In schlechtem Italienisch — natürlich; denn er war ein Deutscher! — fragte der Mann Teresina Margiotta:

„Ist eine Wohnung für uns in Santa Croce?“

„Es ist kein Hotel hier, Herr."

Der Fremde wehrte ab:

„Nicht so! Wir möchten für immer hier sein oder wenigstens für lange Zeit. Sind nicht ein paar Zimmer zu ermieten? Na, wie steht das?" drängte er ungeduldig.

Während Teresina die Schultern zog und nicht recht wußte, welche Auskunft sie erteilen sollte, hatte Nina Zeni die Gunst der Stunde mit scharfem Blick erkannt und richtete sich auf. Nina Zeni stand ganz allein auf!

„Teresina Margiotta," gebot sie, „was stehst du, und warum läufst du nicht? Schöpfe frisches Wasser, Teresina, und bring es in mein Haus, damit sich die Herrschaften kühlen und davon trinken. Eil dich, Teresina Margiotta!"

Und so gebieterisch streckte die kugelrunde, faule Frau Nina ihren bloßen Arm aus, und so herrisch war ihr Blick, daß Teresina Margiotta nicht einen Augenblick zögerte, alles zu tun, was die Nachbarin wünschte.

Während der Schlag ihrer roten Pantoffeln auf den Steinfliesen verklang, weil Teresina mit dem Kruge zum Brunnen lief, lud die bloßarmige Frau Nina, die sich das Hemd über der Brust zusammengezogen hatte, die Fremden ein, in ihr Haus zu treten.

Sie schüttete eine Flut von Entschuldigungen über sie aus und erkannte dennoch an vier hilflosen Augen, die sich ängstlich an ihre geschäftigen Lippen hingen, daß ihre Worte fast unverstanden blieben.

Aber unerschöpflich sprang der Quell ihrer Rede

— und wenn sich ihr Mund nicht verständlich machen konnte, die Beredsamkeit ihrer Hände und Arme versagte nicht.

Und so sprach Nina Zeni, während sie die Fremden auf eine zerrissene Polsterbank komplimentierte:

„Es ist sehr heiß heute, und es ist besonders heiß in Santa Croce. Aber es ist schön in Santa Croce, schön im Schatten der Berge, schön wenn die dunkelblauen Früchte im Silber der Oliven reifen, schön wenn die goldenen Limonen gepflückt werden. Allein — Fremde können in Santa Croce einzig bei Nina Zeni wohnen; denn es kommen nur selten Fremde her, weil ihnen die Wege zu steil sind; darum richten sich die Leute von Santa Croce nicht für sie ein. Aber Nina Zeni hat ein Zimmer, — in ganz Santa Croce niemand als Nina Zeni."

Sie nannte rasch einen bescheidenen Wochenpreis; denn draußen hörte sie schon wieder den raschen, leichten Schlag der roten Pantoffeln Teresina Margiottas.

Mit fragenden, schier ängstlichen Blicken suchte sie den Fremden ihr Einverständnis von den Stirnen zu lesen.

Da trat Teresina mit einem Glaskruge frischen Wassers in das Haus, über den sich die Kälte des Bergbrunnens als ein Hauch von mattem Silber gelegt hatte.

„Teresina Margiotta," schrie Nina Zeni und nahm der Frau den Krug aus der Hand, „lauf, Teresina, und bringe Gläser. Was meinst du, Teresina, hältst du es für möglich, daß die Prisca die Gläser staubig

auf dem Brette stehen hat? Und heute! Und die flinke, saubere Prisca!"

Die schöne Frau des Geierjägers hatte die Nachbarin längst durchschaut. Was dachte diese Nina denn eigentlich? Sollte sie — Teresina Margiotta — der paar Lire wegen diesen hergelaufenen Fremden dienen? Wenn Nina Zeni Lust dazu hatte — nun gut. Aber sie, die Frau des Geierjägers! Frau Nina war in ihrer Armut und Geldgier komisch.

Immer noch gehorsam, nun aber mit einem unzweideutigen Lachen, wandte sich Teresina Margiotta auch diesmal, während Frau Nina mit Ungeduld auf die Antwort der Deutschen wartete. Dabei horchte sie immer hinaus, ob die flinke, schöne Teresina etwa schon wieder auf dem Wege sei. O, wenn die wüßte, wie unerschöpflich viel Geld diese Fremden haben, sie würde nie zugeben, daß die beiden in dem armen, kleinen Hause der Nina Zeni eine Stube mieten.

3.

Während Nina die Fremden in das geräumige Zimmer geleitete, das um so geräumiger schien, als es außer den zwei Betten nur die allernötigsten Dinge enthielt, sagte sie: „Es soll Ihnen gefallen im Hause der Nina Zeni! Wenn nur erst die Prisca aus der Vigna von den Bergen zurück sein wird! Heute abend kommt sie; sie soll nun auch nicht mehr fortgehen, sondern soll immer lauschen, ob die Herrschaften einen Wunsch haben. O, es wird Ihnen gefallen in Santa Croce!"

Dabei horchte sie hinaus und tat so, als könne Prisca jeden Augenblick von der Arbeit heimkehren und auf die Wünsche der Fremden warten.

„Prisca! Prisca!" rief sie in ihrer beweglichen Hast einmal in die schmale Gasse hinauf und wußte doch, Prisca Zeni war heute weiter denn eine Wegstunde entfernt, und Prisca ahnte gar nicht, welche Geschäftigkeit die gute, dicke Nina daheim überkommen hatte.

Überdem dachte Nina auch daran, daß ihre dürftige Kleidung, die lediglich in Rücksicht auf die sengende Sonnenglut gewählt worden war, die Fremden in Verwunderung setzen könne. Sie warf sich deshalb ein

schwarzes Spitzentuch über die Schultern und verengerte mit einem leisen Seufzer den Bund des Rockes über den Hüften. Dann lehnte sie die grünen Läden an, sorgte für ein Handtuch und ging hinaus.

Als sie wieder in der Haustüre stand und hinübersah, wo Teresina Margiotta nun doch neugierig am Fenster erscheinen mußte, strahlte Nina Zeni in stolzem Glück.

Diesen Tag ihres Lebens hielt sie für wichtiger als jenen, an dem man ihr einst ihren lieben toten Antonio mit blutiger Stirne aus den Bergen von Santa Croce herabgetragen hatte; denn heute hatte ihre Klugheit die Schönheit Teresina Margiottas besiegt — bildete sie sich ein. Was als unmöglich galt — der dicken, verschlagenen Nina Zeni war es gelungen!

Und Teresina Margiotta erschien nach einer Weile wirklich am Fenster bei dem Torbogen, in dem die Wildfeige wurzelte, und — putzte Pfannen.

Über diese Gleichgültigkeit ärgerte sich Nina, tat noch hochmütiger und rief hinüber: „Na, Teresina Margiotta, was sagst du nun?"

„Was soll ich dir sagen?"

„Teresina Margiotta, wir werden nun nicht mehr arbeiten und werden nicht mehr hungern müssen, wie die armen Leute in Santa Croce! Und Prisca wird schöne Kleider tragen, Teresina, und . . ."

Teresina Margiotta hatte wieder das heimliche Lachen, an dem sich Nina das Herz vergiftete.

Sonst antwortete sie auf dieses niederträchtige Lachen mit argen Worten. Aber diesmal schwieg sie. Ihre

Seele war feierlich wie eine Kirche, und jede Hoffnung brannte darin als ein Licht.

Warum sollte sie aber der Frau des Jägers verraten, welcher Art die tausend Hoffnungen waren, die das schillernde Glück der Stunde in seinen Händen hielt, das nun auf einmal über Frau Nina gekommen war?

Immer weiter spannen sich ihre Gedanken und woben die dicke, glückliche Nina ein in ein strahlendes Netz . . . ‚O, Prisca, die fleißige, fromme Prisca soll nun schön sein und sie wird unter der Pflege Ninas am Ende fast so schön werden wie Teresina Margiottas goldhaariges Kind, die zwölfjährige Leonetta!‘ schmeichelte sich die törichte Alte.

Über diesem Gedanken, der Nina fast trunken machte — denn sie sann ihn zu einem köstlichen Ende —, legte sie die Hände an die Schläfen und legte die Hände auf das stürmische, glückselige Herz. O, jetzt wollte sie Teresina Margiotta, der stolzen, schönen, der eitlen, bewunderten Teresina heimzahlen, was die ihr die langen Jahre her angetan hatte!

Alles war besser und schöner drüben im Hause des Geierjägers.

Frau Nina Zeni hatte Teresina Margiottas Stolz die Jahre her schweigend, wenn auch nicht ohne Bitterkeit getragen. Ein einziges Mal hatte sie der Nachbarin keifend gegenübergestanden und hatte die Blitze ihrer Augen drohend gegen die schöne Frau geworfen:

„Teresina Margiotta, was bildest du dir eigentlich ein? Weißt du, ob sie dir deinen Jäger an diesem Tage tot von den Bergen bringen? Weißt du, ob

dein Kind, das um die Blumen der Felsen flattert wie ein Schmetterling und das zwischen den Zacken des Gesteins dahinhuscht wie eine Lazerte, weißt du, ob die goldhaarige Leonetta nicht eines Tages abgestürzt und zerschmettert am Wege liegt? O, Teresina Margiotta, du bist jung und stolz, du bist eitel und hochmütig! Fürchte den Zorn der Heiligen, Teresina Margiotta!"

So hatte Nina Zeni damals in ihrem Zorne zu ihr gesprochen.

Aber Teresina hatte sich gewendet und war in ihren feuerroten Pantoffeln trällernd die Gasse hinabgeschritten. Da hatte Nina Zeni zitternd in der Tür ihres Hauses gestanden und sich geärgert, daß die Nägel ihrer Finger sich tief in ihre fetten Hände gruben.

Nun aber war dieses Heute mit seinem unverhofften Glück gekommen! Dieser Tag, der vor ihr stand wie ein Gesandter der Muttergottes und zu ihr sprach: „Halte deine Schürze auf, Nina Zeni von Sonnino; ich will dir das Geld dieser Fremden hineinwerfen — Goldstücke, soviel der Himmel Sterne hat!"

‚So, Teresina Margiotta, jetzt rechnen wir ab! Jetzt gib acht, du dumme, eitle Teresina!' frohlockte sie in wachsendem Übermute.

In Frau Nina Zeni hatte dieser Tag eine Hoffnung lebendig gemacht, die selbst den Träumen ihrer wonnigsten Siesta bisher zu kühn gewesen war.

Darüber vergaß sie ihre eigene heiße Sehnsucht, einen Mann zu besitzen, der ihre behäbige Üppigkeit schön fände und für sie arbeite und Geld verdiene —

nein, sie vergaß dieses sehnende Verlangen nicht ganz. Aber sie war plötzlich und in wundersamer Wandlung geneigt, es ihrer lieben klugen Prisca willen in stummer Ergebung zu tragen, bis der Heilige von Padua oder die Himmelsmutter selber im Traum ihr einen Weg zu diesem fernen, fernen Glücke weisen würden. Oder bis sonst etwas geschähe; denn jetzt wollte Nina Zeni kämpfen — kämpfen mit Teresina Margiotta um das Glück ihres Lebens. Und die kugelrunde Nina wollte siegen!

4.

Wie die Abendglocke auf dem Turme des Bergkirchleins verklungen war, saß Nina Zeni mit den neuen Bewohnern ihres Hauses unter der breitblätterigen Feige und den blühenden Oleandern. Sie saßen in dem Höfchen zwischen den hohen, grauen Mauern hinter dem Hause.

Nina hatte mit Augen und Armen zu reden, um sich ihren neuen Freunden verständlich zu machen. Sie beschwor die beiden, daß die fleißige, kluge Prisca schon Sorge tragen werde, sie in wenigen Wochen so vortrefflich Italienisch zu lehren, daß sie sich hernach mit ihr unterhalten könnten wie die Leute von Santa Croce.

Ob sie für lange Zeit hier wohnen wollten?

„Ja."

Ob der Signore ein Maler sei, da sein Aussehen darauf hindeutete?

„Ein Maler nicht, aber ein Schriftsteller."

O! Übrigens könne der schwarzhaarige Herr für einen Italiener gehalten werden. Und die Signora mit dem seidenen, goldenen Haar sei so schön und sanft wie die Himmelsmutter selber und viel schöner als die schwarze, eitle Teresina drüben über der Gasse.

Und Nina Zeni erzählte, wie hochmütig diese Tere-

sina sei und wie sie ihr Kind, die Leonetta, tollköpfig mache in törichter Verblendung ihres Herzens.

Da klangen junge Stimmen vom Flur in das Gärtlein.

„Prisca! Prisca!“ schrie Nina, ohne sich von ihrem Sitze zu erheben. „Prisca! Beppino mio! Ihr seid lange aus an diesem Abend! Warum seid ihr so lange? Wußtet ihr nicht, daß vornehme Gäste angekommen sind?“

Und Nina streckte ihre fleischigen bloßen Arme nach ihren Enkeln aus.

„Ah,“ staunte die blonde Frau, „Euere Kinder, Signora Zeni?“

O, wie dies unbeholfene ‚Signora‘ der guten, behäbigen Nina in die Ohren klang! ‚Teresina Margiotta,‘ dachte sie, ‚wenn du hörtest, daß sie Signora zu mir sagt, du würdest sterben vor Ärger!‘

Nina schlug die Augen nieder; denn die deutsche Frau hatte ihr in dieser Frage zwiefach geschmeichelt.

Dann sagte sie verschämt: „Eh, Signora Margherita, — meine Kinder? Wär' dies möglich? Wär' dies wirklich möglich, Signora Margherita?“

Noch lächelte Nina Zeni; aber schon verlöschte das Licht der Freude auf ihrem breiten Gesichte wie der Abendschein auf dem Rücken der Felsen von Santa Croce und wich einer tiefen, schwermütigen Nacht.

Auch die fünfzehnjährige Prisca, neben der der jüngere Bruder stand, sah schweigsam und traurig auf die Fliesen des Höfchens und schüttelte kaum merklich den Kopf.

„O, o,“ begann Nina Zeni zu klagen, „es sind die Kinder Mariettas, es sind die Kinder meiner Tochter.“ In ihren Augen ging ein maßlos häßliches Licht an, wie sie sprach: „Und Marietta ist schon lange tot — tot, meine liebe, fromme, unglückliche Marietta!“

Ninas Worte ertranken in ihren Tränen. Sie legte die Hände auf die Knie der blonden deutschen Frau, und die Hände zitterten.

„Was hab' ich gelitten!“ schluchzte sie. Nun war Nina Zeni bei ihrem Elend angelangt. Da wurde alles an ihr noch viel beredter. Und wie ein Bergstrom zur Regenzeit brach die trübe Flut ihrer Rede über die ahnungslosen Fremden herein. „O, Signora, wissen Sie, was es heißt, ein Kind leiden und sich in das Grab härmen zu sehen? Meiner lieben, frommen Marietta ist das Herz gebrochen, und in diesen Armen ist sie mir gestorben. O, o! — Geh fort, Prisca! Geh fort, Beppino! Tragt Wasser herzu und bringt Brot und Salami in das Haus und Eier von Giani Torino . . .“

Wie sie diesen Namen aussprach, ging wieder das Leuchten der Freude auf ihrem vollen Gesicht an — es war, als erwache die Sonne noch einmal. Nina bestimmte, daß Prisca den Berg hinauf und durch die Limonière in die Zederwasserfabrik des Giani Torino gehen und Eier erstehen solle, diesmal für bares Geld. O, Giani Torino soll staunen, wenn Prisca Zeni mit einer Hand voll klirrender Soldi vor ihm steht!

Wie die Kinder mit ihrer sprachlosen Verwunderung über den Reichtum der Nonna gegangen waren, wandte

sich diese wieder gegen die Gäste. Die Schatten legten sich von neuem über ihre Stirn als sie sprach: „Prisca Zeni und Beppino Zeni sollen sie heißen, diese beiden. Ja, meinen Namen sollen sie tragen! Dio Cristo —“ die dicke Nina knirschte diesen Fluch zwischen den Zähnen hervor, als müsse sie ihn zerbeißen, damit er doppelt werde — „Dio Cristo, sie heißen anders; denn sie sind die Kinder jenes Verfluchten, um den meiner lieben, frommen Marietta das Herz gebrochen ist. Aber ich will sein Andenken auslöschen in meinem Hause, und ich mag nicht, daß sein Name in diesen Mauern genannt werde. Er ist ein Gipsfigurenhändler gewesen und ist ausgezogen, weiß Gott wohin! Er ist nicht heimgekehrt. Er ist verschollen. Und die Türe meines Hauses in Santa Croce ist ihm verschlossen solange ich lebe. In das Gesicht will ich ihn schlagen mit dieser Hand, wenn er den Weg jemals zurückfindet. Ich flehe die himmlische Mutter an, daß sie mir ihre heiligen Gnaden schicke und jenen nicht heimfinden läßt in den Frieden von Santa Croce. O, Madonnina mia, ich arbeite wie eine Eselin, diese Kinder aufzubringen ... aber ich habe alles getragen . . .“

Dabei stützte die dicke, faule Nina die Arme in den Ellbogen auf die Knie und barg das Gesicht in den Händen, während die Fremden mitleidig und schweigsam zu der armen Schwergeprüften heruntersahen.

„Ich habe gearbeitet wie eine Eselin“ — als Nina Zeni das sagte, ließ sie ihre Blicke flüchtig über die Krone der Gartenmauer gleiten, ob nicht etwa ein Neugieriger dort hocke, der sie lügen höre.

Es war niemand da. Und Teresina Margiotta konnte nicht bis hierher hören. O, wie würde Teresina Margiotta gelacht haben! Ganz Santa Croce hätte an diesem Abend erfahren: Nina Zeni hat gearbeitet wie eine Eselin!

Und dann?

Die Mäuler hätten sie sich vor Vergnügen zerrissen in Santa Croce: Nina Zeni meint, sie arbeite wie eine Eselin! Und alle roten Soldi, die je durch die Türe der Nina getragen worden sind, hat doch die Prisca verdient.

5.

Der große Abendpfau mit den schillernden Spiegeln auf den Flügeln schwirrte schon um die Lichter von Santa Croce, und die Oleanderschwärmer surrten um die roten Blütenbüschel, die die Nacht mit ihrem schweren Dufte füllten. Um diese Zeit wurden in dem armen Hause der Nina Zeni zwei Gespräche geführt. Für die, welche sie angingen, bedeuteten sie einen Wendepunkt ihres Lebens.

Die Türe links vom Flur leitete in die rußgeschwärzte Küche, durch die man in das Schlafzimmer Ninettas gelangte. Dort schlief Beppino schon und rief aus dem Traumlande herüber ein zärtliches „Prisca, o Prisca mia, es ist herrlich, ein Signore zu sein!“ ...

Daran war der glücklichen dicken Nina Beredsamkeit schuld, die dem Jungen in der Dämmerung mit so heißen Worten bunte Bilder von der kommenden Zeit entworfen hatte, daß sie in lockendem Glanze nun in seinen Schlummer leuchteten.

Nebenan auf dem Herdrand in der Küche unter dem weitausladenden Rauchfang aber saß um diese Stunde die glückliche Ninuccia selber. Sie hatte die fetten Arme zufrieden übereinander gelegt, die aus dem schwarzen Spitzentuch herausleuchteten, das ihr Schultern

und Haar deckte und in zierlicher Flebbe über die breite Stirne fiel. Und so würdevoll schaute sie in das rote Licht, das das heimliche Herdfeuer durch den Raum warf, als müsse sie schon an diesem Abende mit der Rolle der Signora sich vertraut machen.

Duft von Speck und Eiern stieg aus der Pfanne über dem Kohlenfeuer und schwamm hinaus auf die Berggasse, in der in dieser Nacht alles mit neugierigen Augen und flüsternden Reden wandelte, was in Santa Croce Röcke trug.

Endlich nahm Prisca die Pfanne vom Feuer und setzte sich neben Nina auf den Herdrand zum köstlichen Abendbrot.

Speck und Eier und weißes Brot — Nina schmatzte im Schweiße ihres Angesichts, tupfte zuletzt die Pfanne mit der weichen Krume aus und kühlte die heißen Lippen am herben Roten.

„Prisca!“ seufzte sie und wandte sich unter der ungewohnten Hülle der rinnenden Spitzen.

„Nonna mia,“ kicherte das Mädchen, „was fällt dir ein, in dieser Nacht am Herdfeuer zu sitzen wie im Betstuhl?“

Aber Frau Nina war unter allen Umständen gewillt, die Last ihres Umhanges zu tragen. „Was fällt dir ein? Kind, Kind, soll ich mich splitternackt ausziehen?“ zeterte sie.

Da kicherte Prisca abermals, trug die Gefäße zur Seite und saß von neuem neben Nina nieder.

Sie hatte längst erraten, daß diese heute noch lang und heimlich mit ihr reden werde.

Das stille, besinnliche Kind, das in das tiefe Leid

seiner Mutter hineingeboren worden war und das für Nina Zenis dicke Behäbigkeit von früh bis spät arbeiten gelernt hatte, wußte, wohinaus es nun mit Frau Nina wollte. Die war voller Pläne und rechnete sich mit dem Silber ihrer Mieter köstliche Freuden aus. Ehe der Mond sich nicht zum Niedergange schickte, würde sie in dieser Nacht keine Ruhe geben. Und doch ahnte Prisca nicht, daß sie selbst es war, der die Unrast der sonst so steten Matrone galt.

Nun faßte sie die Hände des Mädchens und zog es dicht an ihre Seite und umschlang es mit ihren Armen. Dabei flüsterte sie heiß und eifrig auf Prisca ein.

„Was meinst du zu unserm Glücke, Kind? Ist deine gute, sorgende Ninuccia nicht klug? Ist sie nicht die klügste unter den Frauen von Santa Croce? Ist sie nicht viel klüger als die eitle, hochmütige Teresina Margiotta und ihr Kind?“

„Ist Teresina Margiotta hochmütig?“ staunte Prisca.

„Und ob sie es ist! Teresina Margiotta ist eitel und dumm wie ein Pfau, und Leonetta gleicht ihr wie eine Pfauenfeder der anderen. Ich habe mich schon immer über diese Leonetta und ihre goldenen Haare geärgert. Madonna mia, was hat sie für Haare! Köstlicher und glänzender wie Nina Zenis deutsche Signora!“

„Leonetta Margiotta ist das schönste Mädchen von Santa Croce!“ sagte Prisca in stiller, neidloser Überzeugung.

Da zischte Nina Zeni, und ihre Augen leuchteten durch die Nacht, in die kaum noch ein Schein von den verglimmenden Kohlen fiel.

Sie hielt Prisca nun in den Armen wie ein Kind und beugte sich über sie, und ihr Flüstern wurde heißer: „Du bist fünfzehn Jahr alt, Prisca, und bist zwei Jahr älter als Leonetta Margiotta ... Hast du schon einen Mann lieb, Prisca?"

Sie sah, daß das Mädchen die Lider schloß. Da wußte Frau Nina, daß sie auf diese eine ungestüme Frage keine Antwort erhalten werde. Darum fuhr sie in einem Tone sicherer Würde fort, als wäre Priscas Herz ein Ding wie jenes, das die gute Nina dem Heiligen versprach, so oft sie ihre Sehnsucht hatte:

„Aber du wirst ihn lieb haben, den einen, um den sie alle den Hals sich verdrehen in Santa Croce! Du wirst ihn lieb haben und er dich — nun muß das kommen! Nun, da wir das viele Geld von den Fremden bekommen! Wir werden von heut ab nicht mehr borgen müssen — o nein, sondern wir werden daran denken, vornehm zu sein und den Ettore Torino zu heiraten."

Da streckte Prisca ihre Arme empor und schlang sie um Ninas Hals: „O, Ettore Torino — ich glaube, ich könnte um ihn sterben!"

Die schmalen Lippen des stillen Mädchens waren auf einmal heiß und sehnsüchtig und suchten nach dem Munde Ninas und fanden ihn und tranken sich in trunkener, wilder Lust daran fest.

Da schloß Nina ihre Lippen und litt das verzehrende Feuer dieses Kusses.

Alle Furcht und alles Leid besiegte dieser eine herrliche Tag!

6.

Wenn Frau Nina der Prisca vordem einmal bei der Arbeit zugeschaut hatte, so hatte sie denken müssen: ,Prisca ist fleißig und klug, und Prisca arbeitet, als ob Arbeit ein Glück sei.' Und wenn sie ihr nachschaute, ihr und dem Bruder Beppino, so oft die beiden des Morgens mit ihrem Krüglein die Felsengasse von Santa Croce in die Fron des Tages schritten, damit Nina Zeni daheim faul sein könne, so dachte sie: ,Wenn Prisca schön wäre wie Leonetta Margiotta, so würde sie seufzen unter der Härte ihres Schicksals. Sie würde eitel sein, sie würde sich schmücken mit Ketten und Ringen und leuchtenden Bändern — und wenn es gleichwohl wertlose Dinge wären, die nur blitzen, solange sie neu sind.'

Von alledem hatte Nina nie etwas an Prisca wahrgenommen. Und Prisca Zeni war doch schon beinahe sechzehn Jahre — mit vierzehn Jahren hatte Nina Zeni geheiratet, und mit fünfzehn Jahren rüstete dereinst Marietta, Priscas Mutter, zur Hochzeit. Aber Prisca hatte bis zu diesem Tage getan, als wäre sie gar nicht eines Mannes wegen auf der Welt; als wäre sie einzig dazu geboren, zu frönen wie eine Eselin und zu sorgen, damit es ihrem lieben, klugen Beppino wohl werde. Aber nun hatte Ninas List diesem jungen zagen Herzen ihr süßes Geheimnis entlockt.

Kamen die beiden Geschwister dann abends nach Hause, so war Prisca still und ernst und von so seltsamer Art, wie sie Nina Zeni noch nie an einem Mädchen der Berge von Santa Croce, nie an einer Tochter ihres Volkes wahrgenommen haben wollte.

Der liebe listige Beppino dagegen kletterte wie eine Katze auf die Feigenbäume, die an den Felsen hingen, und grub seine schneeweißen Zähne in die schwellende Süße der reifenden Früchte. Oder er klomm in den Runsen des Gesteins empor, wo die Käuze zu Neste getragen hatten, und raubte die Jungen.

Dabei leistete ihm die wilde Leonetta Margiotta in den meisten Fällen Gesellschaft.

Manchmal trieb er sich auch den ganzen Tag über mit dem goldhaarigen Nachbarkind in den Bergen umher; denn Leonetta sprang den Geschwistern, wenn sie zur Arbeit gingen, plötzlich in der Vigna über den Weg. Sie warf die glänzende Flut ihrer Haare in den Nacken und lockte mit so verführerischen Worten, daß ihr weder Beppino noch Prisca widerstehen konnte.

Dann hockten sie im Ginster an der Berglehne und teilten das Brot, wobei Prisca immer den kleineren Teil für sich behielt. Wenn auch dies geschehen war, ging die Schwester ohne Beppino zur Arbeit und log dem Weinbauern mit scheuen Augen und zitternder Stimme vor: Beppino sei heute wieder einmal krank, müsse im Bett liegen und Tee trinken.

An solchen Tagen arbeitete Prisca auch während der drei Mittagstunden, während welcher im Sommer niemand eine Hand rührte. Sie arbeitete für Beppo.

So gelang es ihr, die von diesem versäumte Arbeit einzuholen und am Ende der Woche den vollen Lohn nach Hause zu bringen.

Nina Zeni ahnte natürlich nicht, wie hart es dem Mädchen geworden war.

Die grenzenlose Liebe, mit welcher Prisca an ihrem Bruder hing, setzte Frau Nina anfangs in Erstaunen. Sie glaubte, diese Liebe sei wohl daher gekommen, daß die Kinder ihre Mutter nur durch eine kurze Zeit tiefer Trübsal gehabt hatten. Allen Reichtum mütterlicher Treue und Sorge hatte die leidende Frau über die Kleinen ausgegossen — so, als wollte sie ihnen in einer knappen Spanne Zeit alles geben, was sie ihnen später schuldig bleiben mußte. Dann starb sie. Und diese Treue und Sorge schien Priscas Erbteil geworden.

Aber Beppo wußte sich auch das Herz der Nonna zu stehlen. Was erst Mitleid mit dem verwaisten Jungen gewesen war, wuchs sich allgemach zu einer närrischen Liebe aus, die — neben dem köstlichen Faulsein — den ganzen Lebensinhalt Nina Zenis auszumachen schien.

Und so ward Beppino, der ein eigensinniges kränkelndes Kind gewesen war, unversehens der Abgott des Hauses.

Das empfand niemand mit größerer Genugtuung als der Junge selbst.

Aber keiner hätte die Lage der Dinge auch listiger auszunützen verstanden als er. Vor allem: er verscherzte sich die Gunst und Willfährigkeit Ninettas nie durch ungebärdiges Wesen und erfüllte ihr in seiner Verschlagenheit und Eigensucht alle Wünsche.

Er hatte Frau Nina oft genug erzählen hören, wie armselig es um ihn als Bambino bestellt gewesen sei, als seine Mutter Marietta vier Wochen nach seiner Geburt die Augen für immer schloß. Und er hörte sie wohl hundertmal erzählen und klagen, wie sie — die sorgsame, treue Ninetta — gewacht und geweint und sich gemüht habe, sein welkendes Leben zu erhalten.

Darum — wenn er keine Lust hatte, in der Vigna zu arbeiten, so jammerte der liebe, verschlagene Beppino des Morgens so lange im Bette, bis ihm Nina befahl, er müsse liegen bleiben und süßen Tee trinken.

Wenn es besser mit ihm geworden war, hieß ihn die Nonna, sich hinauszusetzen in Schatten und Stille. Und das geschah immer, sobald Prisca das Haus verlassen hatte, um ihr doppeltes Tagwerk zu beginnen.

Prisca ging arbeiten, Nina legte sich wieder schlafen, und das Feuer auf dem Herde ging nieder.

Wenn es dann so still im Hause geworden war, daß er das Summen der Fliegen von der Küche her hören konnte, kroch Beppino munter wie eine Lazerte über Gartenmauern und Maulbeerbäume in die nachbarliche Vigna.

Dort fand er Leonetta Margiotta und erzählte ihr: er wisse das Nest eines wunderschönen Vogels in den Felsklüften von Santa Croce; darin würden wohl Eier liegen — so golden wie Leonetta Margiottas leuchtende Haare.

Da funkelten Leonettas Augen wie Irrlichter: „Komm, Beppino, wir steigen in die Felsen!“

7.

Die behäbige, träge Nina, der die Augen zehnmal am Tage zufielen und deren Sinne das Summen einer Fliege oder das Flackern des Brandes, das Singen der Zikaden in den Gärten oder das Plätschern des Quells mit tiefem Schlummer umwob, war in der Nacht nach der Ankunft der beiden Fremden auf dem Herdrande wie heimliches Feuer. Sie fühlte, wie sehnsüchtig und leidenschaftlich Priscas junge Arme ihren Nacken umfingen und wie die Lippen des Mädchens sich an ihrem Munde festgetrunken hatten. Das Spitzentuch war herabgeglitten, und sie hielt das zitternde, leidenschaftliche Kind in ihren Armen und schwieg.

Der Schlag der Turmuhr von Santa Croce lief die Felsengasse herab; die Schritte draußen auf den Steinfliesen zwischen den Häusern verklangen — es ging gegen die Mitternacht.

Noch immer schwieg Ninetta — es war, als höre sie Prisca ins Herz. In dieser Nacht wollte sie alle Geheimnisse dieses Mädchens ergründen; in dieser Nacht wollte sie den heimlichen Brand zur lodernden Flamme entfachen.

Aber Prisca sprach nicht. Es war, als schüttele ein Fieber den zuckenden, jungen Leib. Nur manchmal

rang sich ein Laut über die heißen Lippen — halb Zagheit, halb Glückseligkeit. Aber Prisca sprach nicht.

Ninetta tastete mit ihrer Hand über ihre Stirn und tastete über ihre Augen. Die Lider waren geschlossen.

„Rede, Prisca! Es ist Mitternacht, und Santa Croce liegt schlafen.“

„O Ninuccia! Werde ich glücklich sein?“

„Du wirst es sein, Kind!“

„O Nina, liebe, kluge Nina!“

„Warum hast du dich heimlich verzehrt in Liebe zu Ettore Torino und hast dein Herz deiner Nina nicht verraten?“

Da schluchzte Prisca: „O, Ettore Torino ist so reich, und ich bin arm! Ettore Torino ist so weit und hoch für die arme, mutterlose, häßliche Prisca!“

„Du sollst nun nicht mehr arbeiten und sollst bunte Kleider tragen, Prisca! Du sollst schön sein!“

Immer fester schlang das Mädchen bei diesen märchenhaften Versprechungen die Arme um den Hals der Frau Nina.

„Wie kann ich schön sein? Wie kann ich?“ stammelte sie. Aber ihr junges verschüchtertes Herz jauchzte bei dem Gedanken an Ettore Torino.

„Du wirst dich mit Wasser aus Rosen waschen, und ich will dir die Haut reiben mit sanftem Öl,“ versprach Nina.

„O Ninuccia, liebe Ninuccia!“

„Wir wollen die Heiligen um ihre Hilfe bitten!“

„Aber Ettore Torino ist schön und stolz, er ist noch herrlicher als Teresina Margiottas Jäger!“

Wie Prisca diesen Namen nannte und ihren Zweifel schlecht verbarg, zuckte Frau Nina zusammen. Die Schlange Eifersucht stach sie in dieser Stunde schlimmer als je zuvor.

„Leonetta Margiotta!“ knirschte sie. Das klang wie ein Fluch.

„Was erschreckt dich, Ninetta?“ fragte Prisca.

„Ich hasse Leonetta Margiotta und ihre goldenen Haare. Die Männer sind närrisch auf so seidiges, goldenes Haar.“

„Und Ettore Torino wird sie sehen und lieben!“ klagte Prisca.

„Dio Cristo!“ knirschte Frau Nina. „Die Berge sollten über Leonetta Margiotta stürzen!“

„Ob sie ihn lieb hat?“ forschte Prisca bange. „Natürlich hat sie ihn lieb. Alle Mädchen haben ihn lieb.“

„Sie ist ja noch ein Kind, Prisca!“

„Aber sie wird ein Weib. Über Nacht — wenn Ettore Torino aus Afrika von den Bersaglieri nach Santa Croce zurückgekehrt sein wird.“ . . .

„Was wird dann sein?“ forschte Nina.

„Dann wird er keine sehen als sie.“

„Bis dahin ist es noch länger als ein Jahr!“ tröstete die Nonna.

„O, eine Ewigkeit! Und ich sterbe vor Sehnsucht nach Ettore Torino!“

„Spricht Leonetta Margiotta von ihm?“ forschte Nina.

„Niemals!“

„Sie ist ein unwissendes Kind!“

„Aber Teresina Margiotta wird mit ihr von ihm

reden, sobald er wieder daheim ist. Meinst du nicht auch, Nina?"

Nina Zeni grub ihre weißen Zähne in die fleischigen Lippen und zerbiß eine Verwünschung. In Wirklichkeit sah sie für Prisca keinen Weg in das Herz Ettore Torinos. Sie wußte: alle Mädchen von Santa Croce bitten die Heiligen um die Liebe des schönen, stolzen Sohnes Giani Torinos, der in den Bergen über Santa Croce das feurige Zederwasser brennt.

Und Nina Zeni würde vergeblich nach einem Worte des Trostes für sich und Prisca gesucht haben, wenn sie nicht gewußt hätte, daß Ettore Torino erst in fünfzehn Monaten heimkehrte aus den Felsgebirgen Afrikas, in denen er bei der stolzen Truppe der Bersaglieri diente. O, nur die schönsten und kühnsten Jungen Italiens dürfen den Rock der Bersaglieri tragen — und einer, dessen Haut die Sonne Afrikas den kupferbraunen Glanz geschenkt hat, einer, dessen Augen die Fluten des heiligen Stromes schauen durften, solch einer sollte sich um die arme, stille Prisca von Santa Croce kümmern und sie lieb haben? Und noch dazu einer, dessen Vater Giani Torino heißt und dessen Erbe die Zederwasserfabrik ist? Einer, der einst fünfzig Arbeiterinnen in seinem Dienste haben wird — mehr, als ganz Santa Croce aufzubringen vermag?

Prisca schwankten die Sinne, wenn sie das alles ausdachte. Sie war über ihrer stillen, heimlichen, heißen Liebe zu Ettore Torino einsilbig geworden und scheu. Sie arbeitete, um zu vergessen, arbeitete, bis ihr die Lider schwer wie Blei über die sehnsüchtigen Augen

sanken; denn sie fürchtete die süßen, heißen, hoffnungslosen Träume, die zwischen Schlaf und Wachen um ihr Bett flogen. Und sie fürchtete, sich Nina Zeni während des Schlafes durch Klagen oder Worte verlangender Liebe zu verraten.

Und nun?

Nun brach diese Nacht herein, die ihr bewußt werden ließ: Nina Zeni hat heimlich darauf gewartet, sie um das ängstlich gehütete Geheimnis ihres Herzens zu bestehlen. Sie hat dieses Geheimnis längst erkannt. Und Nina Zeni, die kluge, erfahrene Nina Zeni, wird von dem Gelde der Fremden schöne, bunte Kleider für Prisca schaffen und wird einen Weg finden, der hinanführt — hinan, wo zwischen hohen, grauen Mauern, zwischen den dichten Reben um das Besitztum Torinos die heißen Flämmchen der Granaten brennen und die süßen Früchte der blauen Feige reifen!

Prisca schwindelte vor dem Glück dieser Gedanken. Diese Herrlichkeit sollte einst ihr gehören dürfen — der armen Prisca Zeni, so versicherte die Nonna tiefen Ernstes! Es war nicht zu glauben.

In den Gassen von Santa Croce ging das Mondlicht, gingen die Klänge der Glocken einer Spätnachtstunde.

Da entkleidete Nina Zeni mit leisen Händen die glückliche, hoffende Prisca und leitete sie zu ihrem Lager.

„O, Ninetta mia, bist du wirklich voll Hoffnung?“ stammelte das Kind.

„Prisca, Prisca, Ettore Torino soll Leonetta Margiotta verfluchen und dich lieb haben! Gute Nacht, liebe Prisca!“

8.

Nicht lange nachher vernahm Prisca zwischen dem harten Schlag ihrer Pulse die tiefen Atemzüge der Nonna. Einmal hörte sie noch den silbernen Fall des Quells in dem großen Steintrog an der Piazzetta über die Gartenmauern herüber, und einmal — schon dumpf und verworren — die fremden Klänge der wunderlichen deutschen Sprache, von der sie nicht wußte, wie es möglich sei, sie zu verstehen oder gar zu sprechen — die deutsche Sprache mit ihren unmöglichen, mißtönigen Zischlauten.

Und in diesen harten deutschen Lauten, die durch das offene Fenster aus dem Zimmer jenseits des Flures in das silberne Licht des Mondes fielen, sprachen die zwei Menschen auch von ihrer Liebe und ihrer Hoffnung. Sie sprachen weich und in heimlichem Glück; sie standen mit ineinandergelegten Händen im klaren Glanze der Nacht, der wie silberne Schleier über sie durch das Fenster fiel. Auch sie sahen in diesem Tage den Weg ihres Lebens sich wenden. Und das kleine, arme Häuschen der Nina Zeni in der Felsengasse von Santa Croce sollte am Anfange dieser Fahrt zum Glücke stehen.

Während Nina Zeni schon in tiefstem Schlafe lag,

umfing Prisca auf ihrem Lager eine süße Mattigkeit — so beseligend nach den heißen Wallungen ihres Blutes während der Vormitternacht, daß sie sich geschlossenen Auges dem berückenden Zauber hingab, den sie zum ersten Male empfand — empfinden durfte. Ihre junge Seele hatte sich gelöst in dem Geständnis ihrer Liebe. Nun breitete sie ihre Flügel aus und flog durch das klingende Licht der silbernen Nacht. Es war ihr, als umschlinge sie Ettore Torino, von dem Nina behauptete, daß er sie lieb haben werde.

Bald darauf klangen kaum vernehmbar die leisen Schritte der Fremden auf dem Flur.

Prisca hörte, wie ‚Signore Riccardo' und ‚Signora Margherita' über die Schwelle der Gartentüre des Hauses traten und wußte, daß sie nach der Bank unter den tief herabhängenden Zweigen der großblätterigen Feige schritten. Dann gab sie sich wieder willenlos dem süßen Rausche hin, der ihre Seele liebkoste.

Draußen im zitternden Lichte zwischen den Gartenmauern hielt der schwarzbärtige Deutsche die blonde schöne Frau in seinen Armen, und ihre Lippen lagen in langen, heißen Küssen aufeinander.

Das alles vermeinte Prisca zu sehen, und ihr Herz läutete Sturm, läutete so laut, daß sie dachte, die gute, behäbige Nina müsse in ihren Kissen sich aufrichten und horchen. Und von draußen klang das Flüstern der Glücklichen zwischen den angelehnten Fensterläden herein, das nur hin und wieder von einem lauten Worte unterbrochen ward....

„Daß wir einem schönen, fremden Sterne nachgingen,

Margherita — ahnte ich's nicht? Nun wollen wir hinter uns lassen, weit hinter uns, was uns bange macht — vor uns liegen die goldenen Tage! Über diesem schönen Lande leuchtet die Morgenröte unserer herrlichen Zukunft! Wir wollen diese erste glückliche Nacht wach sein und wollen die Sonne aufgehen sehen über dem Felsgebirge von Santa Croce. Magst du?"

Und die blonde sanfte Frau, die in den Armen des Mannes gelegen hatte, richtete sich empor.

Sie gingen lautlos aus dem ummauerten Hofe zurück in das Haus, gingen über den Flur und traten in den Traum der engen Gasse, die hinauf in die Vignen führte und weiter hinauf in den Zacken des Gebirges sich verlor. Die Schatten der Gartenmauern lagen in scharfen Rissen auf den Fliesen — die Bergwelt ringsum war ein silbernes Märchen.

Langsam schritten sie die Steilgasse empor. Margherita lehnte sich im Gehen an das Herz des Mannes, dem ihre Liebe, dem noch all ihr Glaube gehörte.

„O Margherita," sagte er, „und wenn wir alles Glück der Erde hinter uns gelassen hätten, getraust du dir, es hier von neuem zu finden?"

Einen Augenblick sanken die Lider wie in heimlicher Bangnis über die feuchten Augen der blonden Frau; dann legte sie ihre Hände auf die Achseln des Mannes: „An deiner Seite ist das Glück — ja, ich glaub' es."

Und weiter schritten sie und weiter, bis die Felsengasse nur noch ein schmaler, getretener Pfad war, der auf einer breiten Felsenkuppe endigte. Ringsum zitterte das Silber der Oliven; denn der Bergwind, der vor

dem nahenden Tage herfliegt, wollte erwachen, und die Blauamseln begannen schon leise zu stimmen.

Von der Kuppe schauten sie hinab auf die Dächer von Santa Croce, unter denen noch alles Leben schlief. Nur die Glocken des Felskirchleins sangen einmal, und tief im Osten entglomm ein Funke Sonnenlicht. Der dehnte sich zu einem goldenen Streif, der loderte empor zu purpurnem Brande.

Und das rosige Licht der Frühe flog um die beiden Menschen auf dem Felsen.

Mit dem linken Arm umschlang Richard das Weib und den rechten hob er wie ein Sieger: „O Margherita, ich habe Jahre meines Lebens versäumt! Ich jagte nach Tand und Blendwerk und vergaß über der Enge und Kleinheit, was groß und ewig ist! Aber es ist noch nicht zu spät für meinen Mut und meine Kraft. Und wenn irgend auf Erden Werke von unvergänglicher Größe und Schönheit geschaffen werden können — hier müssen sie geschaffen werden, und ich will sie hervorbringen in dieser tiefen Einsamkeit erhabener Natur. Der Name Richard Krauß soll den Menschen geläufig und eine frohe Botschaft werden aller Willensstärke und Geistesgröße.“

Margherita überrann bei diesen tönenden Worten des Mannes ein Schauer der Bewunderung. Sie lehnte sich so fest gegen die Brust des Geliebten und lag so sicher in seinen Armen — ein Bild willenloser Ergebung.

Richard entging die erschütternde Wirkung nicht, die seine klingenden Worte auf Margherita hatten. Sie

hob ihre Augen zu ihm auf und sagte still und feierlich: „Ich glaube an dich, wie ich einst an das Glück geglaubt habe!“ ...

Leicht, widerstandslos — wie die Liebe dieses vertrauenden Weibes, das, vom Leben enttäuscht, in ihm die Erfüllung ihres Hoffens suchte, dachte sich Richard Krauß mit seiner Kunst die Welt zu erobern. Es stand niemand an seiner Seite, der zu ihm sagte: „Eitler, törichter Schwärmer! Verblendeter, der seine Kraft nicht kennt!“ Ein müdegetäuschtes Weib lehnte sich an seine Brust; an dieser Frau wuchs der Wahn seiner Größe bis an die Säume des Himmels ... Aber Frauenliebe ist ein schlechter Richter des Rechts, und die Schwäche des Frauenherzens mißt die Kraft des Mannes mit trügerischem Maße.

Der Tag war inzwischen in königlicher Pracht über die Berge gestiegen.

Da schritten die beiden Menschen mit ihrem Traume von Glück hernieder in das erwachte Santa Croce.

9.

In der Türe zu der rußigen Küche stand Nina Zeni in ihrer ganzen stolzen Fülle.

Sie hatte von Prisca erfahren, daß die Deutschen vor Tau und Tag aus dem Hause gegangen seien — nun ja, alle Welt weiß: diese Deutschen sind verrückt. Pah, was ficht das Nina Zeni an, wenn sie ihr nur allwöchentlich die verabredete Zahl von Liren in die begehrliche Hand zahlen!

Und Nina Zeni überschüttete die Heimkehrenden mit einer Flut von Fragen, auf deren keine sie eine Antwort zu erwarten schien. Aber über all ihren Fragen hatte sie doch noch Zeit genug, diesen stolzen, wortkargen Signore Riccardo mit dem dunklen Vollbarte prüfenden Blickes zu durchforschen, als gälte es die Lösung eines Rätsels.

Er befahl mehr, als er bat, über Frau Ninas Schulter hinweg von Prisca den Morgenkaffee und zog sich in das Zimmer zurück, als wartete eine Fülle von Arbeit auf ihn.

Die dicke Nina warf sich das Schleiertuch über und brachte das Frühstück.

Und wieder nach einer Zeit ward mit Hilfe Priscas und der Nonna eine durchgreifende Veränderung in dem

Zimmer der Gäste vorgenommen, in dem die Lager noch unberührt standen.

Den Vorschlag Ninas, die Herrschaften möchten die Läden schließen und sich der Ruhe hingeben, wies Richard Krauß mit einem fast mitleidigen Lächeln zurück.

„Schlafen?" lachte er. „Ich bin in die Pracht dieser Berge geflohen, um zu arbeiten, Signora!"

Da war wieder das hilflose, lächerliche ‚Signora', mit dem diese Deutschen womöglich die Bettlerin am Wege anrufen! Gestern hatte die dicke Nina bescheiden lächelnd die Augen niedergeschlagen, heute aber wehrte sie mit beiden Händen ab: „Nicht ‚Signora', Herr! O, o! Das wäre eine zu große Ehre für die arme, einfache Nina Zeni, die Ihnen und der gnädigen Frau fortan dienen will. ‚Padrona', wenn es Ihnen gefällig ist, Herr!"

Diese Belehrung ließ Signore Riccardo sich schweigend gefallen, während er die Hand flach auf einen Stoß beschriebener und unbeschriebener Blätter gelegt hatte. Dann forderte er Prisca und Nina auf, den einen Tisch in das Licht am Fenster zu rücken, und bedeutete sie, daß von allen Blättern, die für die Folge auf diesem Schreibtische liegen würden, nichts weggetragen, ja nicht einmal berührt werden dürfe, da jedes geschriebene Wort unersetzlich für ihn und die Mitwelt sei.

Das fand die dicke, praktische Nina noch verrückter, als in dem Mondlichte der Nachmitternacht durch die Vignen zu streifen und dann am Tage nicht einmal zu schlafen.

Aber pah — was ging sie die Narrheit der Deutschen

an! Für so viel Lire ließen sich ja wohl einige Sonderheiten in Kauf nehmen. Und Nina Zeni war unweigerlich entschlossen, für den bewilligten Mietpreis alles über sich ergehen zu lassen.

„Müssen wir nicht, Prisca? Können wir nicht, Prisca?" fragte sie, als sie wieder auf der Ecke des Herdes saß, um von der gehabten Mühe sich auszuruhen. „Wir werden nicht mehr arbeiten und haben Eier und Maccaroni, haben Reis und Huhn und Kuchen so viel wir mögen; und jene haben ihre Narrheiten.... Ob die blonde Signora seine Frau ist, Prisca? Eh, Prisca, was meinst du?"

Sie sah in ein paar verwunderte junge Augen; die fragten: ‚Seine Frau? Ja, was soll sie sonst sein?'

Dabei beschied sich Nina Zeni und dachte, über derartige Dinge sei besser mit Teresina Margiotta zu reden. Und sie sprach leise und lehnte die Küchentüre an; denn die schöne blonde Signora hatte ihr verraten, daß tiefe Ruhe im Hause herrschen müsse; Signore Riccardo sei ein deutscher Schriftsteller, dessen Ruhm in kurzer Zeit die halbe Welt erfüllen werde, wenn nur kein Laut des Lebens die Stille um ihn her störe.

„O, im Hause von Frau Nina ist es märchenstill! O, im Hause von Frau Nina hört man die Sonnenstrahlen schreiten!" hatte die runde Nina der ängstlichen Hüterin des Ruhmes ihres stolzen Schriftstellers versichert.

Während Prisca einkaufen war und die Nonna auf dem Herdrande vor sich hindämmerte (es war die Zeit, in der sie vordem sich wieder zu Bette gelegt

hatte), knirschte die Feder Richards im Raume drüben jenseits des Flurs in kurzen Zwischenräumen über das Papier.

Margherita saß in einer Ecke des Zimmers und war beflissen, eine Handarbeit fortzusetzen; aber sie rang mit dem Schlummer.

Weil sie die Feder immer seltener vernahm, fuhr sie manchmal erschreckt empor; denn sie dachte, sie habe geschlafen, während er sich mühe und gar kein Zeichen von Müdigkeit an ihm wahrnehmbar sei.

Da wandte er sich um: „Bist du müde, Rita? Möchtest du dich nicht auf das Bett legen?"

Margherita lächelte dankbar. Sie dachte, sie wolle ihm im Vorüberschreiten mit ihrer leisen Hand die Stirne berühren. Aber sie wagte es nicht, aus Furcht, sie möchte das feine Netz seiner dichterischen Gedanken mit dieser leisen Hand zerstören. Darum sprach sie auch nicht, sondern legte sich in den Kleidern lautlos auf das Lager.

Allein der Schlaf mochte nicht kommen; denn die Feder Richards lag nun auf dem Rande des Tisches, und er schaute in tiefem Nachdenken durch das heimliche Spinnen des Rauches seiner Zigarette.

Margherita aber zürnte sich und ihrer Schwäche: die Sorge um sie hatte den Geliebten nun doch wohl aus den Höhen des Fluges seiner Gedanken herniedergezogen in die kleinliche Welt der Wirklichkeit, herniedergezogen durch ihre widerstandslose Mattigkeit.

Ein leises Seufzen Richards machte ihr diese Annahme zur quälenden Gewißheit.

„Rita, du schläfst nicht?"

„Vielleicht bin ich zu müde, oder es ist das Ungewohnte des Lagers und der Umgebung."

Da erhob sich Richard und warf den Rest seiner Zigarette zum Fenster hinaus: „Natürlich! Man muß sich erst einleben. Und dazu die Strapazen der langen Reise, die durchwachte Nacht. Wie kann ich denn daran denken, an einem solchen Tag etwas Ordentliches zu schreiben — bei der Größe dieser Gedanken! Erst mal eine lange, gründliche Ruhe. Meinst du nicht auch, Rita?"

„Du weißt am besten, was nötig ist, Richard", antwortete sie sanft.

Und er lehnte die Läden an, so daß ein trauliches Dämmerlicht das Zimmer füllte, entkleidete sich und legte sich schlafen.

Als draußen wenige Augenblicke später die Türe des Flurs knarrte, erschien Nina Zeni, so rasch es ihres Leibes Fülle litt, vor der Küche und legte die Finger fest auf die Lippen: „Still, Teresina Margiotta! Signore Riccardo ist ein deutscher Dichter, und Signore Riccardo schafft hinter jener Türe unsterbliche Werke!" sagte sie mit komischer Grandezza.

Teresina Margiotta prallte ein wenig zurück; dann faßte sie sich aber, und ihre roten, reizenden Pantoffeln klappten wie sonst unter dem schmiegsamen, schönen Weibe in die rußige Küche der Nina Zeni.

Am Herde berieten sie sich. Was Teresina Margiotta von der blonden deutschen Signora denke — ob sie nicht wundervolles Haar habe, glänzender als

die Himmelsmutter, und ob sie nicht viel schöner sei als alle Frauen von Santa Croce — Teresina natürlich inbegriffen? Und was Teresina meine: ob sie eigentlich seine Frau sei? Man könne nicht wissen — diese deutschen Künstler sind verrückte Leute, sagt man . . .

„Aber was tut das? Sie sind reich, Teresina Margiotta!"

Und die Augen Nina Zenis leuchteten wie in stolzem Siege.

10.

Von dieser Zeit an war das Leben für Beppino, den Landstreicher, noch wesentlich leichter. Er erfreute sich fortan einer vortrefflichen Gesundheit, und das schrieb Nina Zeni auf das Konto ihrer sorgenden und unermüdlichen großmütterlichen Treue.

„Teresina Margiotta," sagte sie eines Tages, „was glaubst du wohl, was aus den Kindern meiner frommen, unglücklichen Marietta geworden wäre, wenn ich nicht gearbeitet und gelitten hätte Tag und Nacht? Teresina Margiotta, die Hände haben mir geblutet von der Arbeit, und die Augen waren mir rot vom Weinen. Aber ich habe gebetet — o, wie habe ich gebetet und gearbeitet, Teresina Margiotta!"

Da nickte die Schöne aus der Felsengasse, ohne heute für nötig zu halten, der fleischigen Ninetta die Lustigkeit zu verbergen, die sie bei den Beteuerungen überkam, und sagte: „Nina Zeni, über dir ist der Segen des Himmels, sonst wärst du noch dünner geworden!"

Da machte Ninetta ein Kreuz vor ihrer Brust und bewegte die Lippen in heimlicher Anrufung.

Beppino, der auf dem Herde lag und gerade dabei war, die Steine der von ihm verzehrten Pfirsiche in

die heißen Kohlen zu werfen und an den stiebenden Funken sich zu ergötzen, hielt diese Gelegenheit für günstig, sein Tagewerk zu beginnen: er entschlüpfte. Dann kroch er über das brüchige, flache Dach des Hauses und warf von dort aus durch ein offenes Fenster jenseits der Gasse eine der rotbäckigen Früchte. Die hatte er schon früh aus dem benachbarten Weingarten gestohlen.

Gleich darauf erschien das lachende Gesicht Leonetta Margiottas drüben, um das die goldroten Haare in glänzenden Strähnen hingen. Leonetta hielt sich mit den Händen am Fensterkreuz, war bloßarmig und hatte außer dem blütenweißen Hemde nichts an als das rote, knielange Röcklein.

Beppino lag platt auf den Ziegeln des Daches und nagte an einem Pfirsich: „Nun, Leonetta Margiotta?“ fragte er lachend hinüber.

„Hast du wieder ein Nest mit goldenen Eiern entdeckt?“ neckte die schlanke Gazelle.

„Nein, aber ich weiß köstliche blaue Feigen und halbflügge Geier im Neste; und die goldenen Eier sollst du doch noch haben, Leonetta Margiotta!“

„Du hast Pfirsiche gestohlen!“

„Ja, für dich! Kommst du?“

„Wohin?“

„In die Berge!“

Da war Leonetta Margiotta mit einem Sprung auf dem Fensterbrett! Da flogen ihre roten, zierlichen Pantoffeln ihr voraus und klackten auf die Fliesen der Gasse. Da hing Leonetta Margiotta über dem

Türstein und glitt hernieder und stand vor dem Hause: „Beppino, wo bist du?"

Der sprang vom Dach auf die Gartenmauer, reichte dem goldhaarigen Mädchen die Hand, und wie eine Katze erklomm sie die Mauer.

Unter den grünen Schattendächern der Vigna waren die beiden alsbald verschwunden.

* * *

Als Frau Nina Zeni, die ihre Bettstatt so behäbig füllte, an diesem Morgen die Augen aufgeschlagen hatte, war ihr erster Gedanke nicht, in dem golddurchwirkten Helldunkel hinter den Jalousien noch eine gemessene Frist zwischen Schlaf und Wachen zu verdämmern, wie sie das in früheren Tagen gehalten hatte — nein, Nina Zeni quälte sich an diesem Morgen wieder einmal eifersüchtig um Teresina Margiotta und um ihr Kind. Es waren viele Mädchen in Santa Croce, die in ihrem Herzen auf die Heimkehr Ettore Torinos warteten. Aber Ninetta fürchtete keins — pah, sie mußten alle arbeiten, womöglich gar in Giani Torinos Schnapsfabrik. Sie hatten alle heiße Augen und heiße Herzen und glühendes Verlangen nach den Lippen eines Mannes. Das würde Ettore Torino mit seinen kecken Blicken sehen, und er würde vielleicht auch eine aus dieser Schar gerne sehen und hübsch finden — aber lieb haben oder gar heiraten? Madonna mia, so etwas heiratet Ettore Torino doch nicht! Einer, der bei den Bersaglieri in

den Klüften der Berge Afrikas stark wie ein Löwe geworden ist und eine Haut hat wie blankes Kupfer!

So versuchte Nina Zeni in heimlichen Selbstgesprächen ihr Herz zur Ruhe zu reden.

Aber da war Leonetta Margiotta! Leonetta Margiottas flammendes Haar und ihre sonnige Schönheit!

‚Leonetta Margiotta ist ein Wunder des Himmels‘, dachte Nina Zeni, so oft die Flamme der Eifersucht in ihrem Herzen von neuem aufschlug. Und das war an jedem Tage.

Und in der Tat — Leonetta Margiotta hatte alle Schönheit und Behendigkeit des Geierjägers, und sie hatte alle Schmiegsamkeit und das köstliche Wiegen des Leibes von ihrer Mutter. Dazu kam das Wunder ihres goldenen Haares. Weiß Gott, wie sie zu diesem Glücke gekommen — auf hundert Meilen in dem Felsgebirge war keine, die auch nur einen Schimmer der Schönheit dieses Mädchens besaß, Teresina Margiotta nicht ausgenommen.

Darum hatten sie — gottlos und frech — das Kind Leonetta getauft. Im ganzen Kalender war kein Tag zu finden, der den Namen einer heiligen Leonetta trug!

Und Leonetta Margiotta war Nina Zenis heimliche Qual.

Während die Frauen an diesem Morgen mit über der Brust gekreuzten Armen auf dem Herdrande saßen und Teresina Margiottas mattes Silber der Ohrgehänge leise läutete, wenn es an die Glieder ihrer Halskette streifte (und das geschah immer, sobald die Neugier

Teresinas lebhafter mit der wunderlichen Art der Deutschen sich beschäftigte), legte Ninetta oft mahnend die Finger auf die Lippen: „Still, Teresina Margiotta! Habe ich dir nicht gesagt: Signore Riccardo arbeitet? Arbeitet mit dem Kopf! Madonna mia, Teresina, was sagst du dazu? Ein Mensch, der mit dem Kopfe arbeitet! Sind diese Deutschen nicht verrückt?“

Da war die geschwätzige Nina schon wieder bei ihren Gästen angelangt! Und seit dem frühen Morgen hatte sie sich doch vorgenommen: sie müsse heut oder ehestens über Teresina Margiotta und ihre Pläne ins klare kommen. Sie müsse sie um ihr Geheimnis bestehlen und Antwort auf die Frage bekommen: Was will das mit Leonetta Margiotta werden? Denkt Teresina Margiotta für ihr Kind an Ettore Torino?

Frau Nina hatte schon im Bette an ihren Fingern ausgerechnet, daß Leonetta vierzehn Jahre geworden sein werde, wenn Ettore Torino kupferbraun und schön und stark in die Berge von Santa Croce zurückkehre. Darüber war sie von neuem zu der quälenden Erkenntnis gelangt, daß Teresina Margiottas Kind dann die schönste und jüngste unter den heiratsfähigen Töchtern der Felsendörfer sei.

In dieser Stunde wollte Nina den Weg in Teresinas Herz finden — jetzt, solange Prisca noch bei den Krämern und droben bei Giani Torino war, um einzukaufen; denn sie dachte: Teresina werde ihr Geheimnis nicht um Gold an eine der Frauen von Santa Croce verkaufen, aber sie werde es in eitler Geschwätzigkeit dem guten Herzen der Ninetta umsonst verraten.

„Teresina mia,“ begann sie schmeichelnd nach einer Weile. Sie hatte den würdigen, gebieterischen Ton ganz vergessen, in dem sie sich der Nachbarin gegenüber vordem hochmütig gefallen hatte. „Teresina mia, wie treu du bist und eine wie vortreffliche Freundin! Es ist herrlich von dir, daß du gekommen bist, meine Sorgen um die deutschen Herrschaften zu teilen . . .“

Teresina Margiotta ließ die Worte, süß wie reife Feigen, verwundert über sich ausschütten und warf nur einmal einen kurzen Blick aus den Winkeln ihrer klaren Augen auf die dicke, listige Nina.

Was wollte Nina von ihr? Sie konnte nicht zur Klarheit gelangen. Aber fangen wollte sie sich nicht lassen von Ninas List.

Darum sprang sie plötzlich auf: „Ninetta, was sitz' ich hier und schwätze? Ninetta, müßte ich mich nicht vor Giulio schämen, wenn er wüßte, ich sitze faul auf dem Herde der Ninuccia? Eh, laß mich gehen!“

Aber Nina streckte ihr die Arme entgegen und drückte sie entschieden auf ihren Sitz zurück.

„O, liebe Teresina Margiotta, nur heute, heute mußt du bleiben und mußt mich mit deiner Klugheit beraten! Ist Leonetta nicht in deinem Hause? Ist Leonetta nicht in deinem Garten und bricht Bohnen und schürt das Feuer? Arbeitet Leonetta nicht wie es sich für ein großes Mädchen schickt? Warum willst du also nach Hause, Teresina Margiotta?“

Da lachte die schöne Frau ihr klingendes Lachen, mit dem sie die festesten Schlösser vor dem Herzen eines Mannes zu sprengen vermocht hätte und mit dem

sie Nina Zeni toll machen konnte vor Eifersucht. Dann schwieg sie plötzlich, ließ den fürwitzigen roten Pantoffel auf ihren Zehen tanzen und schlug ihn wieder gegen die Ferse des bloßen weißen Fußes.

Nina ärgerte sich auch über dies kecke Spiel mit dem koketten, kleinen Pantoffel — sie ärgerte sich über alles, was Teresina Margiotta anging, und rückte unruhig auf den Steinen des Herdes hin und her.

„Was ist dir, Teresina? Warum redest du nicht? Bist du nicht wunderlich, wenn du heimgehst und arbeitest?"

In den Augen der Nachbarin, die nun lange forschend und zweifelnd auf Ninas behäbiger Fülle ruhten, wußte Nina zu lesen.

Aber nicht die Augen sollten stumme, deutsame Worte reden, sondern der Mund Teresina Margiottas sollte bekennen — sollte klar und unzweideutig bekennen, wohinaus sie mit der schlanken Leonetta wollte.

„Na, Teresina? Magst du nicht verraten, was dir dein Felsentauber heimlich vertraut hat?" fragte sie giftig. Ninetta fiel allgemach aus ihrer Rolle. Diese kluge, tückische Teresina quälte sie heute wieder einmal bis aufs Blut! Und weil sie immer noch schwieg und Gefallen daran zu haben schien, die dicke Nachbarin zu foltern, lief Ninas volles Herz endlich über wie der Steintrog an der Piazzetta von Santa Croce, wenn alle Frühlingswässer rinnen: „O, Teresina Margiotta, ganz Santa Croce weiß, daß du und dein stolzer, vermessener Giulio — daß ihr beide närrisch verliebt seid in euere kleine Löwin und daß ihr — o heilige

Jungfrau! — eine Signora aus ihr machen möchtet! Nicht gleich eine Contessa? Teresina Margiotta, was treibt ihr für Dinge? Du arbeitest, und das Mädchen reibt sich Stirn und Wangen mit Tüchern aus knisternder Seide! Du läßt es dir hart werden, und Leonetta ist müßig wie eine Eidechse in der Sonne!"

Und Teresina Margiotta sah die quälende Eifersucht und lachte — Madonna del Carmine, wie diese Frau lachte!

„Ninuccia!" sagte sie und krümmte sich vor Lust, „Nin — Ninuccia, liebe, dicke Ninuccia, dein deutscher Dichter arbeitet! Er wird viel Geld verdienen und wird dir davon geben — warum schreist du so, meine liebe, sorgende Nina? Und warum reitest du auf den Steinen unter dir, als wären es heiße Kohlen?"

Das war zu viel!

Teresina Margiotta verhöhnte sie!

Da kreischte Nina auf und sprang empor und krümmte ihre Finger: „Teresina Margiotta, weißt du, wen Ettore Torino lieb hat? Weißt du, wen Ettore Torino heiratet?"

Und die schöne Frau lachte, lachte wie der Mai in den Bergen von Santa Croce: „Dich! dich, meine liebe, fleischige Ninuccia!"

„Satanella!" knirschte sie, aber sie lachte mit, die schlaue, listige Nina.

„Na, Nina? Wen meinst du wohl, wen heiratet Ettore Torino?" fragte Teresina endlich und wandte sich zum Gehen; denn die gegenüberliegende Türe öffnete sich, und ein müdes Gesicht mit einem dunklen

Vollbart und einem Paar verdrießlicher Augen schaute heraus. Signore Riccardo gedachte, es für diesmal bei dem strafenden Blicke bewenden zu lassen.

Aber Teresina Margiotta trat aus der Küche in den Flur, als ob sie der deutsche Dichter gar nicht kümmere. Und lachend rief sie der Nachbarin zu:

„Eh, das möchtest du wissen? Aber du erfährst es nicht. Niemand erfährt es, bis es Wahrheit geworden. Und dann werdet ihr sterben vor Ärger!"

Nun klang das Lachen der Teresina schon von der Felsengasse herein, und auf der Felsengasse klappten die roten, herrlichen Pantoffel hinüber nach dem Hause des Geierjägers.

Und Ninetta sank auf den Rand des Herdes und flehte den Fluch des Himmels auf Teresina Margiottas Vermessenheit hernieder.

11.

Als sie in den Vignen die Trauben schon längst gebrochen hatten, und als in der Novemberstille der umflorten Berghänge die Oliven reiften, hatten sich die Bewohner von Santa Croce in die merkwürdige Tatsache gefunden, daß die dicke Nina Zeni von einem großen Glücke heimgesucht worden sei.

Die Deutschen, von denen man nun längst ganz genau wußte, woher sie kamen, was sie waren und was sie trieben, versorgten die begehrliche Hand Nina Zenis allwöchentlich mit einer bescheidenen Anzahl von Liren, die für die noch viel bescheideneren Verhältnisse und die Anspruchslosigkeit der Leute von Santa Croce eben einen Reichtum bedeuteten.

Daß Prisca und ihr Bruder Beppo einst im Tagelohne des Weingärtners gestanden hatten, klang schon wie ein Märchen.

Frau Nina war womöglich noch fülliger geworden und zerfloß doch an jedem Tage in Untertänigkeit und Dienstbereitschaft vor der sanften blonden Frau.

Signore Riccardo ward selten gesehen. Desto häufiger und angelegentlicher erkundigte sich Frau Nina nach dem Befinden des Herrn. Sie beteuerte der blonden deutschen Frau: der fleißige, kluge Signore werde sicher

vor Überanstrengung einmal krank werden; denn dafür könne sie sich der Signora verbürgen, daß der Kopf immerhin ein edler Teil des menschlichen Leibes sei und daß ihn darum kein vernünftig Denkender soundsoviel Stunden des Tages in aufreibender Arbeit mißbrauche.

Margherita belächelte die Besorgnisse der Padrona in ihrer milden Art. Trotz aller Sorge der Nina Zeni trat natürlich keine Änderung in der Lebensweise des dichtenden Signore Riccardo ein. Dieser schien für seine Umgebung in der grauen Spätherbstzeit mit ihrem beginnenden Segen unnahbarer denn je.

Aber Frau Nina wußte sich das sanfte Herz der Herrin allgemach so vollständig zu erobern, daß diese den größten Teil des Tages nun in ihrer Gemeinschaft in der Nähe des Herdes verbrachte. Wenn draußen der Regen rann, lachten die Flammen so freundlich unter dem rußigen Kessel; es war ein trautsames Beisammensein in ihrer Nähe. Und Nina Zeni wußte geschäftig zu erzählen, am schönsten aber von Sonnino, dem Räuberneste in den pontinischen Sümpfen, um das die Abendsonne so rot und heiß ihre purpurnen Schleier wob.

Schon ehe die Trauben reiften, erschien Margherita häufiger in der Küche; denn sie fand Gefallen an der Eigenart dieses rußigen, gewölbten Raumes, an dem offenen Feuer, an dem riesigen Rauchfange, an dem blitzenden Kupfergeschirr, das an den schwarzen Wänden hing, und an den ihr bis dahin fremden Hantierungen und der landesüblichen Speisebereitung.

Und wie ihr dies alles ganz geläufig geworden war, zeigte Signora Margherita immer deutlicher Lust, sich in der Gemeinschaft Ninas und Priscas wohnlich einzurichten; denn wenn sie sich tagsüber in der Küche aufhalte, werde Signore Riccardos Arbeit noch weit raschere Fortschritte machen — sagte sie zu Nina.

Das sah Nina Zeni zwar nicht ein, aber das schlichte Wesen der deutschen Frau rührte sie zu Tränen. Sie legte ihre Hände auf die weißen, schlanken Hände Margheritas: „O Signora," sagte sie mit gehobener Stimme, „wie könnten wir! Und wie dürfte ich zugeben, daß Sie mit uns immerfort in diesem schlechten Halbdunkel am Herde leben?"

Aber Frau Nina fühlte sich in dem Wunsche der Signora geschmeichelt. Sie dachte auch daran, daß die Frauen von Santa Croce eine heiße Verehrung für Ritas blonde Frauenschönheit hatten, und wie sie ihr diese Freundschaft neiden würden! Und wer hätte heimlicher und freudiger für Priscas Herz und Schönheit sorgen können, als Signora Margherita?

Eines Tages — die Nebel krochen wieder aus den Schründen und verkündeten Regen — durchleuchtete ein Gedanke die Seele Ninas blitzartig, ein Gedanke, verheißungsvoll und herrlich, der die ganze Fülle der behäbigen Padrona in bewegliche Geschäftigkeit versetzte.

Einen Augenblick senkte sie die Lider, dann hob sie ihre Augen zu dem schmalen Oberlicht in der Wand gegen die Felsengasse zu, das den großen Raum nur mit recht kärglichem Taglicht versorgte und sagte:

„Und doch — Signora Margherita, wie könnten

wir Ihnen einen Wunsch unerfüllt lassen — Ihnen? Ich werde den Maurer bestellen. Heut noch soll ihn Beppino uns bringen — Beppino! Beppino! Wo ist er wieder? Lauf, Prisca, und schreie nach dem Beppino! Und der Maurer soll uns ein Fenster gegen die Gasse hin brechen, soll putzen und tünchen, und in dieser Ecke soll ein Tisch stehen und sollen Stühle sein. Wird es nicht schön werden? Und dann wollen wir sitzen und plaudern und wollen von Ihnen lernen, und Prisca soll Ihnen Ihre sanfte, stille Schönheit absehen. O, wenn Sie ihr ein wenig davon geben könnten!" . . .

Frau Nina legte den Kopf wehmütig zur Seite, und der Ton ihrer Stimme verlor in plötzlicher Wandlung die zuversichtliche laute Freude.

Prisca lief also und schrie nach dem Beppino. Eine dunkle Ahnung sagte ihr: diese bauliche Veränderung werde nicht allein der blonden Signora wegen vorgenommen. Nein, auch Ettore Torino sollte staunen, wie nett und wohlhabend es in Nina Zenis Hause geworden war.

Und wie Priscas Schuhe draußen auf dem Flure klappten, trat Nina ganz dicht an die blonde Frau heran und sagte leise: „Ich will Ihnen alles erzählen, Signora Margherita —" Nina Zeni machte dabei rätseltiefe Augen — „auf Prisca wartet ein großes Glück!"

Da sah Margherita das eintretende Mädchen lange an, als fragte sie sich: ‚Ein großes Glück? Und auf dieses vermühte, einsilbige Kind mit den welken Wangen und dem versonnenen Blick, dem die heiße Art der Frauen dieser Berge zu fehlen scheint?'

Und Frau Nina schlürfte zu Prisca, die mit dem Holze den Reis im Kessel über dem Feuer rührte: „Sei fröhlich, Prisca! Die Küche, deine finstere Küche, wird nun eine helle, freundliche Osteria werden!"

Prisca sank mit ihrer Verwunderung auf den Herdrand und sah in die erschreckten Augen Margheritas.

„Eine Weinschenke?" fragte die und dachte mit Entsetzen an das verlorene Paradies der tiefen Stille, das Richard in diesem kleinen Hause des weltfernen Bergdorfes gefunden zu haben glaubte. „Eine Weinschenke? Aber liebe teure Padrona, das ist ja entsetzlich!"

Allein Frau Nina Zenis geschäftige Freude beruhigte sie: „Es werden wenige kommen, unseren Wein zu trinken, Signora Margherita! Sind nicht andere Schenken genug in Santa Croce, in die sie längst zu gehen sich gewöhnt haben? Aber es werden doch etliche ihre Soldi in meinen Händen lassen, unsere Armut aufzubessern. Fürchten Sie nichts! Eh, sind nicht die Mauern dick, daß kein Laut über den Flur irren kann? Lassen Sie mich sorgen, Signora Margherita! Signore Riccardo soll drüben keinen Laut vernehmen!"

Und Frau Nina Zeni erwog eifrig alle Möglichkeiten, die für den fleißigen, einsamen Signore die sichere Gewähr ungestörter Ruhe gaben.

Endlich beschied sich Signora; denn in Nina Zenis Worten war Kraft der Überzeugung — na, und es lag doch auch nicht in der Absicht Richards, sich dem Glücke der runden Alten in den Weg zu stellen, der guten, dicken Frau, die so herzzerbrechend klagen konnte.

Ja, es kam sogar eine heimliche Freude über Margheritas Seele. Wenn die Küche der Nina eine Weinschenke wurde, so wartete manchmal ein wenig Zerstreuung auf den Dichter, der wortkarg und sinnierend in den letzten Tagen oft launisch und unzufrieden gewesen war.

Während die Frauen so über den Wandel der Dinge redeten und planten, was geschehen solle, damit alles recht wohnlich und hübsch werde, erschien Beppino auf der Schwelle der Küchentür — wild, mit triefender Stirn und heißen Augen. Beppino vernahm, gröhlte sein jubelndes Einverständnis, sprang davon und holte den Maurer.

Wie ein Feuer flog die Kunde durch Santa Croce: Nina Zenis Haus wird eine Weinschenke!

Und Beppino kam wieder heim und trug einen Topf mit granatroter Ölfarbe in der Hand. Er schwang den Pinsel wie eine Siegesfackel und beschwor Signora Margherita bei der Schönheit des Heiligen von Santa Croce, mit ihm hinauszugehen unter die Feige zwischen den Mauern.

Da ging sie mit ihm und mußte Zeuge sein, wie er mit der roten Farbe auf ein himmelblaues Schild schrieb: Vino buono.

Diese Inschrift hing er an einem Stab über der Türe des Hauses auf, so daß sie über der Mitte der Gasse schaukelte, legte einen Lorbeerzweig aus Giulio Margiottas Hecke darüber und versicherte mit einer Stimme, mit der er die schlafenden Heiligen des Himmels hätte wecken können: „Es ist schön, Signora! Herrliche Farben und eine schöne Schrift! Eh, Signora, hab' ich

nicht drei Jahre auf den Bänken der Schule von San Tomaso leiden müssen — und sollte das nicht einmal fertig bringen?"

Da trat auch Frau Nina Zeni in die Felsengasse und stand lange in tiefer Rührung vor dem Werk ihres klugen Beppino.

Dann ging sie zu dem Sindaco und leitete in die Wege, was geschehen mußte, ehe sie einen roten Soldo von dem ersten Gaste empfangen durfte. Und sie erhob angesichts der Mühsal, die ihrer Stattlichkeit aus dem Beschreiten der steilen Gassen erwuchs, ein lautes Wehklagen und schalt die Härte der Gesetze, die selbst einer armen Witwe nicht ohne weiteres zugestanden, ihr Geld zu verdienen, wie sie mochte.

12.

So war über Nacht aus der armen Küche der Nina Zeni, durch die vordem kaum einmal der Duft eines gebratenen Huhnes geschwommen war, ein Gasthaus geworden, in dem Frau Nina Roten schenkte. Wenn sie nun einmal Signora Margherita zuliebe baute und veränderte — wer mochte ihr verdenken, daß sie die Gunst der Stunde nützte?

Übrigens — Nina Zeni hatte doch nicht recht gehabt, wenn sie zur Beruhigung ihrer Mieter gemeint hatte, es würde nur selten einer seinen Durst an ihrem Roten stillen. Zuerst kamen sie aus Neugier — Männer und Frauen — und erfuhren: auf dem Eckplatz hat keiner von euch zu sitzen; der Eckplatz gehört der Signora.

Da sahen sie alle den Eckplatz an, der ihnen verboten war, und beschieden sich dabei.

Sie erfuhren ferner: in der Osteria der Nina Zeni wird weder gestritten noch geschrien; es ist verboten, Mora zu spielen und sich stundenlang wild aus vollem Halse die Zahl der Finger entgegenzubrüllen, die der andere vermutlich auf den Tisch schlägt; denn Signore Riccardo ist ein Dichter, und sein Ruhm kann nicht

die Welt erfüllen, wenn in Ninas Küche geschrien wird.

Sie beschieden sich auch dabei.

Und als sie nicht mehr aus Neugier kamen, kamen sie, weil es ihnen in dem sauberen, gemütlichen Hause gefiel, in dem Prisca waltete und Nina Zeni in dem breiten Stuhle mit dem Fächer die Fliegen sich scheuchte. Sie kamen auch, die blonde deutsche Signora zu sehen und mit ihr zu reden, die ihnen um so geheimnisvoller war, je gewisser sich das Gerücht durch die Gassen von Santa Croce fand: das schöne, goldhaarige Weib sei nicht die Frau, sondern die Geliebte des verrückten Deutschen, der in Nina Zenis Stube schon ein Stückfaß voll Tinte verschrieben habe; die Signora verehre ihn wie einen Heiligen und habe in närrischer Liebe zu ihm ihren Mann und ihre Kinder im Eise Deutschlands verlassen.

Was wahr und falsch war an dieser Rede, wußten sie nicht. Desto behender spannen sich die schimmernden Fäden märchenhaften Geheimnisses um die blonde Frau, und desto angelegentlicher suchten sie die Padrona Nina zu erforschen und tranken ihren Wein.

Und die kluge, verschlagene Nina Zeni, für die Margherita den Vorhang nur selten ein wenig gelüftet hatte, der ihre Vergangenheit verhüllte — die verschlagene Nina tat um so geheimnisvoller, je besser sie sich dabei stand. Wenn sie ihren Gästen gegenüber von Margherita redete, sprach sie immer Gutes — als wäre die blonde Frau eine kleine Heilige. Aber sie sprach immer mit deutsamen Augen, die die Neu-

gierigen zur Überzeugung gelangen ließen: das Schönste verschweigt Nina zwar noch. Aber eines Tages wird sie es verraten.

Über Tag war die Schenke in dieser Zeit meist leer, wie die anderen Trattorien von Santa Croce auch; denn in den Oliveten warteten im späten Herbste hundert Arbeiten. Des Abends, wenn die Gäste kamen, verhütete die solide Eichentüre vor der Küche, hinter der nun noch die verschwiegenen Falten einer Zuggardine herabfielen, daß Signore Riccardo drüben über dem Flur aus seinem tiefen Sinnen erwachte.

Margherita erschien seit einiger Zeit schon früh in der Küche und sagte, es mache ihr Vergnügen, ihre Speisen selbst zu bereiten.

Allmählich ward es sogar zur Gepflogenheit, daß Richard und Margherita ihre Mahlzeiten am Ecktische der Schenke gemeinsam mit den drei Bewohnern des Hauses einnahmen. Diese Gemeinsamkeit dehnte sich bald auch über den Kaffee und die Nachtischzigarre und schließlich noch über ein Viertel Roten aus; denn Signore Riccardo hatte gefunden, daß Kaffee, Wein und Zigarre seinen Gedanken einen leichteren Flug liehen.

Der November ging vorüber. An den Berghängen waren die Oliven geerntet. Ein stiller, unaufhaltsamer Regen setzte ein, der mit seinem eintönigen Singen alles müde machte. Die Nebel verhingen die Berge. Beppino pfiff, hockte auf dem Herdrand und fing Fliegen. Und die oberflächliche Freundschaft der Frauen wandelte sich allgemach zu tiefer Vertraulichkeit, zu der die Angelegenheit Priscas die Brücke

bildete. Nina Zeni entwickelte ihren Schlachtplan: es galt einen Kampf gegen alle Töchter von Santa Croce.

Und Margherita verstand und machte die Angelegenheit Priscas zu der ihrigen.

Dazu war im ganzen Jahre keine glücklichere Zeit als die des grauen Regens, vor dem alle Türen und Fenster sich schlossen — da lagen die Häuser mit schlafenden Augen und errieten nicht, daß Priscas graue Haut der Wangen, daß ihr ganzer junger Körper alle Geheimnisse der arte cosmetica erfahren mußten.

Und wenn auf Priscas welker Haut ein Schimmer maiiger Frische zu spielen begann, oder wenn ihr knabenhaft harter Körper nach beharrlicher Pflege verriet, daß er für die sanfteren Linien und die schwellende Fülle knospender Weiblichkeit nicht schlechthin unempfänglich war, geriet Nina Zeni außer sich vor Freude und sandte ein Stoßgebet zur Madonna.

Dann gingen sie in der Gemeinschaft Margheritas im singenden Regen des Dezembers über die Berge nach San Tomaso und erstanden knisternde Seide und weiche schmeichelnde Stoffe zu Gewändern für das Mädchen. Oder sie erstanden das feinste Linnen zur Leibwäsche. Dazwischen zählte Nina Zeni die Tage, die vergehen mußten, bis Ettore Torino nach Santa Croce heimkehrte.

Wenn Prisca einmal in alter Gewohnheit zu einer der niedrigen Arbeiten im Hause sich anschickte, rang Nina die Hände: „O, Signora Margherita, kommen Sie und sehen Sie dieses Kind! Will es nicht trotzig all unsere Mühe zunichte machen?"

Da lächelte Margherita und Prisca lachte ein helles Lachen, von dem Frau Nina dachte: ‚O, wenn es doch ein Lachen wäre, so glockenklar wie das der Teresina Margiotta!‘ Sie drängte Prisca zur Seite und übernahm die Arbeit selber. O, wie hätte sie vordem gescholten und alle Heiligen angerufen, wenn es Prisca eingefallen wäre, zu bitten: „Nonna, tu das,“ oder „Nonna, tu jenes an meiner Statt.“

So änderten sich die Dinge im Hause. Nina Zeni ward eine würdige Padrona, die sich ihrer trägen Herrlichkeit entäußerte und keine Stunde des Alleinseins mit Margherita vorübergehen ließ, ohne ihr zu beteuern, wie alles Glück des Hauses Zeni von der Schönheit und Liebenswürdigkeit Priscas abhinge. Und diese Schönheit und Liebenswürdigkeit werde Prisca empfangen von der lieblichen deutschen Frau.

„O, Signora Margherita, Sie sind über unsrem armen Dach aufgegangen wie ein Stern. Es ist die Hand der heiligen Mutter Gottes selbst, die Sie geleitet hat und deren Mund zu Ihnen geredet hat: Geh hin, Margherita, und hilf der braven, fleißigen, frommen Nina Zeni und ihren Kindern!“

Margherita sagte sich freilich hundertmal: ‚Es ist ein Narrenspiel, das die dicke Nonna spielt; und der Einsatz ist ein Menschenherz . . . .‘ Doch bei dieser heimlichen Zwiesprache mit sich selber umflog es die Lippen der blonden Frau wie Weinen. Ihr Blick umflorte sich. — ‚Der Einsatz ist ein Menschenherz!‘ wiederholte sie mit bitterherbem Zug um den weichen Mund.

Noch weniger als die Signora schien Prisca selbst an die Verwirklichung der närrischen Träume der Nonna zu glauben. Sie dachte: es fehle ihr zu viel, um sie einem jungen Manne wie Ettore Torino begehrlich erscheinen zu lassen. Und aller Eifer Nina Zenis vermochte ihre Zweifel nicht in zuversichtlichen Glauben zu verwandeln. Manchmal, wenn sie recht gleichgültig schien uud der mühenden Sorgen Frau Ninas gar nicht achtete, brach die Alte in Rufe kreischender Verzweiflung aus.

Da ließ das Mädchen endlich wortlos über sich ergehen, was die Nonna für gut hielt.

Sie war schließlich den Töchtern der heißen Berge von Santa Croce, an deren Hängen die Sonne den Wein und das Blut mit verzehrender Glut erfüllte, auch darin nicht gleich.

Diese Menschen waren von einer dunklen, herben Schönheit; in ihren Augen leuchteten Wetter; ihre Herzen brannten wie rasche Feuer; ihre behenden Glieder drängten zum Tanze, bis zur Erschöpfung; sie waren eitel und stolz, eigensüchtig und falsch, schön und trutzig; die Frauen süß wie Melonen in gewährender Liebe, aber unversöhnlich in ihrer Rache für eine Schmach, die dieser Liebe angetan wurde.

Das alles zählte Frau Nina der Signora an den Fingern her, um am Ende zu wehklagen: „Eh, Signora Margherita, was meinen Sie zu Prisca? Sie ist nicht schön, wenn sie auch nicht gerade häßlich ist. Ihre Wangen sind bleich, und doch brennt in ihrem Herzen ein Feuer, allein es wirft keinen Schein; ihre

Augen sind still und tief wie die Nacht; und diese Augen sollten heiß sein wie der Herdbrand. Madonna mia, was wird das werden? Mein Herz zerquält sich!"

So klagte die dicke Nina in der Felsengasse. Und um sie wieder gütig und froh zu machen, ging Prisca und tat sich die neuen Gewänder an, oder sie trug Bänder und Ketten und Armgehänge herbei und bat Margherita, daß sie sie damit schmücke.

Darauf legte Prisca sanft und scheu den Arm in den Margheritas. Und wie zwei Schwestern gingen die beiden hernach durch die schmalen Gassen des Bergdorfes. Wenn sie aber heimkehrten, so hörten sie das Klagelied der Nonna doch immer wieder von neuem, die mit Priscas sanftem, fremdartigem Wesen nichts anzufangen wußte. Sie schalt das Mädchen undankbar und töricht, deutete nach dem Hause des Felsenjägers und sagte, wie Leonetta Margiotta über solch bunte, schöne Kleider in Jubel ausbrechen würde und wie die sich drehen und wenden und wie sie eitel und schön sein würde! Ja, Leonetta Margiotta — der würde es gelingen, Ettore Torino närrisch verliebt zu machen, ihr und keiner anderen!

Dann wurden die Augen Priscas feucht; sie lehnte die Stirn gegen die Brust der blonden Frau und schluchzte, bis die weiche Hand auf ihrem glatten nachtschwarzen Haare sie beruhigte.

So war Prisca: das Kind einer Mutter, der sie an dem vergrämten Herzen gelegen hatte. Sie war mit Kümmernis ernährt worden, und in ihr Schlaflied waren Tränen geglitten. Als sie vier Jahre war,

hatte sie ihren Bruder Beppo versorgen müssen in allem, in dem ein Kind seines Alters auf Fürsorge wartet. Sie war in die Vigna gegangen, solange sie denken konnte; sie hatte alles Geld verdient, das je in das Haus der Nina Zeni geflossen war, damit diese zu stattlicher Fülle gelangte. Sie hatte gearbeitet für drei, sie hatte gesorgt und gewacht für drei und hatte Beppino geliebt, wie eine Mutter je ihr Kind lieben kann. Diese Liebe war das Rätsel ihres Lebens; diese Liebe machte sie sanft und duldsam, still und eifrig in ihrem Mühen; diese Liebe wandelte ihr Wesen. Und als Nina Zeni sich in ihren närrischen Kopf setzte: Ettore Torino, der reiche, schöne Ettore Torino, dürfe keine andere zum Weibe nehmen, als Prisca, — da war diese Wandlung schon geschehen, und Prisca war den Mädchen ihres Volkes in ihrem tiefsten Wesen fremd geworden. Denn keins dieser jungen schmiegsamen Geschöpfe trug das Herz voll Sorge um etwas, das außer ihm lag. Sie dachten daran schön zu sein, sich zu schmücken und einem Manne zu gefallen, der sie aus der Fron ihrer Tage erlöse. Sie gingen auch nur arbeiten, um sich nett kleiden, Fingerringe und Ohrbehänge tragen zu können. Und dazu bunte Bänder. Aber sie hätten ein Wehklagen angestimmt, wenn man ihnen angesonnen hätte, das verdiente Geld für den Hausstand der Eltern aufzuwenden.

Priscas Herz war ja noch das Herz eines Kindes gewesen, da hatte es schon die Last der Sorgen einer Mutter getragen. Sie war zehn Jahre geworden, da hatte sie sich in den Gedanken gewöhnt, daß sie einen

Bruder und eine dicke gütige Großmutter zu ernähren habe, die sich in eine häßliche Hexe verwandelte, sobald die Notwendigkeit an sie herantrat, etwas zu arbeiten.

So war sie von früh ab andere Wege gegangen, als ihre Altersgenossinnen und war in ein anderes Leben gelangt. Und wenn Nina Zeni in jener Stunde alle Mädchen von Santa Croce gerufen hätte, daß sie Prisca von nun an mit zu ihrer abendlichen Passeggiata nehmen sollten und daß sie mit ihnen singen und nach Liebe suchen möge, sie wäre abseits gestanden und hätte keinen Weg zu den lauten Freuden der andern gefunden. Und wenn Nina Zeni sie mit den andern gar zum Tanze gezwungen hätte, — das Herz wäre Prisca gespalten.

Die Mädchen von Santa Croce rief Nina Zeni natürlich nicht; Nina Zeni rief Signora Margherita.

Die sanfte Art der Herrin machte Prisca noch stiller; sie tötete nicht die heiße Glut ihres Herzens, sie stillte nicht die dürstende Sehnsucht dieses Mundes nach den Lippen des einen, den sie lieb hatte, aber sie vernahm aus Margheritas Seele jenen schwingenden Klang, den ihre Seele suchte und auf den sich diese Seele einstimmte als auf ein liebes, heimliches Glück.

Prisca selbst konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, was es war, das sie mit so großer Macht zu dieser fremden Frau zog. Frau Nina dachte, es sei die blonde, sanfte Schönheit des nordischen Weibes. Und sie verstand Priscas heimliches Leid und Glück nicht.

Margherita allein ging dem Rätsel dieses jungen

Herzens nach — das war es, was dies Herz an sie fesselte. Sie kannte die Stille der Frauenseele, die in Bangigkeit und seelischer Sehnsucht erwächst.

Aber wenn sie dachte: nun habe sie das Rätsel dieses Mädchengemütes gelöst, da geschah wieder etwas, daran sie erkannte: es ist doch nicht so. Und sie glaubte, sie werde Prisca niemals auf den schmalen Weg zu ihrem Glücke leiten können, weil sie das Wesen des Volkes nicht verstehe, dem die Enkelin Nina Zenis entsprossen war.

Richard Krauß ließ Margherita in den letzten Wochen so gut wie gar nicht an seinem Schaffen teilhaben. Darüber wunderte sich Margherita; aber Krauß redete ihr Befremden mit tönenden Worten tot. Alles in ihm sei noch wachsender Plan, über den sich nicht früher reden lasse, als bis es ihn unwiderstehlich zur Gestaltung dränge. Er war noch wortkarger als sonst.

Margherita hatte von Stund an keine liebere Pflicht, als Priscas fremde Art in der Sonne ihres milden Wesens erblühen zu lassen. Immer klarer ward ihr das rätselhafte Mädchen. Schließlich wußte sie: es ist nicht die andere Art der Südländerin, die sich in Prisca so wunderlich gebärdete, sondern es ist der Gang des Leides, der ihr von Kind an zu gehen beschieden war. Auf diesem Gange verkümmerte vieles in ihr: sie ward scheu, erbittert, ohne Hoffnung auf das Glück, von dem all ihr Genossinnen träumten. Vieles aber reifte in der kargen Sonne ihres Lebens zu früh und herb — vor allem die Sorge. —

So ging Margherita den Rätseln dieser Mädchen-

seele voll Liebe nach. Was Leben und Glück an ihr versäumt hatten, wollte sie ihr bringen helfen.

Aber manchmal des Nachts, wenn die Nonna in ihrem tiefen gesunden Schlafe lag, brach ein Weinen aus Prisca. Und sie schluchzte in die Kissen, daß sie noch am Morgen die Spuren ihrer Tränen trugen.

In solchen nächtlichen Einsamkeiten dachte sie: sie wolle alles fortwerfen, was man auf sie häufe; sie sei übrig in dem kleinen Hauswesen, seit die Nonna die schweren Arbeiten verrichte, und wolle wieder in Giani Torinos Vigna frönen, damit sie froher werde.

Allein — dann fürchtete sie sich vor Ninas Zorn und hoffte auf die Hilfe Margheritas. Wenn es so eitel wäre, was die Nonna erstrebte, würde die milde kluge deutsche Frau kein Wort des Unwillens gegen Nina Zeni haben?

13.

Um Beppino kümmerte sich in jener Zeit geschäftiger Sorge kein Mensch. Er schoß Vögel in der Vigna und ließ sie sich von Leonetta braten. Kleine Vögel mit Reis, — ah, was war das für eine Herrlichkeit! Nicht zu begreifen, wie die blonde Signora entsetzte Augen machen konnte, wenn er bei dem Gedanken an gebratene Vögel mit Vergnügen die Zunge schnalzte.

Oder Beppino ging mit Giulio Margiotta in die Felsen, ließ sich von dem Jäger anschleifen und an den Steilhängen auf Zacken herniederlassen, die nur die Geier im Fluge erreichen. Dabei leuchteten die heißen Augen des heranwachsenden Jungen.

„Giulio Margiotto," schrie er eines Tages außer sich vor Freude, „ich werde ein Geierjäger wie du, oder" — er sann einen Augenblick — „ja, ich will's doch!"

„Na, Beppino, was willst du?"

„Mit den Sbirren will ich die Berge durchstreifen!" Und dabei gruben sich die weißen Zähne in die Lippe, und Beppino stand vor dem Jäger, als möcht' er ihm die Büchse entreißen.

Das sanfte Blau der Veilchen leuchtete nun wieder

um die Kanten der Felsen; Beppino streifte an den Hängen in der himmelblauen Seide der Frühlingslüfte. Die Februarsonne bestickte die Runsen der Berge mit goldenen und purpurroten Sternen.

Da dachte Beppino daran, daß Leonetta Margiotta ihn verlacht hatte, als er damals für sie die goldenen Eier finden wollte. Ach, das war wohl ein Märchen; aber in den überblühten Felsenhöhlen mußten in dieser schimmernden Zeit des Frühlings Wunder sich ereignen — Wunder, die das begehrliche Herz Leonettas glücklich machen konnten!

Warum sie ihn nun allein über die Felsen streifen ließ — nun da die Tage golden geworden waren! — und war doch im vorigen Jahre immer um ihn und mit ihm gewesen? Warum kam sie jetzt nur noch selten, sie, auf die der Frühling zu warten schien und für die er die Berge mit Bunt und Gold umwoben hatte?

Beppo hatte im vorigen Augenblicke noch gesungen; nun aber warf er sich auf die blaue, duftende Matte der Bergveilchen und war traurig. Traurig? Nein, das konnte Beppino nicht sein, — er war zornig. Und plötzlich schoß der Gedanke in ihm auf: ‚In Nina Zenis Hause reden die Frauen von der Heirat der Prisca, so oft es angeht. Verrückt ist's von der Nonna, zu glauben, der reiche Ettore Torino werde die arme Prisca lieb haben . . .‘

So spannen sich seine Gedanken; auf einmal sprang er empor und rannte in langen Sätzen über die Matten der Hänge, an denen die hohen Säulen der Zypressen im Golde des Frühlingslichtes standen.

Da klang aus einer der schlanken, klaren Säulen ein Lachen; und war doch niemand sichtbar weithin!

Beppino erschrak und suchte mit staunenden Augen nach einem Wunder.

Aber schon sprang Leonetta Margiotta über das schillernde Gras. Der Bergwind spielte mit den Flammen ihres Haares, und sie wollte nicht aufhören zu lachen. „Du fürchtest dich, Beppino!“ höhnte sie.

Stolz reckte sich der Junge: „Pah,“ sagte er, „fürchten! Ich!“ Und er warf sich mit finsteren Augen ins Gras.

„Hast du dich geärgert, Beppino?“

Jedes Wort klang wie Hohn.

„Jawohl!“ knirschte er. „Soll sich einer nicht ärgern, wenn die Frauen daheim närrisch geworden sind?“

„Was haben sie dir denn getan?“

„Leonetta, du quälst mich! Alle quält ihr mich, alle! Verrückt sind sie! — Eh, Leonetta, warum kommst du nun so selten? Nun, da es Frühling geworden ist?“ Beppo hatte sich aus seiner liegenden Stellung aufgerichtet und zog Leonetta am Saume ihres Rockes neben sich ins junge Gras. „Redet ihr daheim auch nur vom Heiraten? Und redet ihr auch nur von — von Ettore Torino?“

Wie der Junge diesen Namen aussprach! Es war, als schösse er Pfeile zwischen seinen Lippen hervor!

Leonetta Margiotta legte sich platt auf das Gras und kaute nachdenklich an einem süßen Halme. Aber sie antwortete nicht. Sie dachte: ‚Um Ettore Torino dreht sich ganz Santa Croce.‘ Sie hatte ihn kaum

angeschaut, als er noch in den Bergen war. Nur einmal, als sie in der Viale vor der Fabrik an ihm hatte vorüberhuschen wollen, hatte er sie bedrängt und an ihren fliegenden Haaren festgehalten. Damals biß sie ihn in die Hand; da ließ er sie laufen. Aber er rieb sich lachend die Hand, in die die Zähne Leonettas sich eingegraben hatten, und fluchte nicht einmal hinter ihr drein.

Und jetzt?

Wenn Beppino zwei Jahre älter gewesen wäre, hätte sie gesagt: ‚Beppino, bist du neidisch auf Ettore Torino?‘

‚Neidisch,‘ dachte sie; denn was wußte Leonetta Margiotta von Eifersucht? ‚Und Beppo Zeni — es war ja zum Lachen!‘

Weil sie mit ihrer Antwort zauderte und nachdenklich geworden war, drängte der Junge.

„Na, Leonetta Margiotta, wollen sie dich auch mit Ettore Torino verheiraten? Und kommst du nicht mehr, weil du auf ihn wartest?“

„Pah!“ machte Leonetta. „Der Schnapsbrenner! Was geht der mich an? Und heiraten?“

Sie sagte das als etwas Sternenfremdes. Dann war das Ende des jungen Halmes zwischen den Granaten ihrer Lippen verschwunden. Sie sah Beppino eine Weile sinnend an mit heißen, begehrlichen Augen und kroch noch dichter an ihn heran, wie eine Katze, die zum Sprunge sich anschickt. Sie drückte den Jungen neben sich rücklings aufs Gras, preßte ihren Mund auf den seinen und saugte sich an seinen Lippen fest,

bis ihm der Atem ausging. Dabei fiel ihm der Reichtum ihres goldigroten Haares über das Gesicht, daß er die Augen schließen mußte.

Als er das Mädchen endlich mit beiden Armen zurückgedrängt hatte, sah er die Wildheit, die plötzlich in ihren Augen war, und sah, daß diese Augen schon wieder dicht über den seinen brannten. Und die Flügel der feinen schmalen Nase Leonettas wehten wie nach einem wilden Sprunge des Mädchens in den Felsen.

„Beppino —“ kam es über ihre Lippen, „ich glaube, ich hab' dich lieb!“

Darauf fiel dem Beppo nichts ein, das er sagen könne. Er fuhr sich mit der flachen Hand über den Mund, seine Lippen müßten unter dem Kusse Leonettas geblutet haben, dachte er.

„Du bist ja wie eine Katze!“ rief er in harter Bedrängnis.

Aber kaum war das Wort über seine Lippen, so schloß sie der Mund Leonettas schon wieder. Ihre linke Hand vergrub sich in sein Haar; dann löste sie ihre Lippen von den seinen.

„Beppino,“ sagte sie heiß und leise, „komm, noch einmal so!“

Dann wandte sie seinen Kopf und flüsterte ihm ins Ohr: „Beppo, ich will dir tun, was du willst; ich will dir geben, was ich dir geben kann, — aber du mußt verschwiegen sein wie die Nacht.“

14.

Richard Krauß hatte lange in grüblerischen Sinnen vor seinem Schreibtisch gesessen. Es ging gegen Abend, und die Sommersonne krauste das Blatt Papier auf dem Tische, das unbeschrieben war. Die Asche der Zigarette war darüber geglitten.

Krauß war herzlich verstimmt.

Er stand auf, um in düsterem Selbstgespräch die nüchterne Stube zu durchschreiten. Er sah in die leuchtende Sonne, sah auf die lachenden Berge. Dann öffnete er die Tür und rief nach Margherita.

„Rita," sagte er, „wenn ich dich nicht bei den Mahlzeiten träfe, so sähe ich dich überhaupt nicht! Und nun schlägst du die Augen nieder, als hätte ich dich auf einer Falschheit ertappt."

Um den Mund der blonden Frau lagen die herben Schatten, die seit Wochen immer tiefer zu werden schienen.

Richard sah ihr scharf in die Augen.

Da erriet er wieder jene Sehnsucht, die er darin wahrgenommen hatte, als er zum erstenmal in diese blauen Rätsel geblickt hatte.

Das war damals gewesen, als er durch die grüne Straße der Vorstadt geschlendert und in müßigen Ge-

danken in das zweite Stockwerk jenes Hauses emporgestiegen war, an dessen Tür eine Aufschrift verkündigte, daß man hier ein Zimmer vermietete.

Und diese Augen, die ihm in jener Stunde so still und doch so beredt die Geschichte einer unverstandenen Frauenseele erzählt hatten, diese Augen, in denen doch noch ein Traum von einem fernen, seligen Glücke schlief, wollte er auf ihre heimlichen Rätsel durchforschen.

Einige Zeit später wohnte Krauß in der grünen Vorstadtstraße und sah täglich in diese Augen. Wenn die Nacht kam, trug ihm die sanfte Frau die Lampe mit dem roten Schirm zu seinem Schreibtisch — —

Und dann? — Dann hielt er die Frau des anderen in einer seligen Stunde zwischen Tag und Dunkel in den Armen und küßte sie und flüsterte ihr in das Ohr: „Margherita, liebe Margherita! Erkennst du den Morgenschein deines neuen, traumhaften Glückes?... Oh, Margherita, heilig ist das Leben und unwürdig ist's, es zu leben im Schatten quälenden Leids. Über den Bergen wohnt das Glück! Zieh mit, auf daß wir es gemeinsam finden!"

An diese Stunde dachte Richard Krauß und biß sich die Lippe.

Margherita starrte verloren vor sich hin.

„Antworte mir," sagte er barsch.

„Was soll ich dir sagen, Richard?" entgegnete sie. „Muß ich nicht glauben, ich trage die Schuld, wenn dein Werk nicht gedeiht? Muß ich nicht glauben, daß die tiefe, ungestörte Einsamkeit, die du ersehnt hast, dir und deinem Schaffen allein förderlich wäre? Und dar-

um halte ich alles von dir, was dich stören könnte — jedes Geräusch, jede Zerstreuung, und zuletzt — mich selbst . . ."

„Margherita, du lügst!"

Er faßte sie an den Gelenken ihrer Hände, daß ein zitternder Schreck sie überkam. „Habe ich dir nicht gesagt, daß du die Seele meines Dichtens seist?"

„Einst!" sagte sie tonlos. „Ist alles noch wie einst zwischen uns, Richard?"

Er aber schien diese bange Frage nicht zu hören und fuhr hart fort: „Ist nicht allen Großen das Weib die Sonne gewesen, die die herrlichsten Blüten ihrer gewaltigen Geister gezeitigt hat? Margherita, hast du deine Kinder verlassen, um dein Leben mit einer fetten italienischen Schenkin zu teilen?"

Da sank die blonde Frau auf den Rand ihres Lagers, vergrub ihr Gesicht in die Kissen und weinte bitterlich.

Krauß ging hinaus und setzte sich hinter den Schenktisch zu einem Liter Roten.

Natürlich fragte die Nonna nach der Signora. Da log Krauß und sagte: „Sie schläft."

Aber Frau Nina hatte scharfblickende Augen. Die hatten längst erspäht, daß in dem Verhältnisse der beiden eine Wandlung eingetreten war.

Nun setzte sich die Padrona in ihren Lehnstuhl an den Herd; sie wollte mit dem Dichter ihrer Signora einmal ein ernstes Wort reden.

„Signor Riccardo," begann sie, „wissen Sie, daß die Signora nach Ihrer Liebe dürstet, und Sie lassen sie verschmachten?"

Krauß sah die dicke Wirtin betroffen an und schlug auf den Tisch. „Verräterin!“ knirschte er vernehmlich; denn er wußte, daß Nina Zeni ihn nicht verstand und glaubte, Margherita habe geschwätzig und treulos der fremden alten Frau sich offenbart.

Eine tiefe Falte des Unwillens schlug sich über seine Stirn. Er warf den goldnen Kneifer auf den Tisch, auf dessen Platte die feuchten Ringe abgetragener Gläser sich noch befanden, und verfiel in ein qualvolles Sinnen.

Ein drohendes Gespenst schlich an ihn heran, tastete sich an der Tischkante entlang, setzte sich ihm gegenüber — auf jenen Platz, an dem ihn Margherita verraten hatte. Und immer mußte er seine finsteren Augen auf den düsteren Schatten richten.

Er goß den Rest des Weines über seine Lippen und verlangte neuen.

Da sah ihn Frau Nina kopfschüttelnd an, setzte den neuen Wein vor ihn auf den Tisch und ging aus der Küche. Sie dachte: ‚Signore Riccardo trinkt heute zwei Liter Roten! Madonna mia, was will der Signore in dieser Flut ersäufen?‘

Mitleid überkam die Nonna — nicht mit dem finsteren, hochmütigen Signore Riccardo, der die blonde, schöne Signora um ihr bißchen Glück betrog — nein, die Angst um Margherita, die die Folgen seiner häßlichen Trunkenheit würde tragen müssen.

Aber Nina Zeni fand die Türe zu dem Zimmer jenseits des Flures verschlossen. Sie lauschte mit verhaltenem Atem. Kein Laut drang heraus; doch drüben in der Schenke hörte sie sprechen. Nina dachte: ‚mit

wem spricht denn Signore Riccardo, — Prisca ist ja bei Giani Torino einkaufen, der ihr stets so reichlich gibt und nicht einmal immer Geld dafür nimmt.'

Nina lauschte auch eine Weile an der Küchentür. Dann öffnete sie leise und ging die zwei Stufen hinab.

Nina Zeni setzte sich auf den Herdrand, ohne daß Krauß ihre Rückkehr wahrnahm.

Er starrte immer noch den gespenstigen Schatten an, den die Nonna nicht sah, und sprach mit ihm; er sprach leise und ward lauter, bis ein tolles Gewirr von Verwünschungen aus seinem Munde brach.

„Neidisches Gespenst! . . . Verfluchter Weggenosse des Genies! O Mutter, o Schicksal, warum habt ihr mich geschmückt mit der Dornenkrone des Künstlers? . . . Weiche, du bleicher, gieriger Schatten, du trinkst mir das Herz aus! . . . Du zerbrichst mir den Willen! . . . Du zerschlägst mir den Geist! . . . Ich bin ausgezogen in Herrlichkeit und stehe ohnmächtig, Scherben zu sammeln! . . . Ich rang um alle Größe, und was ich erreichte, ist Trug! . . .“

Nina Zeni sah, wie Krauß sich erhob, trunken und wild; sie hörte, wie er über den Tisch schrie, als säße der böse Feind dort, und war doch niemand da. Immer verzweifelter klang sein Rufen — nun schleuderte er die Karaffe gegen die Wand . . .

Ninas Angstschrei klang durch das Haus, wie das Glas klirrend zersprang.

Davon erwachte Krauß, er fiel auf den Stuhl zurück, der Kopf sank ihm auf die Brust.

Margherita schlich mit verweintem Antlitz in die

Küche und sah die Nonna händeringend auf dem Herdrande.

„Oh Signora, arme schöne Signora, nun ist er über seinem Dichten doch um den Verstand gekommen!"

Und ihre Worte ertranken fast in ihren Tränen; denn sie dachte daran, daß sie Signore Riccardo fortbringen würden und daß das viele Geld, das die Deutschen ihr gezahlt hatten, nun ausbleibe.

Darum jammerte Frau Nina so kläglich und unterbrach ihr Stöhnen nur, wie ihr einfiel: Vielleicht würden nun viele Leute ihren Rotwein bei ihr trinken, weil sie den verrückten deutschen Signore sehen wollten.

Margherita war inzwischen zu Richard getreten, hatte ihm ihre Hand auf die Schulter gelegt und rief leise seinen Namen.

Es war, als übe diese milde Hand noch einmal ihren alten Zauber.

Er hob seine Augen auf und lächelte. Er faßte Margheritas Hand, drückte sie an seine Lippen und legte sie auf sein Herz.

„Warum jammert Nina Zeni?" fragte er weich.

„Weil du krank bist, Richard."

Sein Kopf sank ihm wieder auf die Brust. Lange lehnte er willenlos gegen den Tisch: „Du hast recht, Margherita!" sagte er dann dumpf. „Ich habe dreiviertel Jahr versonnen und nichts geschaffen — nichts, was ewig ist. Daran ist das Gespenst schuld — siehst du den Schatten, Rita? Das zermürbt mich; das stiehlt mir meine beste Kraft. Das steht hinter meinem Stuhle, wenn ich sinne; das tritt an mein Bett und weckt mich

aus dem Schlafe. Und es spricht: ‚Du bildest dir ein, ein Genie zu sein? Du armer, ohnmächtiger Tropf! Klopfe Steine! Tritt in die Fron des Tages! Arbeite mit deinen Händen!' Dann ist es wieder fort. Aber immer, wenn ich das Große will, dann schleicht es herbei und raubt mir Wollen und Kraft."

Krauß trat dicht vor Margherita hin und starrte sie an — mit so stierem Blick, daß sie die Hand zur Abwehr hob und ihre Lider senkte. Und mit dem Pathos, mit dem er einst droben auf dem Felsen von Santa Croce gegen das erstehende Licht des Tages gerufen und Margherita die aufgehende Sonne des gemeinsamen Glückes gezeigt hatte, sprach er weiter: „Aber das bleiche Gespenst sagt noch eins; es sagt: ‚Margherita hat den Glauben an dich verloren!' ... Du siehst mich nicht an, Margherita! So hat der Schatten die Wahrheit geredet? ... Margherita, hebe deine Augen auf; denn ich weiß nicht, ob ich klar sehe, aber mich deucht: es stehe ein Stein an der Straße, es sei eine Stelle, da gehen unsere Wege auseinander!"

Da kam Prisca von ihrem Gange zurück; und die blonde Frau umschlang sie mit ihren Armen und weinte an ihrem Herzen.

15.

Nach diesem wüsten Tage kamen für Richard Krauß die Wochen der Reue.

Bald voll helläugiger Hoffnung, bald in quälerischer Selbstanklage verbrachte er seine Zeit, verwarf alle Arbeiten, griff sie wieder auf und versuchte, sie mit Margherita zu besprechen.

Aber ihr Herz folgte ihm nicht mehr auf den krausen Wegen in die sonderlichen Gärten seiner Kunst. Denn in ihr zitterten die Schrecken des bleichen Gespenstes aus jenem furchtbaren Tage nach, an dem Richard vor ihr gestanden hatte — mit nackter Seele; jenes Tages, an dem sein Mund all die klingenden Worte vergaß, von denen sie nun wußte, daß sie durch ihren gleisnerischen Glanz sich hatte blenden lassen.

Ein Wort hatte er in jener wilden Stunde hinter dem Schenktisch gesprochen, ein Wort voll peinigender Wahrheit. Bei dessen hartem Klange waren ihre Augen sehend geworden. Das war, als er sich hoch aufrichtete und unter geschlossenen Lidern in finstere Fernen schaute und deutete: „Ich sehe einen Stein an der Straße — bei diesem Steine trennen sich unsere Wege!“

Nachts klangen diese Worte in ihren Schlaf und schlugen ihre Seele, daß sie zitterte.

Und wie ein Kind, wenn die Blitze um die Berge flattern und die Himmel knatternd zusammenstürzen, so fürchtete sich Margherita vor diesen qualvollen Nächten.

Je seltener ihr Herz sie tagsüber an Richard mahnte, desto heftiger rang sie mit der Reue, ihm in törichten Wahne gefolgt zu sein. „Über den Bergen wohnt das Glück!" hatte er ihr lockend verheißen. Woher hatte ihr müdgetäuschtes Herz den Glauben genommen, daß sie dieses Glück finde? Sie fürchtete sich vor der Stille, die um sie war. Die tiefe Einsamkeit dieser sonnigen Gärten, in denen sie ihr Herz von allen Wunden hatte heilen wollen, floh sie nun.

Nina Zenis Neugier wuchs mit jedem Tage; jede Stunde des Alleinseins mit Margherita benutzte sie, ihr ein Geheimnis zu stehlen. Aber die tiefe, reuige Verschwiegenheit Margheritas verstand sich selten zu einer Andeutung, nie zu einem Bekenntnisse.

„Sie hatten Kinder, Signora Margherita?" forschte sie eines Tages von neuem.

Und Margherita fühlte das Ende nahen — das Ende all ihrer Hoffnungen, die sich an Richards Träume und törichte Pläne geknüpft hatten. Da begann sie zu reden und nickte in Tränen: „Zwei."

„Und sie sind tot?"

Margherita verhüllte ihr Gesicht und weinte in ihr Tuch: „Sie — sind — mir — gestorben . . ." Es war furchtbar, ihre Erkenntnis dieser Frau zu offen-

baren, den Irrtum ihres Lebens und ihr Herz dem Geschwätze der Leute von Santa Croce preiszugeben.

Weil der Nonna Wissenschaft über die geheimnisvolle Vergangenheit Margheritas auf den dürftigen Andeutungen sich aufbaute, die ihr hingeworfen wurden, ohne daß Margheritas Herz sich ihr ganz erschloß, so hatte sie daraus eine Geschichte sich erdichtet, die an Verworrenheit und schimmernder Romantik nicht ihresgleichen hatte. Warum sollte sie nicht?

Nur Teresina Margiotta erfuhr davon — Teresina Margiotta, die ihr dafür verraten sollte, was sie mit Leonetta vorhatte, und ob die schöne Leonetta ihr nicht einmal gesagt hätte, sie müßte Ettore Torino besitzen um jeden Preis.

Aber Teresina Margiotta tat, als wäre dieser Ettore Torino weder ihr noch ihrem Kinde einen Augenaufschlag wert. Und Teresina Margiotta lachte — sie lachte, bis Ninetta den Stuhl unter sich heiß werden fühlte und entsetzt aufsprang. Und Teresina Margiotta sagte, Nina Zeni möchte sich doch nicht über Dinge den Kopf zerbrechen, die Ettore Torino mit sich ausmachen würde, mit sich ganz allein, ohne auch nur eine der Frauen von Santa Croce darum zu fragen.

Das war ein vernünftiges Wort; aber der Vernunft war Ninetta in diesem Punkte nicht zugängig. Darum prasselten ihre Klagen und Schmähreden auf Teresina hernieder wie Dezemberregen.

Von nun ab kam Teresina Margiotta seltener — fast ebenso selten wie Beppino, der behauptete, er wäre

in der Lehre bei — — Giulio Margiotta. Nun ja, bei Giulio Margiotta, dem Geierjäger! Er müsse lernen, wie man schieße und Patronen mache und wie man die Geier ausstopfe.

Dazu nickte Frau Nina Zeni ihr Einverständnis und strahlte bei dem Gedanken, daß ihr lieber, schöner Beppino das stolze Gewerbe des Margiotta ergriff.

16.

Manchmal, wenn die Einsamkeit vernehmbar durch das Haus schritt, hörte Margherita ihr Herz mahnen. Oft war ihr, als müßte sie stille halten und tragen, wenn dies Herz sie verklagte. Sie fühlte, daß in solchen Stunden jene Stelle am Wege ihrem Blicke immer klarer ward, an der die Straße sich teilte, die sie gemeinsam mit Richard gegangen war. Und eine tiefe Mutlosigkeit überkam sie.

So schlichen die Wochen an der Qual und Reue ihres Herzens vorüber, ohne sie davon zu befreien. Sie litt heimlich, sie litt unsäglich. Und wußte nicht, wohin sie fliehen sollte.

Da ward die Hoffnung Priscas die ihre; da ward dies rätselvolle, stille und doch so unbeschreiblich heiße Mädchenherz die Stätte ruhevoller Einkehr für die leidgeprüfte Frau.

Wer hätte auch Schmerz und Glück, Furcht und Hoffnung dieser jungen Seele ermessen können, wenn nicht Margherita?

Sie zählten die Tage bis zu Ettore Torinos Rückkehr, die die zitternde Ungeduld der Nonna nur schwer erwarten konnte, und sannen halb scherzend,

halb im Ernst auf Wege, die sie in harmloser List beschreiten wollten, um zu ihrem Ziele zu gelangen.

Und je mehr die Sonne über dem Leben Margheritas sich verhüllte, desto dankbarer war sie für das harmlose Glück, das ihr aus dem Bewußtsein erwuchs, daß sie in dieser Fremde doch einem Menschen etwas zu sein vermöchte.

Aber die bittere Erkenntnis der künstlerischen Ohnmacht Richards und seiner Selbsttäuschung, die furchtbare Überzeugung, daß dieser Mann eine Lüge war, wuchsen in ihr mit jedem Tage. Die Stelle sah sie nicht nur, an der ihre Wege sich schieden — nein, sie stand schon an jenem Straßensteine, von dem Richard gesprochen hatte; sie lehnte daran — ein heimatloses, gebrochenes Weib . . .

Sie sehnte sich fort, weit fort, in die grüne Straße der Vorstadt, sehnte sich in jenes Haus, dessen Türe sie in einer Stunde der Pflichtvergessenheit hinter sich zugeschlagen hatte — — für immer.

Und wenn der Mut der Verzweiflung sie überkommen würde, der aus der verzehrenden Sehnsucht des Mutterherzens erwächst? Und wenn sie dann den Weg zurückginge, mit reuigen Tränen und mit blutender Seele — was sollte ihr Mund stammeln, wenn sie kniend und wie eine Bettlerin wegemüde vor jener Türe ränge, hinter der die wohlbekannten Kinderstimmen erklangen?

Nein! Nein! Das war zu viel!

Es gab einen kürzeren, viel milderen Weg, — den Weg durch die dunklen Pforten des Todes . . .

So ernst war die Einkehr der unglücklichen Frau in sich selbst. So sehnsüchtig schrie dies Herz nach Erlösung von seiner Qual. So heiß verlangte es nach Ruhe. —

Wieder vergingen Wochen, und immer mächtiger dehnten sich die Schatten um sie her.

Sie stand am Fenster neben dem Arbeitstische Richards und sah in das leuchtende Gold der Berge von Santa Croce; die goldenen Bälle der Limonen reiften; die Trauben tranken die Sommersonne; die Zikaden sangen, und Richard Krauß streifte seit Tagen allein in dieser Sommereinsamkeit durch das Gelände.

Da ward ihr plötzlich, als müßte in dieser Stille sein Herz nach ihr suchen; als müsse er ihren Namen in die Berge rufen, damit ihn die Felsen — die harten, trutzigen Steine — zurückriefen, weil sie selbst für ihn kein Wort der Liebe mehr fand.

Wie im Traume schritt sie aus dem Hause und schritt die Felsengasse empor. Es war ihr, als sollte sie dieser Sehnsucht des Mannes noch einmal entgegenziehen.

Sie durchquerte die Vignen und ging unter dem flüsternden Silber der Oliven. Sie suchte Richard — suchte ihn wie einst. Über die Matten ging sie, auf denen die hohen Säulen der Zypressen standen.

Da lag Richard im Grase, das nun wieder den falben Schimmer vergehenden Lebens zeigte. Länger denn ein Jahr hatten sie nun in Santa Croce verbracht, ein fruchtloses Jahr für Krauß — sie selbst aber hatte es um den Rest ihrer Hoffnungen betrogen.

Wie Richard sie kommen sah, zerknitterte er unwillig ein Papier in der Hand und warf es fort.

„Rita!“ sagte er staunend ... „Nun ja —,“ er zog die Achseln, und um seinen Mund spielte ein mokanter Zug — „diese Stunde hätte mir ein Gedicht geschenkt, das meinen Namen wieder einmal durch die Heimat getragen hätte! Schicksal! Eine Frucht, die vom Baume fiel, ehe sie reifen durfte! Das ist mein Los! Was gräm' ich mich noch darüber!“ klagte er in bitterer Enttäuschung.

Margherita stand dicht neben ihm und sah ihn traurig an: „Ich hatte Sehnsucht nach dir, und mir war, auch dein Herz verlangte nach mir. Da ging ich dir nach.“

„Ich sage ja: der beste Wille bei dir; der beste Wille bei mir; und der tötende Neid des Geschickes um uns beide! Dagegen können wir nicht an. Wir können nicht dagegen an, sag' ich dir!“

„Ich will umkehren, Richard. Ich will dir wieder entgegengehen, wenn der Abend über die Täler schattet.“

Er lachte höhnisch auf: „Das heißt: ich soll nun weiterschreiben, nachdem meine Ideen durcheinandergestürzt sind? Das bist du — ganz und gar! So seid ihr alle — alle ohne Verständnis für dieses erdgewaltige Schaffen! Als ob die Größe der Gedanken, die Gunst eines königlichen Augenblickes sich kommandieren ließen — wie das Zuckerbacken! Was habe ich gehofft von diesen Tagen der Bergeinsamkeit! Wie gewaltig waren die Anläufe, die ich genommen habe! Und was hat sich erfüllt?“

Da raffte sich Margherita auf und sagte mit einer Festigkeit, die nicht ohne Eindruck auf Krauß blieb:

„So sagst du, daß ich die Schuld trage?"

Richard stützte das bärtige Kinn in die Hand und starrte vor sich hin: „Du? ... Ich? ... Meine mangelnde Kraft? ... Zu großes Wollen? ... Schicksal? ... So könnte ich dir an den Fingern die Fragen herzählen, auf die ich keine Antwort weiß. Es ist das Rätsel des Genius, das wir nicht lösen werden — oder: wenigstens jetzt noch nicht!"

Margherita flog ein Schauer an: das war wieder das Klingen der Worte, dem sie einst gläubig und verblendet gelauscht hatte wie dem feierlichen Sange der Kirchenglocken in ihrer Jugend.

„Ich verstehe das wohl nicht," sagte sie ausweichend, „oder — du kannst mir damit nichts mehr sagen ..."

„Nichts mehr?" fiel ihr Krauß ins Wort. „Was soll das heißen? Soll das heißen: ‚Du bist nichts! Du kannst nichts!' — So redest du, weil dir die Enge deines Spießertums anhängt wie Staub. Weil du für unsere freie Liebe nicht reif bist, die köstlicher ist und hehrer als alle Bande und Segnungen, die die Herde verlangt. Die Reue quält dich; und die Freiheit, die ich dir errungen habe, ist dir zu weit. Weib, zwinge mich nicht mit hinein in die Hürde, in die ihr eingepfercht sein wollt! Zwinge mich nicht zurück in die Fron des Alltags, in der die starken Schwingen meines Geistes verkümmern müssen. Das sage ich dir!"

Margheritas Augen wurden weit und glanzlos; aber es brach keine Träne daraus — es war, als

müßte ihr diese Stunde die Klarheit zu einem letzten Entschlusse schaffen, um die sie monatelang vergeblich gerungen hatte.

Sie stand vor ihm, und sie sah zutiefst in seine Seele.

„Sprich weiter!“ bat sie.

Aber er schwieg.

„Du hast mir das eine noch nicht gesagt!“ mahnte sie.

„Welches?“

„Glaubst du an dich, Richard? Oder belügst du dich und mich, wenn du von deiner künstlerischen Sendung redest? Was hast du geschaffen in dieser langen Zeit? Wo sind deine Entwürfe? Wo deine fertigen Werke? Richard — du sagst, ich habe den Glauben an dich verloren — wie steht's mit deinem Glauben an dich selbst?“

Da begann sein Blick unstät in dem Golde des Tages zu suchen; er flog umher wie ein gescheuchter Vogel.

„Richard, du antwortest mir nicht! Wir müssen beide sehen lernen, klar sehen — denn was vor uns liegt, ist eine Nacht ohne Sterne.“

In ihren Augen und Worten war ein Mut, der endlich Rechenschaft forderte und ein fester Wille, stark zu sein und zu tragen, was auch kommen wollte. Nur ein Ende dieser Bangnis ersehnte sie, in der sie kleinmütig geworden war.

Aber er schwieg — es war, als fände er sich in sich selber nicht zurecht.

Da wandte sie sich zum Gehen.

„Rita,“ rief er, „warum gehst du nun?“

„Weil ich dir Zeit lassen will zur Rechenschaft über dich selbst.“

Sie blickte nicht rückwärts, wie sie sprach; denn sie fühlte ihre Knie wanken und sah dunkle Schatten über ihre Augen fallen. —

Als sie in das kahle Zimmer trat, flog sie wieder der Schauer von vorhin an.

Sie schaute ringsum, als müßte sie die Dinge suchen, die sie mitnehmen wollte — mitnehmen zu einer langen, langen Reise ...

Es war so kalt in diesem Raum, und es war alles ohne Freude.

In Gedanken ergriff sie eine Anzahl Gegenstände, die ihr an jedem Tage zur Hand sein mußten, und legte sie auf einen Stuhl. Sie sammelte alles ganz mechanisch und ohne zu bedenken, was sie eigentlich tat; denn ihr Sinnen flog weithin, flog ihr vorauf auf dem Wege, den sie in Hoffnung gezogen und den sie nun in Elend zurückschreiten wollte.

Auf dem Tintenfaß und auf dem Schreibtisch lag eine feine Schicht Staubes, in der keine Spur einer Hand sich zeigte. Richard hatte Tisch und Zimmer tagelang gemieden — es war, als hätte die heiße Schönheit dieser Bergmatten sich über ihn gesenkt wie ein süßes Gift, das seinen Willen vollends lähmte. Er träumte und täuschte sich durch dieses versengende Licht der südlichen Sonne. Die fremde Herrlichkeit der Landschaft, das fröhliche Wesen dieser bedürfnislosen Menschen und sein unwiderstehlicher Hang zu einer zigeunerhaften

Bohème — das alles versetzte ihn in einen Rausch, aus dem er immer seltener erwachte. Dann erkannte er eine Stunde lang mit ernüchterten Sinnen, daß er sich und Margherita an den Rand eines Abgrundes gestellt hatte.

Sie fragte sich oft: ‚Bist du nicht voll Vertrauen mit ihm an diesen Abgrund geschritten? Willst du nun nicht mit ihm verderben?‘ Aber dann erfaßte sie ein heftiger Drang nach dem Leben, eine zitternde Sehnsucht nach ihren Kindern.

Ja, sie war mit ihm gegangen — im Vertrauen auf seine Kraft und seine Liebe. Dieses Vertrauen hatte sie getäuscht. Wollte sie nun mit ihm untergehen ohne diese Liebe?

Ja, auch das! Denn was lag daran, wie das Ende war? Aber ehe sie freiwillig auch im Tode zu dem Manne stand, der sie um das karge Glück ihres Lebens betrogen hatte, verlangte sie Antwort auf die Frage nach ihren Kindern, die sie jenem anderen geschenkt, der ihr Herz mit Füßen getreten hatte.

Dieser Kinder wegen mußte sie leben, dieser Kinder willen wollte sie büßen und alles Leid der Erde tragen. War denn kein Weg, auf dem sie ihnen zurückbringen konnte, was sie den Unmündigen in einer Stunde unheilvollen Irrtums geraubt hatte?

Ein Fieber schüttelte ihren Körper; in ihre Augen kam ein heißer Glanz.

Sie brauchte die Antwort Richards nicht mehr. Die vorige Stunde hatte ihr die Wahrheit über sich und ihn gebracht, die er ihr ja doch nie sagen würde, auch wenn er könnte.

Die Gedanken jagten sich in ihr.

Sie sprang vom Bettrand auf und zog die Uhr aus dem Gürtel. Es war um die Mitte des Nachmittags — Zeit genug, um im Lichte dieser langen Tage die steinigen Bergwege hinabzusteigen und noch bei einbrechender Nacht die nächste Bahnstelle zu erreichen.

War dieser Plan nicht Wahnsinn? War es nicht die augenblickliche Verzagtheit, der sie willenlos nachgab?

Sie öffnete ihre Reisetasche und warf hastig hinein, was ihr in die Hände fiel.

Eine tiefe Abscheu gegen Richard erfaßte sie. Es war ihr, als müsse die Lähmung seines Willens, je länger je mehr, auf sie übergehen. Was sollte sie hier müßig zusehen, wie der Abgrund vor diesem Manne immer gähnender sich öffnete? Er hörte sie ja nicht mehr; er schlug ihre Warnungen in den Wind. Hatte sie sich nicht stark genug erwiesen, ihn zu fördern oder ihm ein Halt zu sein?

Die lange Zeit ihres Hierseins war eine Lüge gewesen, und nun, da der Schleier sank, schrien wieder die alten Pflichten nach ihr, denen sie sich verblendet entzogen hatte. Dort im nordischen Lande sehnten sich vielleicht die Seelen ihrer Kinder nach der Mutter; und hier war nichts, was der Tag von ihr verlangte.

Sie rief nach Beppino.

„Beppino, hier sind fünf Lire! Beppino, die gehören dir, wenn du mit mir gehst, mich führst ...“

„Wohin, Signora?“

„Zur Bahn. Ich muß verreisen.“

Nina Zeni steckte den Kopf zur Türe herein: „Verreisen, Signora? Madonna mia, was ist geschehen? Was soll ich Prisca sagen, wenn sie Sie nicht mehr findet — die arme, verlassene Prisca? Ist jemand gestorben, Signora Margherita?"

„Ja," sagte sie zögernd und dachte: ‚Seine Liebe und mein Glaube.'

„Und weiß Signore Riccardo?"

„Ja, schon längst — und früher als ich! ... Aber gehen Sie, Nonna, gehen Sie! Ich möchte noch einen Augenblick allein sein."

Margherita ergriff ein Papier und schrieb einige Abschiedsworte für Richard. Sie legte ein Goldstück in den Schubkasten des Tisches und bedeckte es mit dem Zettel.

Dann ging sie raschen Schrittes Beppo nach. Und in der Haustür stand Nina Zeni und weinte und küßte ihr die schlanken, weißen Hände, die so sehnsüchtig aussahen.

Aus dem Fenster drüben nickte die schöne Teresina Margiotta einen stummen Scheidegruß.

Und Margheritas Tritte verhallten in der sommerstillen Felsengasse.

17.

Ninettas Herz ging in Sprüngen.

Die gute, dicke Frau Nina hatte sich eigentlich die Heimkehr Ettore Torinos ganz anders gedacht. Wenn er aus der Viale Sardegna auf die Piazzetta von Santa Croce einbog, hätte ihn dort eine Banda mit klingendem Spiele begrüßen müssen. Bunte Tücher mußten aus allen Fenstern wehen, und die Mädchen von Santa Croce — das wünschte sich Ninetta nicht, aber sie dachte, daß es geschähe! — würden kichernd und in schmucken Festgewändern zu Ehren Ettores ihre Passeggiata gehen.

Von alledem war nichts zu sehen.

Einige steckten neugierig die Köpfe zu den Häusern heraus oder guckten heimlich hinter den Jalousien, weil sie zu faul waren, schon am Vormittage sich so zu kleiden, daß sie einem jungen Manne sich zeigen konnten.

Wahrhaftig, es ging kein Mensch in den Gassen von Santa Croce, als Nina Zeni ihre behäbige Fülle durch die unteren Gassen trug; denn Nina Zeni mußte Ettore Torino bei seiner Heimkehr begrüßen.

Aber die törichte, scheue Prisca war nicht einmal zu bewegen gewesen, mit ihr zu kommen. Mein Gott, sie konnte das Mädchen doch nicht mit einem Gesichte vor Ettore Torino stellen, auf dem noch die Spur der Tränen war! Der hätte ja gedacht, Nina Zeni mißhandelte das Kind.

Und Ettore Torino kam, und Nina Zeni traf ihn von ungefähr.

„O, virgine santissima, ist das nicht Giani Torinos Sohn, der aus den Bergen von Afrika heimkehrt? Ettore Torino?! Ich will zur Kirche gehen und ein Bittgebet tun! Was bist du stolz und schön geworden bei den tapferen Bersaglieri! Es ist nichts neu geworden in Santa Croce — nur Nina Zeni hat sich verändert: Nina Zeni schenkt den besten Wein der Berge! Nina Zeni hat einen verrückten deutschen Dichter in ihrem Hause wohnen; erst war auch noch eine bildschöne, blonde Frau bei ihm. Sie ist fort; sie hatte Heimweh nach den Nebeln Deutschlands. O, welch wirre, tolle Geschichte, die Geschichte der blonden deutschen Signora! Aber gut anzuhören bei Nina Zenis rotem Wein!"

Da nickte Ettore Torino und versprach zu kommen — noch diesen Abend, den verrückten deutschen Dichter zu sehen und die tolle Geschichte von der schönen Signora sich erzählen zu lassen.

Sie waren miteinander vor die Stufen des Kirchleins gekommen, und Ettore hatte seine Freude an den glücklichen Augen der Nonna, die seine Schönheit bewunderten. „Ich will der heiligen Jungfrau in dieser Stunde drei Kerzen versprechen — sie soll mir deine Freundschaft schenken!"

Ninetta sah ihn mit heißen Augen an, die vermochten heimlich zu reden, was ihr geschäftiger Mund verschwieg. Dann begann sie wieder:

„Oh, wenn die schöne deutsche Signora noch da wäre, — du kämst jeden Tag, sie zu sehen, Ettore!"

Und auch das mußte sie ihm noch sagen: „Ettore Torino, du bist der prächtigste Junge, den diese Berge je gesehen!“

Er lachte und zwirbelte seinen schwarzen Schnurrbart.

Und Frau Nina stieg die Stufen zum Kirchlein empor; Ninetta tat im Betstuhl ein heimliches Gelübde, Ninetta ging heim und schmückte Prisca und erzählte ihr, Ettore Torino wäre stark wie ein Löwe, hätte Augen wie ein Adler und wäre noch schöner als Giulio Margiotta.

„Hörst du, Prisca, schöner als Giulio Margiotta!“

Prisca hörte sich das an, wie etwas, das sie längst wußte; aber Ninettas laute Freude wollte mit dem Leuchten ihrer Augen sich nicht bescheiden. Sie schlug ihre Brust und schrie:

„Prisca, wie kann ein Mann schöner sein als Giulio Margiotta und ein Mädchen kalt wie eine Kröte? Er wird kommen und dich sehen und wird dich verabscheuen! O, heilige Mutter Gottes, warum hast du mich mit der Prisca gestraft? Und warum hast du die sanfte deutsche Signora geschickt, die mir das Kind stumm gemacht und die ihr das fremde Herz geschenkt hat?“

Frau Nina Zeni brach in lautes Wehklagen aus; denn sie dachte daran, welche heimliche Flammen an jenem Abend in Prisca gebrannt und wie ihre Sinne in sehnsüchtigem Verlangen gezittert hatten, als sie mit ihr zum ersten Male über Ettore Torino und ihre Absicht gesprochen hatte.

Damals hatte Priscas junger Mund geglüht wie lange verhaltenes Feuer, und ein stammelndes Bekennt-

nis hatte als eine Erlösung von ihren Lippen sich gefunden. Und dann war Margherita gekommen, deren reife Frauenschönheit und sanfte Art Frau Nina Zeni als eine Segnung des Himmels gepriesen hatte.

Nun aber war das alles vergessen, und die Nonna fand keine andere Erklärung für das rätselvolle Wesen dieses Mädchens und ihre fremdartige Verschwiegenheit, als die verschwundene Frau. Schön war sie gewesen mit ihrem goldenen Haar. Aber sie hatte bei all ihrer Schönheit nicht einmal Geschick gehabt, einen Funken aus dem Herzen des Signore Riccardo zu schlagen.

So rasch hatte sich Ninas Sinn gewandelt. Wenn die wunderliche blonde Frau wenigstens die Miete auf ein Jahr vorausbezahlt hätte! Tränen hätte ihr Nina nachgeweint.

Und Signore Riccardo, der nun reichlich viel von Nina Zenis Wein trank, der nun seine Tage in Nina Zenis Schenke verbrachte, — der ein so vergnügliches Italienisch sprach, daß Frau Nina ihren runden Leib unter schallendem Lachen von einer Herdecke zur andern rollte — dieser Signore Riccardo war zwar ein verrückter deutscher Dichter, aber er war doch ein schöner Mann, denn er begegnete Nina Zeni seit Margheritas Flucht mit einer Liebenswürdigkeit, die sie anfangs niemals bei ihm gesucht hätte.

Und was Ninetta sich recht wohl getraute: Signore Riccardo in Stunden, in denen er sie mit unsicheren Augen ansah und kosend „Ninuccia“ nannte, in einen gefügen Liebhaber zu verwandeln — das war der schönen, müden Signora nicht gelungen.

Die Signora Margherita hätte die Schuld an Priscas verträumter Seele! behauptete Frau Nina zornig. „Madonna mia, wie kann ein Mädchen von siebzehn Jahren solch ein müdes Herz haben und ein Herz wie ein Pfirsichstein!“

So schalt Frau Nina mit Prisca im Schlafraum neben der Küche.

Sie hatte darüber gar nicht gehört, daß Signore Riccardo vom Schenktische her nach Wein rief.

Nun steckte er den Kopf zur Tür herein und sah die gute dicke Nonna jammern. Prisca lehnte am Fenster und sah wortlos in den verlöschenden Schein der wieder einmal herbstlich bunten Berge.

Frau Nina gewahrte Krauß auch jetzt nicht, sondern fuhr in ihren Verwünschungen fort: „Prisca, warum bist du nicht dagewesen, wie die Signora heimlich davonging! Sie hätte dich mitgenommen über jene hohen Berge, und im Eise Deutschlands wären euch beide die Herzen vollends erfroren!“

Das machte Signore Riccardo vergnügt bis in die Tiefen seines Dichtergemütes, und er tätschelte der phantasievollen dicken närrischen Nonna die Arme und versicherte sie unter herzlichem Lachen seiner unverbrüchlichen Verehrung bis ins Grab.

Frau Nina aber ward plötzlich still, grub aus den Tiefen ihres Rocksackes ein Fünflirestück und befahl Prisca eine Reihe Besorgungen; denn Ettore Torino würde kommen und Ninettas neuen Wein trinken. Er würde ganz bestimmt kommen, der schöne Torino, und man müßte sich ja schämen, wenn man ihm mit den

kargen Vorräten aus Küche und Keller aufwarten wollte.

Und dann ließ Nina Zeni den liebenswürdigen Signore Riccardo in ihr Herz gucken, der um so liebenswürdiger wurde, je seltener er mit dem Silber in seiner Hosentasche klimperte. Das hatte er noch vor wenigen Tagen getan, als er zu Ninas ehrlichem Entsetzen seine Geldtasche — als ein Zeichen seiner gründlichen Verachtung aller überfeinerten Kultur — über die Gartenmauer von Santa Croce schleuderte.

Ninas Herz mit seinen Kammern voll von merkwürdigen Geheimnissen und Plänen nahm das Interesse des Signore Riccardo in immer stärkerem Maße in Anspruch. Er versprach, diesen Ettore Torino im Sinne der Nonna ordentlich zu bearbeiten. Das würde um so leichter sein, da sie ja alsbald die Bande enger Freundschaft verbinden müßten; denn die Padrona hätte ja gesehen, daß er sein grüblerisches Sinnen in tiefster Zurückgezogenheit nun aufgegeben habe und ein vernünftiger Mensch werden wolle mit einer herzhaften Freude am Leben.

Natürlich bestätigte die Nonna: mit wem wollte denn der wohlhabende Ettore Torino verkehren, der zudem drei Jahre die Accademia del commercio besucht hatte — mit wem sonst, als mit dem deutschen Dichter der Frau Nina Zeni?

Nachdem sie ihn mit dankbarem Augenaufschlag ihrer Gunst versichert, trank Richard Krauß ihren Wein — diesmal ohne Bezahlung, wie er stillschweigend als selbstverständlich annahm.

18.

Ettore Torinos freigebige Art, der recht wie ein Galantuomo sich benahm — dazu die Dankbarkeit der dicken Nina veranlaßten Richard Krauß an einem der nächsten regnerischen Tage zu einem mannhaften Trunke hinter Nina Zenis vereinsamtem Schenktisch und zu fruchtbarem Nachdenken über die nächste Zukunft.

Solche sehr reale Sorgen hatte er, während Margherita noch in seiner Nähe weilte, entrüstet von sich gewiesen: sie ernüchterten ihn damals zu sehr und waren seiner überhaupt unwürdig — damals.

An einem Tage, der die Felsengipfel um Santa Croce mit triefenden Nebelschleiern verhängt hatte, setzte er sich seufzend hinter Ninettas Tisch. Er dachte, er wollte aus einem Becher Wein Erleuchtung über die beste Verwendung seiner in der Truhe Ninas ruhenden Werke sich holen.

„Fragmente!“ sagte er sich — „alles nur Fragmente! Pah, was tut das? Fragmente aus einem solchen Geiste und unter den sonnigen Himmeln Italiens geboren!“ Die Zeitungen, denen er damit aufwarten wollte, mochten froh sein, wenn Richard Krauß mit etwas Halbem zu ihnen kam! Er dachte auch daran, alle

Bruchstücke als seine „Werke" zu sammeln und als Buch herauszugeben. Und zwar sollte das geschehen mit einem Vorwort „Über die Bedeutung des Fragmentarischen im allgemeinen und dieser Fragmente im besonderen" . . . Das mußte sich auf dem Titel gut ausnehmen! Aber da war die fatale Frage nach einem würdigen Verleger! Für diese deutschen Verleger würden seine dichterischen Erzeugnisse zweifellos zu wertvoll sein — keiner von ihnen würde sie verstehen. „Sie wollen ja alle nur Geld machen, sie trachten nicht danach, den Dichtern gegenüber eine Mission zu erfüllen. Sie wünschen eine ‚Zweckkunst', die sich mühelos in Gold umwerten läßt" . . .

So meditierte Richard Krauß hinter dem Schenktische, und seine Gedanken schwankten immer haltloser durcheinander . . .

Er beschloß also, die Beantwortung dieser wichtigen Frage auf gelegenere Zeit zu verschieben.

Die Nonna am Herde klapperte aufgeregt mit Pfannen und Löffeln — denn wenn Signore Riccardo Deutsch redete, so hatte er gewiß ein Geheimnis vor ihr! Und wen sollte das sonst angehen als sie und Prisca und Ettore Torino? Am Ende gar Leonetta Margiotta! Es war nicht auszudenken, was ihr der Signore alles verbergen konnte in dieser niederträchtigen deutschen Sprache!

Weil ihm die erhoffte Erleuchtung an diesem Tage noch nicht gekommen war, verlangte er neuen Wein. Und wie seinen Gedanken über dem Trunke neue Schwingen wuchsen, hatten sie die Truhe mit den vielen

angefangenen Arbeiten vergessen und waren alsbald bei Ettore Torinos freigebiger Freundschaft und bei Nina Zenis tausendmal verbürgter Dankbarkeit angelangt. Das waren doch wenigstens Faktoren, mit denen sich etwas Rechtschaffenes herausrechnen ließ — zuverlässiger zum mindesten als die kurzsichtigen deutschen Verleger, die seine Größe eben noch nicht erkannten. Er durchlebte jetzt — daran war für ihn kein Zweifel — eine Übergangszeit in seiner künstlerischen Entwicklung. Er mußte aller kleinlichen Sorgen um des Tages Nahrung und Notdurft überhoben sein, darum mußte er einstweilen von der Freundschaft Torinos und der Dankbarkeit der Nonna Gebrauch machen — natürlich nur so lange, als seine pekuniären Verhältnisse zu wünschen ließen. Hernach wollte er jenen hundertfältig zurückzahlen, was sie jetzt an ihm taten.

‚Das alte Leid!' sann er tröstlich. ‚Wer kümmert sich im Vaterland um den Propheten? Wer fragt nach dem Namen Richard Krauß? Das Vaterland hat ihn verkannt und sehr gering ziehen lassen; aber in der Fremde wird sein Stern mit unvergleichlichem Glanze aufgehen.' —

Mit solchen Gedanken und solchem Troste trank sich Richard Krauß durch die nebligen Wochen.

Als die Regentage des Dezembers vorüber waren, hatten sich die Bande der Freundschaft zwischen Ettore Torino und dem Deutschen so fest geknüpft, daß dieser mit einiger Sicherheit die Richtigkeit seiner damaligen Rechnung vom Schenktische feststellen konnte.

Ettore Torino war mit der ausgesprochenen Absicht

in die väterliche Zederwasserfabrik zurückgekehrt, für die Jahre strengen Dienstes bei den Versaglieri unter afrikanischer Sonne in köstlicher Freiheit sich zu entschädigen.

In einer leichten Vettura, vor die ein Paar leidlich flinke Maultiere gespannt waren, fuhren Krauß und Torino oft gemeinsam hinunter in die Ebene.

Und wenn sie, manchmal erst nach Tagen, heimkehrten, bestürmte die Nonna den Signore Riccardo mit ihren Fragen.

„Ist Ettore Torino nicht ein Galantuomo?"

„Ist er."

„Habt Ihr mit ihm von Prisca gesprochen?"

„Aber natürlich, liebe Padrona."

„Findet er Prisca schön?"

„Fleißig und anders als die anderen Mädchen."

„Oh!" machte Nina enttäuscht. „So mag er sie nicht!"

„Warum soll er sie nicht mögen? Mein Gott, Nonna, Ihr seid ungeduldig!"

„Wird er sie heiraten?"

„Natürlich wird er! Vielleicht steht er vor der Olivenernte schon mit ihr vor dem Altar."

Da glänzte Frau Nina Zenis Gesicht, und sie bezeigte in realer Schätzung seiner Verdienste dem klugen, lieben Signore, gegen dessen Schwächen sie mit mütterlicher Liebe sich verschloß, ihre Dankbarkeit.

19.

Am zweiten Weihnachtstage hingen die Nebel so dicht um die Dächer von Santa Croce, daß die Klänge der Tanzmusik Mühe hatten, durch die Felsengasse sich zu finden.

Nina Zeni stand in ihrem Spitzentuche, das ihr kokett in die Stirne fiel, wie auf Kohlen: die säumige, dumme Prisca war nebenan in der Kammer und wurde nicht fertig mit ihrem Anzug. Und es war doch die höchste Zeit.

Nina Zeni schwätzte in ihrem Unmut wie eine Felsenschwalbe. Vom Tagesgrauen an hätte sie der sorglosen Dirne Zeit gelassen und jetzt, da schon die Klänge des ersten Tanzes lockten, dächte sie erst daran, sich zu bereiten!

Und endlich, endlich erschien Prisca!

Sie war hübsch in ihrem stillen, bescheidenen Wesen, mit ihren rätseltiefen, dunklen Augen, mit ihrer madonnenhaften Stirn und angetan mit den Behängen aus mattem Silber, die so weich um sie läuteten, wie um die heiße Schönheit Teresina Margiottas. Auf ihren sonst farblosen Wangen brannte das heimliche Feuer ihres Herzens: diese Frühlingsstunde ihrer Seele hatte ihre Wangen mit Blüten geschmückt, die waren zart wie die Blüte der Pfirsiche an den Bergen.

8*

Und dann gingen die beiden durch die tropfenden Nebel.

Droben hinter den Fenstern des Saales glühten schon die vielen kleinen elektrischen Lampen, und die Nonna war gerade daran, in ein gemäßigtes Wehklagen auszubrechen über die sündhafte Verschwendung des künstlichen Lichtes, da fiel ihnen blendender Glanz entgegen. Schon standen sie mitten im Schwarme fröhlicher Menschen, und die Nonna ließ ihre Blicke durch den Saal fliegen.

„Wo ist Ettore Torino?"

Nina Zeni stieß Prisca heimlich an: „Ist er etwa in jener Ecke des Saales, in der die Burschen und Mädchen die Hälse recken?"

Prisca antwortete nicht, und die Nonna steuerte quer über den Tanzboden; eine bittere Ahnung sagte ihr, dort müsse er sein, und dort lasse er sich huldigen. Sie merkte gar nicht, daß Prisca im Gespräch mit einigen Altersgenossinnen zurückblieb. Aber so dicht umringten die jungen Burschen jene Ecke des Saales, daß es der runden Ninetta nicht möglich war, sich eine Gasse zu bahnen.

Allmählich drängten die Mädchen aus dem dichten Kreise heraus, achselzuckend und mit mühsam verborgenem Neid in den Mienen. Die Burschen aber stießen sich an, flüsterten und hielten unzweideutigen Zwiesprach mit den Augen: ‚Habt ihr sie gesehen, diese Leonetta Margiotta? Sie ist noch halb ein Kind und ist schöner als alle. Alle Heiligen — die ist noch schöner als Teresina Margiotta, ihre Mutter.'

Da hatte Frau Nina alles vergessen, was sie von diesem Tage erhofft hatte, und mußte an sich halten, ihrer Bitterkeit über Teresina Margiottas Falschheit nicht in schallenden Schmähreden Luft zu machen.

Sie drängte sich zitternd zwischen den Jungen hindurch, und ihre Augen leuchteten in maßlosem Haß.

Auf der Wandbank saß Teresina Margiotta neben ihrem schönen Kinde.

Leonetta trug ein leichtes Kleid aus himmelblauer weicher Seide, das jede Bewegung ihres schmiegsamen, erblühenden Leibes verriet. Die Fülle ihrer goldroten Haare strahlte; ihre Augen waren wie lebendiges Feuer — alle Mädchen und Frauen ärgerten sich über diese Augen, von denen die Burschen die Sinne sich betören ließen. Augen, die aussahen, als hätten sie diesem Kinde schon zur vollen süßen Leidenschaft der Liebe geleuchtet.

Und wie Teresina Margiotta vor Genugtuung strahlte!

Die Frauen im Saale, die mit ihren Töchtern gekommen, waren neidisch und schmähten tapfer, wenn auch heimlich: „Was soll denn das werden mit dieser Leonetta? Sind denn alle Burschen geblendet? Leonetta Margiotta ist ja schon reif wie eine gefallene Zitrone, und Leonetta Margiotta ist vierzehn Jahre!"

So quälte sie alle die Eifersucht.

Aber sie vergaßen auch nicht, Teresina Margiotta selbst wacker zu schmälen, die an ihrer eigenen Schönheit nicht genug hatte und die ihr Kind nun so eitel und begehrlich machte.

Und von Mund zu Mund flog es: „Habt ihr ge-

sehen? Alle Mädchen von Santa Croce tragen ihre schlichten goldenen Reifen in den Ohren oder die schwingenden Glocken, die sie von ihren Müttern ererbt haben. Aber Leonetta Margiotta hat in jedem Ohre eine Perle — im linken eine schwarze und im rechten eine weiße Perle! Ist so etwas je dagewesen in Santa Croce?"

Und nun dehnten sie wieder die Hälse und suchten die weiße und die schwarze Perle. O, diese Teresina Margiotta, die versteht's!

Nicht lange, und kein Mädchen war mehr unter denen, die die Frau des Geierjägers und ihr verführerisches Kind umringten. Der Ärger trieb sie fort.

Da besann sich Nina Zeni wieder auf Prisca. Ettore Torino — der besonnene, stolze Ettore — war nicht bei Leonetta. Darüber beruhigte sich ihr Zorn. Und als sie sich wandte, um Prisca zu suchen — wahrhaftig, da stand sie mitten im Saale unter den Mädchen, und Ettore Torino stand neben ihr und redete mit ihr — mit ihr ganz allein!

Frau Nina warf Teresina Margiotta einen Blick zu: ‚Na, Teresina Margiotta, was sagst du nun?'

Aber Teresina Margiotta hätte nicht geantwortet, auch wenn sie die stolze Freude der dicken Nonna bemerkt hätte; denn die Geigen erklangen, die Bläser setzten ein und — — Ettore Torino führte Prisca Zeni zum Tanze.

Ninetta thronte auf ihrem Sitz an der Wand wie eine Königin und strahlte in ihrem Glücke wie die Sommersonne.

Auch Leonetta Margiotta tanzte — Himmel, wie sie tanzte! Es war, als berührten die Spitzen ihrer blauen Atlasschuhe den Boden nicht. Alles an ihr war Musik.

Und wieder hingen alle Augen an ihr und gingen ihr nach zwischen den wirbelnden Paaren — ihr ganz allein. Leonetta Margiottas fliegendes Kleid und ihre wilde, heiße Schmiegsamkeit, die sich unter dem Stücke Himmel nicht verbergen ließ, in das Frau Teresina ihr schönes Kind gehüllt hatte, bannte selbst die Blicke der Tanzenden.

Während Prisca dem Ettore Torino im Arme lag und ihre Sinne zitterten, war das knospende Rot ihrer Wangen in der Sonne ihres Glückes völlig erblüht. Und doch war ihr Gesicht still wie das der Madonna. Ihre Augen sahen zu Ettore Torino empor wie ein tiefer ruhsamer Bergsee.

Nach dem dritten Walzer, den er mit ihr getanzt hatte, war das Paar verschwunden.

Die erste, die das wahrnahm, war Teresina Margiotta. Die tat, als hätte sie die Nachbarin schon den ganzen Abend gesucht: „Madonna mia, Ninuccia, kannst du dich unsichtbar machen? Bin ich dir keinen Gruß wert?“

Nina Zeni versuchte zu lachen, aber es gelang ihr nicht.

„Ninetta, liebe, treue Ninetta, was ist dir geschehen? Bist du müde? Möchtest du nach Hause?“ fragte Teresina erstaunt.

Da wachte Frau Nina Zeni auf, und aus ihrem übervollen Herzen rann ein Tropfen Gift in ihre Rede: „Ah, warum wünschest du, daß ich fortgehe?“

Teresina hob ihre Hand, als wollte sie den heimlichen Zorn dämpfen: „Aber nein, liebe Ninuccia, die ganze Nacht sollst du bleiben und stolz sein! Ist Prisca schon heim? Und ist Ettore Torino mit ihr gegangen? Eh, Ninetta, wollen sie allein sein?“

Und Nina forschte in Teresinas Augen und ließ sich verraten, was der Mund der schönen Frau ihr verheimlichte — ja, Teresina war eifersüchtig auf die Ehren, die Ettore Torino der Prisca erwies.

„Und wenn sie heimgegangen sind, was geht das dich an, Teresina Margiotta?“

„Prisca wird in den Mund der Leute kommen!“ warnte Teresina.

„Was geht das dich an, Teresina Margiotta?“

„Ja, wenn es nicht Ettore Torino wäre . . .“

„Ärgerst du dich? Und kann ich Prisca nicht allein hüten?“

„Warum soll sie unglücklich werden?“

Ninetta sprang auf und faßte Teresinas Arm: „Warum redest du so, Teresina Margiotta? Hat Ettore Torino nicht bloß mit ihr getanzt?“

Teresina zog die Achseln und warf den Kopf, daß ihre Ketten klangen: „Ettore Torino ist wild wie ein Berglöwe!“

„Was willst du damit?“

„Alle Heiligen, was soll ich dir noch sagen!“

Da höhnte Nina Zeni: „Teresina Margiotta, quält es dich, daß er nicht sieht, wie verführerisch du Leonetta gemacht hast? O, du bist eine Künstlerin!“

„Pah, was kann ich dafür, daß sie die Schönste ist?“

„Warum schaut Ettore Torino sie dann nicht an?"

„Sie hat ihm noch keinen Blick geschenkt!"

„Eh, etwa Prisca?"

Teresina legte ihr in erzwungener Ruhe die Hände auf die runden Achseln: „Die Felsenschwalben schwätzen von eurer heimlichen Qual! Und die Zikaden singen in allen Bergen von Ninuccias närrischer Sorge! Addio, Ninetta mia, Addio!"

Teresina Margiotta lachte höhnisch und winkte mit ihrer schmalen Hand, daß die Armketten klirrten.

Frau Nina durchbohrte das Herz der Nachbarin mit den giftigen Pfeilen ihrer Blicke. —

* * *

Die Nebelfrauen schleppten die Säume ihrer Kleider in stummem Zuge durch die nächtlichen Gassen. Die Lichter des Saales standen schläfrig hinter den nassen grauen Floren; denn es brannte in jener Nacht kaum noch in einem anderen Haus ein Licht, die ewige Lampe im Kirchlein ausgenommen.

Prisca und Ettore schritten durch die feuchte, kühle Dezembernacht; einmal zog er ihr das Schultertuch zurecht, das ihr an der Seite herabgeglitten war.

Sie gingen über die Piazzetta; der Brunnen rauschte, und ein altes Weiblein schlürfte am Stocke über die nasse Kirchenstiege herab. Die Türe des Bethauses fiel langsam hinter der Alten zu und zerschnitt den Schimmer des roten Lichtes, der sich hinter ihr dreintastete.

Bis die Greisin vorüber war, schritt Ettore stumm

neben dem Mädchen. Dann sprach er wieder laut — es schien fast so, als wollte er neugierige Ohren hören lassen, daß er mit seiner Begleiterin kein Geheimnis habe.

Prisca antwortete selten; er redete von Afrika und und von der stolzen Truppe der Bersaglieri und von der langen, köstlichen Freiheit, die er nun genießen wollte.

Prisca dachte: „Hat Signore Riccardo nicht gesagt: ehe die Oliven reifen . . .“

Aber er sprach davon kein Wort.

Hallende Tritte klangen auf den Steinen der Gasse. Es war eine Frau mit einem Korbe verzuckerter Früchte, die sie auf dem Saale feilbieten wollte.

„Möchtest du etwas, Prisca?“ fragte Ettore und blieb stehen.

„Ja! Schön sein wie — Leonetta Margiotta! . . .“ stammelte sie und bedeutete der Händlerin, daß sie gehen solle. Dann wandte sich Prisca kurz und rasch. Der so mühsam gefesselte Brand ihres Innern brach hervor. Aber schon schämte sie sich des verräterischen Wortes.

Sie wandelte nun eine Stunde neben Ettore Torino in der Nacht, deren Nebel wie feines Silber sich über die Kleider schlugen und die mit feuchten Händen die zierlichen Ringe ihres Stirnhaares lösten. Und der keck Ettore Torino schritt neben ihr, und während droben die Geigen lockten, redete er von gleichgültigen Dingen.

Eine dunkle Ahnung sagte Priscas hellhörigem Herzen, daß Ettore Torino sie am Ende gar in die Nacht geführt habe, um die anderen zu ärgern und sich selbst

erst recht suchen zu lassen. Nun würden sie alle nach ihm fragen, und nun würden erst recht alle Blicke an ihm hängen, um ihn zu prüfen, was diese Stunde der Nacht im Alleinsein mit Prisca ihm gebracht habe.

Jene schwermütige Verträumtheit, die Margheritas Vermächtnis war, hing auf diesem einsamen Gange über Priscas Seele wie der Bergnebel. Aber während Margherita in Stunden träumerischer Schwermut ganz willenlose Hingabe gewesen war, verfiel Prisca in ein grüblerisches, grausames Sinnen über sich selbst.

Ettore Torino war eine Zeitlang stumm neben ihr geschritten. Nun sagte er: „Pah, schön wie Leonetta Margiotta möchtest du sein? Warum gerade wie die?“

„Weil sie die Schönste ist!“

Da fühlte Torino die Hände des Mädchens an den Flügeln seiner Jacke, — wie sie fester und fester faßten, als wollten ihre zitternden Finger sich in seine Brust krallen. Er fühlte es, wie sie ihn in die tiefen Schatten jener schmalen Gasse zogen, die auf den Markt mündete, und wie ihr heißer Atem um sein Kinn flog.

„Ettore Torino,“ flüsterte sie, und es war als rasten die Flammen eines Fiebers durch ihre Glieder, — „Ettore Torino, und warum soll ich nicht schön sein wie Leonetta Margiotta?“

Torino lachte: „Was soll ich dir sagen?“

„Und wenn ich schön wäre wie sie, würdest du mich dann lieb haben?“

„Hab' ich Leonetta Margiotta lieb?“

„Ich weiß nicht, und ich frage nicht!“

„Hab' ich sie heut abend auch nur mit einem Auge gesucht?"

„Du! Als ob man nicht jemand aus dem Wege gehen und ihn doch lieb haben könnte!"

„Was willst du wissen?" fragte er und sah sie mit durchdringenden Blicken an. Er wußte sich dies seltsame Wesen nicht zu deuten.

„Nichts, nichts will ich wissen. Auch nicht, ob du sie oder eine andere lieb hast. Aber das eine sag' ich dir . . ."

Ihre Hände glitten langsam von der Brust Torinos herab. Ihre Stimme verlor den heißen zitternden Klang und ward still und klar, und ihre Worte waren wie ein Gebet:

„Ettore Torino, spiele nicht mit mir! Verabscheue mich! Verachte mich! Aber spiele nicht mit mir! Sei nicht grausam und quäle mich nicht zu Tode! Du, du sollst mit mir beginnen, was du sonst magst — aber, wenn es kommt, daß die andern mich verlachen deinetwegen und ihren Spott mit mir treiben, deinetwegen, — Ettore . . .!"

Sie schrie den Namen, daß die tiefe Stille der Nacht vor ihrem wilden Rufe erschrak.

Torino hatte die Hände in die Taschen geschoben und lehnte gegen die nebelfeuchte Mauer.

Prisca sprang davon.

„Wo willst du hin?"

„Heim!" sagte sie leicht.

„Heim?"

Nun klang ihr halblautes Lachen: „Ich kann mit

solchen Haaren nicht wieder zum Tanze gehen und in diesen nassen Kleidern! Aber ich komme wieder!"

„Ich werde mit dir tanzen!"

„Wenn du magst!" —

Prisca trat leise in ihr Haus und noch leiser in die Küche. Es war kein Licht in dem Raum, aber die glühenden Kohlen auf dem Roste des Herdes verbreiteten ein geheimnisvolles Dämmerlicht. Und am Herde kniete Beppino. Er hatte das Kinn in seine Hände gelegt und starrte mit weiten Augen in den glimmenden Brand.

„Eh, Beppino, warum schläfst du nicht?" fragte Prisca erstaunt.

„Ich weiß nicht."

„Was treibst du da?"

„Was geht's dich an?"

„So leg' dich schlafen!" befahl Prisca.

„Ich will nicht."

„Warum starrst du so auf die Kohlen?"

„Ich möchte sie Leonetta Margiotta in die Schuhe legen!" knirschte Beppino zwischen seinen weißen Zähnen hervor.

„Heilige Mutter Gottes!"

„Sie hat gesagt: ich sollte sie heute sehen, und sie ist doch heimlich gegangen, ohne sich mir zu zeigen. Ist sie schön, Prisca?"

„Schön wie die Sonne!" antwortete sie neidlos.

„Eh, Prisca, — und sie ist meine Freundin!"

Da erhob sich Beppino, schob die Hände in die Säcke seiner Hose und ging stolz hinaus in die Kammer.

Prisca sah die rasche Wandlung des Jungen.

„Na," rief sie ihm nach, „wie steht das mit den glühenden Kohlen, die du der Leonetta in die Schuhe legen wolltest?"

„Ich müßte ja ein Narr sein!" lachte Beppo und warf sich aufs Lager.

* * *

Mit seltsamen Gedanken und mit wunderlich nachdenklichen Augen mischte sich Ettore Torino wieder unter die laute Jugend.

Begehrliche Mädchenaugen gingen ihm nach, und die heimlichen Blicke Nina Zenis prüften ihn.

Prisca war noch nicht wieder da, und der nächste Tanz ging vorüber; Torino lehnte am Pfosten der Saaltüre. Endlich wurde er durch Richard Krauß aus seiner Versonnenheit geweckt.

„Ah, Signore Riccardo!"

Als hätte Torino schon längst auf ihn gewartet, legte er seinen Arm in den des schwarzbärtigen schlanken Mannes und durchmaß mit ihm in langen Schritten den Vorraum des Saales, der während der Tänze fast leer blieb.

„Was ist das mit Prisca, Signore Torino?" forschte Krauß.

„Was wißt Ihr? Hat sie mit Euch gesprochen?"

„Ein flüchtiges Wort. Sie kleidet sich daheim um und kehrt alsbald zurück."

„Hat sie Euch verraten —"

„Was?"

„Hm," machte Torino. „Sie hat ein tapferes, ehrliches Herz. Aber . . ."

„Na?"

„Aber — —" Torino sprach noch leiser — „ein wunderliches Wesen. Ist sie herrisch?"

Krauß lachte laut auf: „Wenn ich nicht wüßte, daß sie eine Italienerin wäre, würde ich meinen Kopf dafür einsetzen, daß sie eine deutsche Träumerin sei. Dort oben bei uns wächst die Melancholie wild, mein Freund!"

„Ist sie verwöhnt?"

„Unsinn! Sie, die ihr Lebtag in Giani Torinos Vigna gefrönt hat!"

Ettore Torino biß sich die Lippen. — „Wenn sie das nicht getan hätte!" sagte er.

Sie stiegen die Treppe hinab.

Da ging Prisca Zeni erhobenen Hauptes an ihnen vorüber und schaute an ihnen vorbei.

„Habt Ihr ihr wehgetan?" fragte Krauß. „Das verschmerzt sie nie!"

Torino zog die Achseln. Dann setzten sie sich in das untere Zimmer zum Wein.

20.

Am nächsten Morgen — die Leute von Santa Croce lagen noch im Schlaf, denn der Tag war nebelgrau und müde — erklangen Schläge an die Zimmertüre Richards. Er hatte die Läden schon aufgeschlagen, lag wach im Bette und sah den Bergnebeln zu, die in phantastischem Zuge um die Kuppen des Gebirges zogen. Seit die Nebel spannen, war mit dem Deutschen eine auffallende Veränderung vor sich gegangen. Er schien noch schmaler als sonst; seine Stimme war oft rauh, sein Atem kurz und schwer. Und seine Augen leuchteten nicht selten in einem fieberischen Glanze.

„Sind Sie krank, Signore Riccardo?" forschte Frau Nina und sah ihn prüfend an.

Krauß zuckte zusammen. „Krank? Sieht so ein Kranker aus?"

„Wissen Sie, daß Ihr Husten uns nachts oft den Schlaf verscheucht?"

Krauß schlug mit der Hand in die Luft: „Pah, wer soll denn auch in dieser Luft atmen können!" ...

Des Morgens fühlte er eine tiefe Ermattung. Es war ihm, als habe ihm die Nacht keine Stärkung gebracht. Dann lag er, wie heute, sinnend auf seinem

Bette. Er fühlte nirgends einen Schmerz, und doch diese tiefe Mattigkeit schon zu Beginn des Tages. Und wenn er sich erhob, quälte ihn der Husten.

Deshalb hatte er das Klopfen an der Tür überhört. Es erklang von neuem.

Auf seinen Ruf trat Beppino in das Zimmer und reichte ihm einen Brief.

„Eh, Signore, wird die schöne, blonde Tedesca wiederkommen?“ Er hatte Margheritas Handschrift erkannt.

Krauß richtete sich im Bett auf, sank jedoch alsbald wieder in die Kissen und hieß Beppo hinausgehen. Der steckte draußen den Kopf zur Küchentüre hinein: „Nonna! Prisca! Er ist weiß geworden wie eine Wand, der Signore Riccardo, als ich ihm den Brief brachte!“

Dann lief er in das Haus des Geierjägers.

Endlich erbrach Krauß den Umschlag. Er entfaltete viele Seiten mit der ruhigen, klaren Schrift. Und so schrieb ihm Margherita:

Lieber Richard!

Ich fürchte mich vor dem Ende dieses Briefes, weil ich nicht weiß, ob die Festigkeit meines Willens mich verlassen wird, wenn ich mir sage: nun kommt das letzte. Aber ehe die große Nacht über meine Seele sinkt, die große Nacht, von der niemand weiß, ob Wege darin gehen, die in ein klares, stilles Licht führen, habe ich noch mit Dir zu reden.

Ich bin nicht von Dir gegangen, in der Heimat zu versöhnen und dort Verzeihung zu erlangen für

das, was ich tat. Und ich komme dies letzte Mal nicht zu Dir mit dem kindischen Verlangen: nimm mich wieder auf, wir wollen alles vergessen, was geschehen ist, und wollen ein neues Leben beginnen! Sollte ich das Unmögliche für möglich halten? Nein; ich war blind und bin sehend geworden; ich ging in Lüge und fand die Wahrheit.

Zu spät? Auch dies nicht; denn ich zerschneide die lange Kette der Irrtümer meines Lebens, ehe sie mir und anderen zu noch größerem Leide wird.

Wie wir vereint und mit heißen Herzen und einem köstlichen, starken Glauben aneinander durch die Nacht flohen, entzog ich mich den Pflichten gegen meine Kinder. Ich wußte, daß man mir hinterdreinfluchen würde; ich wußte aber auch, daß viele verstehen würden, wenn ich die unwürdigen Bande zerriß, die mich an einen ungeliebten Mann fesselten. Aber ich wußte doch, daß niemand war, der die Mutter entschuldigen könnte, die ihren Kindern sich entzog, um, fern von ihnen, in herzloser Selbstsucht ein Glück zu besitzen.

Richard, Du weißt nicht, wie meine Seele damals geblutet und wie sie gerungen hat! Aber Du sollst es wissen, daß ich in der Überzeugung Dir folgte: es ist besser, diese Kinder wachsen nicht in jene tiefen, mitleidlosen Schatten hinein, die das unselige Verhältnis ihrer Eltern über sie wirft. Besser eine tote Mutter, als eine gehaßte, hassende, unselige Frau! Und an jenem Tage meiner Flucht mit Dir war ich meinen Kindern gestorben, der Weg war frei, der

eine andere, freudige, glücklichere Mutter zu ihnen führen konnte. Ich aber übernahm neue Pflichten, vielleicht für neue Kinder — sicherlich neue Pflichten in dem Bewußtsein, Deine künstlerische Kraft zu fördern und ihr dienen zu können.

Ein Kind versagte mir — das Mitleid des Himmels. Und für uns beide waren wir gegenseitig zu schwach. Du für mich: denn mein Herz ist das Herz eines Weibes mit seinen Vorzügen und Schwächen, — eines Weibes, dessen Erziehung nicht eine Erziehung zu bedingungsloser Selbständigkeit gewesen ist. Mein Hang zur Melancholie, der unter der wuchtenden Last der Verhältnisse krankhaft sich auszuwachsen drohte, und die Sanftheit meines Gemütes forderten die zielsichere Kraft und Führung durch einen Mann. Wir waren zu schwach: — ich für Dich; denn ich vermochte Deinen Willen nicht zu stählen, Deinen Geist nicht zu beflügeln oder zu befruchten durch neue Ideen; Deine Neigungen zu einem sorglosen Künstlervagantentum vermochte ich weder zu bannen, noch zu teilen. Und mein Glaube an Dich ging verloren, weil ich erkannte: Du täuschst Dich mit klingenden Worten und eingebildeter Größe.

Ich war Dir ohne diese Erkenntnis gefolgt und saß nun in der Einsamkeit der Fremde — ohne Pflichten.

Ohne Pflichten sein, heißt übrig sein.

Und darum konnte ich gehen; denn ich wußte nicht, ob nicht jene Stelle vielleicht doch noch offen war, an der meine Kinder ihre Mutter suchten.

Richard, ich bin an einem nebligen, trostlosen Spätsommerabend in die Heimat meiner Kinder heimgekehrt. Ich weiß nun: es ist alles gut um sie, es ist besser, als wäre ich daheim geblieben.

Und wenn es nicht gewesen wäre?

Dann hätte ich als eine Bettlerin um Liebe vor jener Tür gekniet — oder ich hätte einen anderen Weg gefunden, gut zu machen, was ich an ihnen verschuldete.

Es ist nichts mehr, was mir nach einem verfehlten Leben — verfehlt aus Schuld und Schicksal — zu tun übrig bliebe, als über das zu verfügen, was ich besitze.

Bis auf einen kargen Rest, mit dem ich hoffe, nach meinem Tode mehr an Dir fördern zu können, als mir dies auf einem kurzen, gemeinsamen Lebenswege beschieden gewesen ist, ist über mein Vermögen zugunsten meiner Kinder verfügt. Wenige hundert Mark werden Dir auf gerichtlichem Wege ausgehändigt werden. Ich selbst aber gehe dahin in der Überzeugung, daß ich nichts mehr zu tun habe, was heiliger und größer gewesen wäre, als meinen Kindern Mutter zu sein. Das ist mir versagt.

Mir ist bange vor einem unnützen Leben. Aber ich fürchte mich nicht vor dem kurzen Gang in die Nacht. Ich zage nicht vor dem flüchtigen Augenblicke, der ein Ende ist aller Qual und Reue. —

Du hast mir einst gesagt — weißt Du noch? es war unter den Zypressen von Santa Croce! — ‚gegen dies Schicksal können wir nicht an!‘ Ich hab' es

nicht vermocht! Vielleicht findest Du selbst nun die Kraft, die mir fehlte.

Lebe wohl! Ich gehe sterben.

Margherita.

Richards Hand, die den letzten Bogen mit den letzten Worten einer Sterbenden hielt, sank wie gelähmt an der Bettstatt herab.

Er legte die andere Hand über die Augen und hörte nicht, daß — wie er schon lange regungslos gelegen hatte — die Türe sich öffnete und der Nonna rundes Gesicht erschien.

„Signore Riccardo, kann ich ihr denn widerstehen, dieser neugierigen, ungeduldigen Prisca? Ich kann nicht und muß hereindringen! Warum kommen Sie nicht, uns zu erzählen? Ist ein Gruß von der Signora für Prisca darin und für mich? Kommt sie zurück? O, schreiben Sie ihr, Signore Riccardo, schreiben Sie ihr: es wird alles gut werden! Ettore hat mit Prisca getanzt, tanzte immer mit ihr, und nur einmal mit Leonetta Margiotta — nun ja, er konnte nicht unhöflich sein; denn er ist Giulio Margiottas Freund. Aber dennoch — nur einmal mit Leonetta. Schreiben Sie ihr das!"

Da richtete sich Krauß auf dem Lager ein wenig in die Höhe und sagte dumpf:

„Sie wird nicht wiederkommen, und wir können ihr nicht schreiben — Margherita ist tot."

21.

Faschingszeit.

Es war, als wollte man die grauen Gespenster der Nebel in den Bergen von Santa Croce mit Narrenkappe und Pritsche austreiben. Wochenlang und trübselig waren sie in den Klüften herumgekrochen, und nun hingen sie wie Leichentücher an den Zacken und über den Kuppen und bewegten sich nicht mehr.

Die Blauamseln stimmten schon in den kahlen Maulbeerbäumen; die Veilchen auf den Matten warteten auf die Sonne. Aber die Oliven trieften, die Dachkändel rannen über der Mitte der engen Felsengassen, und an den Leitungsdrähten vor Nina Zenis Hause marschierten die silbernen Tropfen immer bis zu einer bestimmten Stelle und fielen dann in eintönigem Falle herab.

Beppino lehnte die Stirn an die beschlagene Scheibe, schielte nach dem müßigen Spiele der Tropfen und schielte nach Leonetta Margiottas Fenster, ob drüben etwa ein bunter Flitter ihres Maskenstaates sich zeigen wolle.

Aber es blieb trostlos und nebelgrau.

Da schmälte Beppino und forderte von Signore Riccardo Rechenschaft über das Geheimnis der Drähte, die den feurigen Strom trugen.

„Und aus den tosenden Wassern der Felsen käme

dies Feuer? Wasser gießt Feuer aus — und dieses Feuer macht es lebendig?"

Beppo war in solchem Nebelgrau zum Grübeln geneigt. Er ärgerte sich, daß Leonetta Margiotta ihm nicht verraten wollte, wie sie zum Karneval gehen würde — nicht einmal ihm! Freilich hatte er ihr gesagt: und wenn sie sich noch so toll vermummte, er fände sie doch aus allen heraus — aber er ärgerte sich dennoch. In allen wollte er sich irren, nur in Leonetta Margiotta nicht! Die konnte so höhnisch lachen; und wenn dies Lachen ihm galt, weil er eine knabenhafte Dummheit gemacht hatte — das war zum Tollwerden!

Überhaupt — diese ganze Zeit vor Fasching war zum Tollwerden. Wenn er wenigstens hätte mittun können! Aber die Nonna war diesmal hartnäckig und standhaft. Sie versprach ihm für den Karneval des kommenden Jahres alle Herrlichkeiten mit jenem Leichtsinn, mit dem sie dem heiligen Antonius von Padua einst silberne Herzen gelobt hatte, — aber diesmal durfte der liebe Beppino nur zusehen. Basta!

Da trotzte Beppino: der Nonna tat das Herz weh, sie erfüllte ihm alle Wünsche, — und Beppinos Begehrlichkeit war märchenhaft! — aber auf den Karneval gehöre er noch nicht.

Diese verrückte Ansicht der Nonna war unwandelbar. Und darum war Beppo der einzige Mensch in der Felsengasse, der in den Tagen der Nebel und Narrheit kein Geheimnis hatte. Er ärgerte sich über alle, am meisten aber über Leonetta Margiotta.

Plötzlich klappten ihre roten Pantoffel draußen

über die nassen Fliesen. Er sah das Mädchen nur als ein Schatten im Nebel huschen — aber Beppino kannte doch den Schlag ihrer Pantoffel!

Da war er auch schon auf der Gasse und glitt — ebenfalls ein Schatten — hinter dem ihren drein.

„Leonetta Margiotta!"

„Eh, Beppino?"

Sie sah seine schneeweißen Zähne dicht vor ihren Augen. Er faßte sie am Zipfel ihres Tuches und flüsterte: „Leonetta Margiotta, weißt du, daß du mich nicht mehr küssen darfst?"

Sie zitterte wie ein Laub im Frost. Und Beppino sah, wie alles Blut aus ihren Lippen wich. Er sah in die Angst ihrer Augen.

„Dio Cristo! Beppino, hast du uns verraten?"

„Eh, Leonetta, fürchtest du dich?" höhnte er.

Sie schloß die Lider, und ihre Zähne schlugen klirrend aufeinander. „Hast du verraten — —"

Wenn sie jetzt weinte, weinte um ihn, — alle Heiligen, was sollte er tun? Er zog sie an dem Tuche noch näher zu sich heran, so dicht, daß der zitternde Hauch ihres Mundes seine Stirn umwehte: „Unsinn, Leonetta! Verraten! Eher mögen sie mir die Augen ausstechen."

„Warum soll ich dich dann nicht mehr küssen?" fragte sie erstaunt. Sie konnte sich nicht denken, was in dem Jungen vorgegangen war.

„Weil du falsch bist!"

„Willst du mir wieder glühende Kohlen in die Schuhe legen?" Sie lachte schon wieder.

„Wenn dir das lieber ist! — Höre, Leonetta Margiotta, du kannst mich auch wieder küssen und darfst wild mit mir sein, aber du mußt mir verraten, wie du zum Karneval gehst!“

Leonetta warf den Kopf zurück: „Und alles für deine Küsse? Du verlangst wahrhaftig viel!“

Da merkte Beppino, daß er zum Ziele gelangte.

„Was willst du noch, du?“ fragte er.

„Du mußt mir verraten — aber nur mir, hörst du? — wie Ettore Torino sich für den Faschingstanz verkleidet.“

„Hast du den auch lieb?“

„Was liegt daran? Aber wissen muß ich's. Bis morgen nacht. Hörst du, Beppino?“

„Wenn du mir verrätst, was ich wissen muß!“

„Ja doch, ja!“

„Wenn du aber lügst?“

„Eh, Beppino, was wolltest du dann tun?“

„Leonetta Margiotta, dann beiß' ich dir dies Stück Fleisch aus der Wange, das da. Dann bist du häßlich dein Leben lang.“

Die Schatten, die die Nonna vom Fenster der Schenke her im Nebel auseinanderlaufen sah, verschwanden.

Aber Beppo kam nicht heim. Beppo schlenderte zwischen den Gartenmauern hin und dachte, wie es wäre, wenn er Leonetta das Gesicht zerbisse. Seine Augen leuchteten bei diesem verrückten Gedanken. Da klang plötzlich die Glocke vom Kirchturm. Sie klang so merkwürdig dumpf aus den faulen Nebeln, die

Dach und Turm dicht verhängt hatten, daß er aus seinem wilden Sinnen erwachte. Warum stapfte er nun eigentlich in diesem grauen Tage umher?

Da fiel ihm ein, daß er ja Leonetta Margiotta zuliebe ging, die er vorhin in bleiche Furcht gescheucht hatte. Sie hatte Angst vor ihm gehabt; dafür mußte er nun Ettore Torino um sein Geheimnis bestehlen, mochte es kosten, was es wolle.

In drei Tagen war Fastnachtstanz.

Wenn die Welt heute klar gewesen wäre, hätte er sich sofort an dem Berghang über Ettore Torinos Fenster auf die Lauer gelegt. Aber man konnte ja kaum die Hand vor den Augen sehen.

Nun war er an der Fabrik. Es war kein Mensch in der Gasse. Er lief um das Haus — es war niemand da. Er kroch in dem blattlosen Gerank des Weins an der Wand empor — er kroch durch Ettore Torinos Fenster: da lag eine Geige, da lag eine Schärpe aus feuerroter Seide, eine Sammetkappe, ein buntes, phantastisches Wams —

Plötzlich waren draußen auf dem Flure Tritte vernehmbar — — er riß einen Fetzen von dem zerschlissenen Seidengurt, hielt ihn mit den Zähnen und glitt lautlos am Gemäuer wieder hinab.

Als er mit der gleichgültigsten Miene von der Welt die Felsengasse hinabschlenderte und den roten Fetzen in der Tasche dabei krampfhaft in der Hand hielt, steckte Leonetta Margiotta den Kopf zum Fenster heraus.

„Eh, Beppino!“

„Was willst du?“ fragte er in stolzem Siegesbewußtsein.

„Kommst du?“

„Wenn du Wort halten kannst!“

„So eil' dich!“

Auf der Treppe flog sie ihm entgegen. Er umschloß das Stück Seidenzeug so fest mit der Hand, daß sie keinen Faden sehen konnte: „Wenn du das hast, hast du ein Stück von Ettore Torino!“

Leonetta wollte ihm die Faust öffnen. Er widerstand. Sie zog ihn in ein leeres Zimmer und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Es half nicht. Sie biß ihn in die Hand, daß das Blut rann.

„Katze!“ knirschte er und zerbiß seinen Schmerz. „Erst rede!“ keuchte er dann.

„Was soll ich dir sagen?“

„Wie willst du dich anziehen?“

„Wie — wie Ettore Torino, wenn du mir's verrätst!“

„Weißt du, daß ich dir das Gesicht zerbeiße, wenn du lügst?“

„Ich weiß es!“

„Da!“ sagte er und reichte ihr das Stück rote Seide. Sie wischte ihm mit ihrer Schürze das Blut von der Hand und schloß die Wunde mit ihren Lippen.

„Schmerzt es dich, Beppo?“

„Pah! Aber — wenn du's nicht getan hättest — ich glaube, es täte weh!“

Und Beppo erzählte: so und so habe Ettores Kleid ausgesehen, und eine Geige sei dabei gewesen. Das Seidenzeug sei aus dem zerschlissenen Gürtel gerissen.

„Ein Zigeuner!“ riet Leonetta. „So will ich als Zigeunerin gehen, Beppo. Aber — wenn er kein Zigeuner wäre?“

„Dann wirst du ihn an dem zerfetzten roten Gurt erkennen oder an der Geige.“

„Natürlich werde ich das!“

Da flog sie hinaus. Beppino schlich die Treppe hinab.

Und mit dem schmalen, flatternden Stück Seide winkte sie ihm von ihrem Fenster aus in die Nebel.

22.

Auch Signore Riccardo hatte in diesen Tagen sein Geheimnis, das ihn in rätselhafte Geschäftigkeit versetzte.

Nicht daß er daran dachte, an dem bunten Spiele der Masken teilzunehmen! Der Brief Margheritas befand sich noch in seiner Brusttasche; und so oft seine Hand tastend von ungefähr an dies Amulett rührte, überkam ihn eine nachdenkliche Stille. Das Gedächtnis jener Frau schützte er nicht nur vor für die Unmöglichkeit seiner Teilnahme am Fasching — er folgte einem Gebote seines Herzens.

Es war eine lange Einkehr in sich selbst gewesen, zu der ihn Margheritas Brief gedrängt hatte. Aber die Hoffnung der Sterbenden: vielleicht käme er durch dies Schicksal zu einer völligen Läuterung, erfüllte sich nicht. Weder der starke Wille ward ihm eigen, mit dem er sich oft verblendet gebrüstet hatte, noch fand er die zielsichere Klarheit über die Bahnen, auf die ihn sein Talent verwies. Er blieb in ohnmächtiger Selbsttäuschung befangen. Zwar hatte er mit festem Vorsatze die Idee der „Fragmente“ verworfen und an ihre Stelle den Plan eines einheitlichen großen Werkes gesetzt — aber auch dieser neue Gedanke blieb ver-

schwommen und seine Vertiefung der Zukunft oder dem Zufall überlassen. Er sagte sich: das Bergdorf wimmelte ja von Typen, deren jeder seine bestimmte Verwendung in einem figurenreichen Romane forderte. Da war das Haus des Geierjägers mit der schönen Teresina und der wilden Leonetta mit der Feuerseele; da war die köstliche Ninuccia mit ihrem Abgotte Beppino. Der war verschlagen wie ein Fuchs und vor der Nonna sanft wie ein Lamm. Da war auch Prisca — das wundersamste Rätsel, dem er je begegnet war. In ihr brannte ein Vesuv; in ihrem Herzen loderte die Leidenschaft einer Liebe, wie nur je in dem Herzen einer Tochter ihres Volkes. Aber in ihrem Antlitz war eine unwandelbare Stille. Die anderen waren eitel, kokett, wollten Liebe geben und wollten Liebe genießen; sie wollten Spielzeug sein und wollten spielen.

Aber Prisca?

Er dachte, sie müßte einer großen, schier überirdischen Aufopferung fähig sein und einer Stetigkeit der Gefühle, die sonst keine besaß.

Von dem Tag ab, an dem er den Plan zu seinem Werk entwarf, ging er mit den Augen des Psychologen unter dem Volk umher.

Er machte Ettore Torino Andeutungen und geriet darüber wieder in seinen alten, großsprecherischen Ton. Der ließ Torino zu der Überzeugung gelangen, Krauß stünde bereits vor dem unmittelbaren Abschluß des Werkes.

Mit sich selber setzte sich Richard Krauß in anderer,

nicht weniger befriedigenden Weise auseinander — erstens: an einen Anfang wäre überhaupt noch nicht zu denken, da gerade unter den für seinen Roman ausgewählten Menschen Dinge sich vorzubereiten schienen, die ja erst die Handlung der Erzählung ausmachen sollten. Zum andern aber würde er durch den Verkauf seines Werkes wirtschaftlich zu einer Zeit sichergestellt, in der der Rest seines Vermächtnisses — von dem man natürlich in Santa Croce keine Ahnung hatte — aufgebraucht sein würde.

So wartete er auf die kommenden Dinge, die sich für seinen Roman in der Hauptsache erst entwickeln mußten, und ließ es sich angelegen sein, das Schicksal womöglich ein wenig zu leiten. Dazu bot ihm der Mummenschanz des Karnevals die erwünschte Gelegenheit.

Einmal, wie er in diesen Tagen beim Weine saß und nur die Nonna daheim war, sank sie plötzlich in einer Anwandlung tiefer Verzagtheit auf den Herdrand. Sie begann zu seufzen und verfiel alsbald in ein wüstes Schelten.

Wenn Frau Nina Zeni schalt, so schalt sie auf alles: auf Gott und des Himmels Gerechtigkeit, auf Teresina Margiotta und ihre Tochter, auf das Wetter, auf Ettore Torino und Prisca. Ettore Torino käme zu selten, ihren Wein zu trinken. Und wenn er da wäre, so halte ihn Signore Riccardo ab, mit Prisca zu reden. Und er hätte doch versprochen, Sorge zu tragen, daß ...

Nun ja, Frau Nina Zeni schalt so lange, bis

Signore Riccardo vergnüglich hinter dem Schenktische hervorkroch.

„Ninuccia," begütigte er sie und tätschelte ihre Wangen, „liebe ungeduldige Ninuccia, es wird sich ja alles schicken!"

„Wird sich's?"

„Natürlich! Es muß! Aber Ihr könnt's nicht erwarten, Ninetta mia!"

„O Herr, ich habe Geduld wie eine Heilige!" beteuerte Frau Nina.

„Das wäre gut!"

Und die Nonna hatte ihren Zorn wahrhaftig vergessen. Sie wandte sich plötzlich dem schwarzen Brett an der Wand zu, an dem sie mit dicken Kreidestrichen die vielen halben Liter Wein gebucht hatte, die ihr Krauß noch bezahlen mußte. Dann feuchtete sie ein Tuch an und wischte die Kreide von dem Brette: „Signore Riccardo, bin ich nicht gut und geduldig?"

Sie lächelte, und Richard Krauß hatte in freudiger Rührung einen Einfall. „Ninuccia," sagte er, „wißt Ihr, wie Prisca zum Karneval gehen sollte?"

„Na, Herr?" Sie zog ihn dicht neben sich auf den Herdrand. „So reden Sie doch!"

„Als Zigeunerin!"

„O Herr, dazu ist sie nicht wild und schön genug!"

„A pah — sie geht als Zigeunerin. Basta! — Ninuccia," fuhr er nach einer Weile lockend fort, „Ninuccia, soll ich Euch etwas verraten?"

Nina Zeni holte neuen Wein — sie wollte es also wissen um jeden Preis.

„Aber ich werd' es Euch lieber doch nicht sagen!" zögerte Krauß, und er ward nachdenklich. Sollte er die Freundschaft Ettore Torinos aufs Spiel setzen?

„O, Signore Riccardo! Hab' ich nicht im vorigen Augenblick die ganze Schuld mit diesem Tuche getilgt?" mahnte Frau Nina. Nun forderte sie seine Dankbarkeit.

Das rührte Signore Riccardo: „Ninuccia, könnt Ihr schweigen?"

„Wie ein Grab, Herr!" schwur Ninuccia und hob die Hand.

„So hört: Ettore Torino kommt als Zigeuner!"

Da faßte sich Nina Zeni in freudigem Schreck an das Herz: „So werden die beiden sich zusammenfinden müssen und miteinander reden bis Mitternacht?"

„Das werden sie."

„Aber woher wißt Ihr?"

„Ich habe ihn dazu beredet. Ist mein Plan nicht gut?"

„O, lieber Signore Riccardo, vortrefflich, ganz vortrefflich! Trinken Sie! Finden Sie nicht, daß es Frühstückszeit ist? Ich werde Eier in die Pfanne schlagen! Was meinen Sie?"

„Der Plan ist ebensogut wie der meine."

Und nun redete Frau Nina und schlug die Eier in die Pfanne und stürzte sie auf den Teller, und sie aßen und Nina Zenis dankbare Freude ersann süße Worte für das liebe, gute Herz des Signore Riccardo und für seine Klugheit, die es gar nicht wunderlich erscheinen lasse, daß er mit solch einer Klugheit ein großer deutscher Dichter sei.

Damit war die Redseligkeit des Signore Riccardo aber auch erschöpft. Und wenn die Nonna gleich nicht übel Lust zeigte, die verschwiegensten Kammern seines Herzens, die gewiß noch allerhand Geheimnisse bargen, mit einem gebratenen Huhne sich aufzuschließen: Krauß verriet nichts mehr, sondern reizte die Neugier der Nonna durch allerhand wunderliche Andeutungen zur Qual. Ihre Erwartungen wuchsen ins Himmelblaue.

23.

Natürlich war schon am Tage vor dem Karneval in Santa Croce kein Mensch an der Arbeit. Die Mühlräder standen still, die Zederwasserfabrik des Giani Torino lag am Hange, als wäre sie tot; die Türen der Häuser und jene Fenster, durch die ein spitzbübischer Blick hätte dringen können, waren verschlossen.

Am Morgen des Tages, an dem die Jungen schon frühzeitig in Narrenkleidern, die Mädchen in farbenbunten Röcklein durch die Gassen streiften, aus denen die Nebel nun endlich sich verlaufen hatten, an diesem Tage ärgerte sich Beppino und spuckte mißmutig in Frau Ninas Herdbrand. Er ärgerte sich, weil er zu alt war, auf der Straße mit den andern Narrenspossen zu treiben, er ärgerte sich aber auch, weil er zu jung war, am Abend unter die Tanzenden sich mischen zu dürfen — er, der Freund Leonetta Margiottas! Er, der tanzen konnte wie keiner!

Während er der Nonna seine tiefe Verachtung kundgab, — leider war die zu sehr beschäftigt, um ihren lieben Beppino bemitleiden zu können — legte Signore Riccardo plötzlich die Hände auf Beppos

Schultern. Der wandte sich und sah in ein Paar vergnügte Augen.

„Eh, Beppino, was treibst du?"

„Ich spucke in die Kohlen."

„Hast du nichts Besseres vor?"

„Nein; denn ich darf heute abend ja doch nicht zum Tanz!"

„Wenn ich dich aber mitnehme?"

„Dann könnte die Nonna nicht schelten!" In Beppo erwachte die Hoffnung von neuem.

„Beppino!" rief Krauß.

„Ja, Herr!"

Was für glückliche Augen der Junge haben konnte!

„Ein Geheimnis, Beppino! Komm!"

Sie gingen miteinander hinaus, und Beppo wurde mit einem alten Zeltdache beladen; der Signore schleppte die Stangen hinter sich drein. Dann schritten sie nach dem Saale, wo der Tanz stattfinden sollte, errichteten das Zelt und sannen und schleppten herzu, was sie erlangen konnten, bis ein regelrechtes Zigeunerlager in jener Ecke des Saales erstanden war, in der Leonetta Margiottas Schönheit ihren ersten Sieg errungen hatte.

Es war alles herrlich bunt und malerisch, und Beppos Augen leuchteten bei dem Gedanken, daß Leonetta Margiotta als Zigeunerin kommen würde. Dann wollte er ihr sagen: ‚Eh, Leonetta, das hab' ich für dich gebaut!'

Die Nacht kam.

Die Lichter gingen an.

Die Musikanten stellten sich ein. Droben, wo sie spielten, hatte Krauß für Beppo einen Platz erwirkt. Beppo mußte dafür auf den jedesmaligen Wink des Kapellmeisters das Triangel und das Becken schlagen, wenn es nötig sein würde.

Beppino lief durch die Gassen wie der Bergwind. Auf dem Wege begegnete er den ersten Masken; er rannte an Prisca vorüber und erkannte sie nicht. Auf die Piazzetta traten sie aus allen Gassen. Einen Augenblick hielt er im Lauf inne — dann umkreiste er ein schlankes, feingliedriges Mädchen, das in einen nebelgrauen Schleier gehüllt war; der ließ nichts sehen als ein Paar Sandalen und das maskierte Gesicht.

Nun glitt er an sie heran: „Leonetta Margiotta,“ flüsterte er, „hast du das Stück rote Seide nicht vergessen?“

Die Maske wollte an ihm vorüber, ohne ihm Antwort auf seine zudringliche Frage zu geben.

„Warum antwortest du nicht, Leonetta Margiotta?“

„Dio Cristo, woran erkennst du mich?“ flüsterte die Gestalt im grauen Schleier.

Beppino zeigte ihr die weißen Zähne: „Eh, weil du — eben weil du Leonetta Margiotta bist! Wir haben den ganzen Tag gebaut, droben im Saale — für dich, hörst du? Und ich sitze bei der Banda. Du sollst einmal nach mir aufschauen! Es ist sehr schön geworden — und alles für dich!“

* * *

Eine Stunde später fand Krauß die Nonna in fiebernder Erregung auf ihrem Wandplatz im Saale, doch sie hatte kein Auge für ihren lieben, stolzen Beppino, der das glänzende Becken mit der Miene eines Königs schlug. Frau Nina atmete schwer, und der Fächer in ihren rastlosen Händen surrte auf und zu. Durch die Türe des Saales drängten die Masken. Ein buntes Gewimmel herrschte unter den hundert kleinen elektrischen Lampen. Aber Nina Zeni sah nur jene eine schmiegsame Gestalt, die die graue Hülle nun von ihrem bunten Zigeunergewande gestreift hatte.

„Signore Riccardo, was ist das?" flüsterte sie und hatte Mühe, ihrer Aufregung Herr zu bleiben.

Krauß zog die Achseln: „Schicksal, Padrona!"

„Warum haben wir für Prisca nichts anderes gefunden als die Zigeunerin? Warum nicht, wenn noch eine andere da ist? Ist sie nicht zu dumm, diese Prisca?"

„Warum meint Ihr?"

„Weil sie nicht ein Wort dagegen gesagt hat! Warum hat sie sich nicht gesträubt? O, ich werde sterben, Signore Riccardo!"

Krauß erkannte den ganzen Ernst der Lage; eine dunkle Ahnung war in ihm, als müßten sich in dieser Stunde Schicksale entscheiden, — aber in anderem Sinne als in dem, den er erhofft hatte.

Auch ihm war es nicht entgangen, daß die andere Zigeunerin Ettore von dem Augenblick ihres Erscheinens an ganz zu fesseln verstand.

Ettore Torino hatte Prisca wohl in sein Lager

geführt, um das in buntem Wechsel die Menge der Masken sich scharte; aber nicht lange, so war die zweite Zigeunerin erschienen — jene, die mit einem kecken Sprung ins Lager setzte, die Torinos Hand ergriff, um ihm mit leiser Stimme daraus zu wahrsagen, und die vor ihm ihren schmiegsamen Leib in einem Tanze wiegte, — in einem Tanze, bei dem Nina Zeni die Lippen sich biß, daß sie bluteten.

Wie die wilde Kleine das Tamburin warf und wie die Kastagnetten klappten, das konnte Nina Zeni — und Ettore Torino dazu! — um den Verstand bringen. Der süße, betörende Asti schäumte in sein Glas — aber er reichte es zuerst nicht Prisca, die an seiner Seite saß, sondern er reichte es jener tollen Hexe!

„Alle Heiligen, Signore Riccardo!“ stöhnte Frau Nina Zeni und lehnte sich gegen die Wand, als wandele sie eine Ohnmacht an.

„Alle Heiligen,“ wiederholte sie unter abgrundtiefem Seufzen, „wenn diese Hexe Leonetta Margiotta wäre!“

„Warum gerade die?“ suchte Krauß die Alte zu beruhigen.

„Weil sie wild und schön ist wie jene! Aber nein, Leonetta Margiotta — dort ist sie — ihre roten Haare! Seht Ihr Leonettas rote Haare? Wie plump und dumm von dieser Teresina Margiotta, daß sie die Leonetta zum Karneval schickt, ohne ihre Haare zu verbergen!“

„Wo ist übrigens Teresina Margiotta?“ fragte Kraus und suchte die Frau des Geierjägers unter den Müttern.

Die verängstigten Augen der Nonna liefen denen Richards nach, hilflos und als fürchteten sie, noch etwas Schreckliches sehen zu müssen. Dabei hatten sie gar keine Zeit, denn sie hatten unausgesetzt im Zigeunerlager zu tun.

Die Geigen riefen zum Reigen — Ettore Torino umschlang wie im Rausche die wilde Kastagnettentänzerin und wirbelte sie durch den Saal — die raste wie fliegendes Feuer in ihrem flammenroten Seidenrocke und dem brandroten Atlas, der ihr Haar deckte; das spielte in schwarzen Ringen um ihre Stirn.

„Wo ist Teresina Margiotta?" fragte Nina atemlos.

„Sie ist unter den Masken."

„Diese Schlange!" zischte Ninetta. Hatte ihr Teresina nicht bei allen Heiligen geschworen, daß sie sich nicht verkleiden würde?

Aber die tiefe Falte auf Frau Ninas Stirn glättete sich schon. Sie ergriff Richards Rockzipfel, weil ihr Ruf in dem Lärm und in den wilden Klängen der Geigen unterging.

„Signore Riccardo, das ist Teresina Margiotta! Das ist sie!"

Sie deutete auf die kecke Zigeunerin, die noch immer mitten im Saale und immer auf einer Stelle wie ein brennender Kreisel im Arme Torinos sich drehte, wild und teuflisch — Ettore Torino mußte rasend werden!

„Seht sie Euch an, Signore!" (Ninuccia brauchte in dieser Nacht zum erstenmal das vertrauliche ‚voi'.) „Wer hat so geschmeidige Glieder in den Bergen?

Teresina Margiotta. Wer tanzt so toll und begehrlich? Keine wie sie! Und wiegt sich eine der Frauen oder Mädchen unserer Berge in den Hüften wie sie?"

„Keine!" bestätigte Krauß der Nonna in sicherer Überzeugung.

„Alle Teufel sind in ihr — eh, Signore, es ist Teresina Margiotta!"

Krauß schwieg — er dachte, der Wunsch der Nonna wäre der Vater dieses Gedankens. Aber sie konnte am Ende doch recht haben. Da war ja noch die Kleine mit dem roten Golde der Haare — sie und die Zigeunerin hatten beide die gleiche Schmiegsamkeit des Leibes, die gleiche Zierlichkeit der Gelenke, die unnachahmliche Grazie der Bewegungen, und sie waren auch von gleicher Größe.

Die Geigen schwiegen; das bunte Treiben der Masken begann von neuem.

Ettore Torino führte seine beiden Zigeunerinnen in das Lager. Wieder schäumte der perlende, süße Asti in die Gläser. Ettore aber umschlang die wilde Tänzerin und hatte kaum noch ein Auge für Prisca. Die Freiheit dieser Nacht duldete alle Kühnheit. Und das Benehmen des kecken Zigeuners ließ nicht im Zweifel, daß sein Herz der anderen lichterloh entgegenbrannte.

„Heilige Mutter Gottes," klagte Nina Zeni, „was sagt Giulio Margiotta zu seiner Felsentaube? Er wird sie schlagen, wenn sie heimkommt!"

„Er wird sie küssen!" lachte Krauß. „Meint Ihr wirklich, daß sich Teresina selbst dahinter verbirgt?"

„Küssen?" knirschte Frau Nina. „Ist Giulio Margiotta denn verrückt!"

„Nein, aber er ist verliebt in seine schöne Frau."

Krauß antwortete verstimmt; er ärgerte sich; denn seine Rechnung war falsch gewesen. Wer konnte auch daran denken, daß diese andere alles zuschanden machen würde? Und er hatte sich wahrhaftig gefreut, der bescheidenen guten Prisca und ihrer närrischen Nonna einen Dienst zu erweisen.

Wie Blei lastete die Ahnung von der Bedeutung dieser Stunde für die Wendung der Menschenschicksale wieder auf seiner Seele, die schon einmal düster über ihn gekommen war.

Er durchschritt das Gedränge der Gaffer und Masken und ging hinaus in die Nacht. Es war sternenhell und — es war Frühling geworden in den Bergen von Santa Croce.

Seine Gedanken aber irrten noch durch den Saal. Er kannte Ettore Torinos leicht entzündbares Herz und sah das Spiel für Prisca verloren. Er kannte die dürstende Lust dieser Männer, dürstend nach heißer Frauenschönheit und der verfänglichen Glut ihrer Sinne.

Nina Zeni wandte kein Auge von dem Zigeunerlager.

Jetzt, wie sie sich an ihn drängte! Sie hielt einen Fetzen roter Seide in der Hand und hielt ihn Ettore vor die Augen. Nun sprach sie leise zu ihm: „Kennst du das, Ettore Torino?"

„Wie weißt du, daß ich's bin?"

„Weil ich ein Stück deines Gürtels besitze!"

„Woher?"

„Ich hab' es gestohlen!"

„Eh, du hast den Gurt zerfetzt?"

„Wer sonst?"

„Und warum?"

„Weil ich ein Stück von dir haben mußte, wenn ich dich selber nicht haben kann!"

„Liebst du mich?"

„Ich möchte für dich sterben!"

„Wer bist du? . . ."

Da schlugen die Glocken auf der Felsenkirche Mitternacht. Und droben schmetterte das Trompetensignal.

Ettore Torino riß seine Maske vom Gesicht und schleuderte sie weithin in den Saal. Alle lösten sie ihre Masken — aber die eine stand wie eine Säule vor Ettore Torino.

Er nestelte ihr die Ketten los, mit denen der feurige Atlas um ihre Haare geschlungen war, hundertfältig und immer wieder. Und das Kopftuch fiel, und eine Flut rotgoldenen Haares sank über die Schultern — Leonetta Margiottas.

Nina Zeni unterdrückte einen Schrei maßlosen Hasses: Dort, mitten im Saale, sah sie die andere, an deren rotem Haar sie während des Tanzes Leonetta Margiotta erkannt zu haben glaubte: es war Teresina Margiotta selbst!

Da raffte sich Nina Zeni auf. Nun stand sie vor Teresina Margiotta.

„Bestia, bestia, brutta bestia!“ schrie sie und schlug ihr den Fächer ins Gesicht, daß er zerbrach.

Teresina Margiotta spie sie an.

„Hinaus mit ihr! Ist Nina Zeni betrunken? Hinaus mit ihr!“

Und an der Türe des Saales begegnete die von hundert Armen geschobene Ninetta dem Deutschen.

„Alle Teufel! Was ist geschehen?“ schrie Krauß in die tobende Menge. Er schützte Nina mit seinem Leibe vor dem nachdrängenden Volke.

„Signore Riccardo,“ sagte sie bleich und in knirschender Wut, „es ist alles verloren!“

Dann hängte sie sich an seinen Arm und zog ihn die Treppe hinab.

* * *

Prisca hatte sich nach der Maskenabnahme jeder Annäherung entzogen, wiewohl infolge der Szene, die die Nonna heraufbeschworen hatte, die Jugend erst recht neugierig sich an sie zu drängen suchte.

Der lauten Freude des Festes war durch den Zwischenfall in keiner Weise Eintrag geschehen. Zwei keifende Weiber, ein paar Schläge mit dem Fächer, ein Mund voll roher, derber Schimpfworte — was lag weiter daran?

Der nächste Tanz sah Teresina Margiotta schon wieder guter Dinge, und ihre Augen strahlten in stolzem Glück. Sie hatte Nina Zenis lange vorbereiteten Plan zerstört, sie hatte einen Sieg errungen gegen ganz Santa Croce!

Das sahen sie alle: Ettore Torino hatte sich unlöslich in die Netze verstrickt, die sie und Leonetta über ihn geworfen hatten.

Und nun flog ihr schönes, wildes Kind schon wieder im Arme des schönsten und reichsten Burschen der Berge durch den Saal! Ja, Teresina Margiotta dachte: Wenn die dicke Nina in dieser Nacht ihr nicht aufsässig gewesen wäre, wenn sie nicht nach ihr gespuckt und sie nicht geschlagen hätte — sie hätte nicht halb so glücklich und stolz sein können!

Während die Geigen schwiegen, verfiel Teresina Margiotta einmal in tiefe Nachdenklichkeit: eigentlich war es Beppo Zeni gewesen, der die glückliche Wendung der Dinge für sie herbeigeführt hatte. Ausgerechnet der Beppo aus der Felsengasse, der verhätschelte Liebling der Nonna, Beppino, für den seine Schwester Prisca die Hand in die feurigen Kohlen gelegt hätte! Und nun war es dieser Beppo gewesen, der die Hoffnungen der Schwester vernichtet hatte.

Teresina Margiotta kannte Nina Zeni viel zu gut, als daß sie nicht gewußt hätte, welch unversöhnlicher Haß gegen die Margiottas nun drüben eingezogen war, und welch unsägliches Leid diese Nacht über das Haus der Zeni heraufbeschworen hatte.

Alle hätten sie sich in dieser Nacht einem andern in die Arme geworfen, wenn sie an Priscas Stelle gewesen wären, alle! Ja, es mochte mehr als eines unter den bunt und schön geputzten Mädchen sein, das mit noch viel bestimmteren Hoffnungen auf Ettore Torinos Liebe zu dem Spiel des Faschings sich begeben hatte.

All diese Hoffnungen hatten sich, da sie sich nicht erfüllten, in Enttäuschung und in Verachtung oder gar in Haß verwandelt.

Aber keines der Mädchen litt unter dieser Nacht; alle hatten längst Ersatz gefunden.

Prisca allein stand in schweigsamer Bescheidung und verließ unbemerkt und bekümmert den Saal.

Die steilen Gassen waren ganz still. Fern rauschten die Bergwässer, und ein Duft von Veilchen war in der Nacht.

Prisca war auf dem geraden Wege nach Hause gewesen; allein, wie sie ihren Fuß in die Felsengasse setzte, erbebte sie und kehrte um.

Es war ihr, als könnte sie nicht heimgehen, jetzt nicht! Die Nonna würde komisch sein in ihrem närrischen Schmerze, würde sie mit häßlichen, ungerechten Vorwürfen überhäufen, sie und — Ettore Torino. Und wenn auch Prisca den keifenden Zorn der Nonna ertragen hätte, soweit er sie selbst anging — gegen Ettore Torino sollte ihr törichter Haß sich nicht wenden! Denn Prisca wußte: wenn jeder Fluch und jede Verwünschung aus Ninettas Mund in dieser Nacht in einen Stein sich verwandelte — ganz Santa Croce hätte man darunter begraben können.

So sinnend schritt sie durch die erste Frühlingsnacht.

Der Mond war über die Berge gestiegen und säumte die scharfen Kuppen mit strahlendem Silber.

Den Fächer in der rechten, die Maske noch immer in der linken Hand, durchwanderte sie die nächtlichen

Vignen und ging an der Zederwasserfabrik vorüber. Die lag am Berghang, als wäre sie tot.

Prisca fühlte ihre schlagenden Pulse; die weichen Lüfte strichen so mild um sie, daß sie dachte: sie wollte die ganze Nacht auf diesen verschwiegenen Wegen wandern, bis die Nonna schlief oder bis die Flammen ihres ersten jähen Zornes niedergegangen waren.

Aber sie verwarf diesen Vorsatz; denn Frau Nina würde sich dann um so länger quälen, sie würde sich überhaupt Wochen und Monde quälen — — es war nicht auszudenken, was sie anstellen konnte!

Und die Wehmut überkam Priscas Seele; ein Traum schritt ihr zur Seite: noch einmal der Traum von jenem Glück, in dem sie so oft selig gewesen war. O, wenn alles sich erfüllt hätte, wie die gute, sorgende Nina sich's ausgedacht hatte!

Das war nun vorüber!

War vorüber?

Litt nicht die Freiheit dieser Nacht alles, weil es schon im Lichte des neuen Tages vergessen, verziehen war? War es nicht die lustige Tollheit der Faschingsnacht, die bis zur Neige genossen werden mußte? War das denn überhaupt eines Kummers wert, was da vor den Augen aller sich ereignet hatte, und was sie morgen alle vergessen haben mußten, wenn Ettore Torino selbst nicht mehr daran denken wollte?

Aber — es war doch ein furchtbarer Ernst in diesem Scherze gewesen, der Nina die Herrschaft über ihre Sinne geraubt hatte! Ettore Torino hatte nach Mitternacht erst recht kein Auge für alles gehabt, was

außer Leonetta um ihn war. Leonetta Margiotta hatte sein Herz in Brand gesteckt. Wer so um ein Mädchen warb — und sei es selbst inmitten der trunkenen Lust der Faschingsnacht — der hatte vor den Augen und den Ohren aller ein Gelöbnis abgelegt. Und wenn niemand hätte daran glauben mögen, so wäre das nur geschehen, weil sie der schönen und viel zu jungen Leonetta ihr Glück nicht gönnten.

Prisca war es, als erleuchtete sie die strahlende Klarheit der Frühlingsnacht.

Vor ihr lag eine Zeit — wer wußte, wie lang sie sein würde? — die war dunkler als die Nacht. Aber der Schmerz darin war wie das verklärende reine Licht des Mondes. Es war ihr, als könnte sie nun alles tragen, als würde dies Leid ein wunderliches, köstliches Leid sein — denn sie litt es um den, den sie lieb hatte.

Da rann ein heller Schein vor ihr auf den Weg. Und wie sie aufschaute, war es das Licht aus Nina Zenis Küche.

Sie trat hinein.

Signore Riccardo saß noch beim Wein.

Beppo lag auf dem Herde vor einem Haufen süßer Mandeln, die ihm die Nonna geschenkt hatte; und Frau Nina, die mit ihrem bleichen Zorne und großen Schritten den Raum durchmaß, warf, ohne an den Deutschen zu denken, das Spitzentuch ab, das sie um ihre entblößten Schultern gezogen hatte. Sie stand eine Weile unbeweglich.

Prisca sah in die Augen Beppinos — da erkannte

sie: die Nonna war schon im Hause umhergefahren wie Feuer vor dem Sturme.

Wie die Alte noch mit sich rang und Prisca schweigend in die Kammer gehen und sich umkleiden wollte, stand Krauß vom Tisch auf. Es war, als wollte er der Nonna den Weg zu dem Mädchen vertreten.

Beppo kauerte vor seinen Mandeln und war vergnügt wie ein Eichhorn — er hatte das Unheil angerichtet und zur Belohnung süße Mandeln bekommen! War das nicht zum Lachen? Aber er ermaß nicht, was er getan.

Ehe die Schwester die Kammertür öffnete, rief Nina: „Na, Prisca, was sagst du nun?"

„Leonetta Margiotta hat ihm besser gefallen!" antwortete sie in tiefer Wehmut.

Da brach ein verzweifeltes Lachen aus Nina Zenis Munde. Sie fuhr sich mit beiden Händen in die Stirnlocken.

„Und was sagst du noch, Prisca?" kreischte sie und begann zu zittern.

„Er wird Leonetta Margiotta heiraten."

„Und du?"

„Es wird alles so sein, wie es die ganze Zeit her mit mir gewesen ist," entgegnete Prisca ohne Bitterkeit.

„Du wirst ihn lieben! Du wirst dir das Herz zerquälen! Du wirst sterben!" schrie Frau Nina sie an.

„Und wenn das käme, was liegt daran?" Prisca wandte sich und legte die Hand auf die Klinke.

„O, heilige Mutter Gottes, sie hat den Verstand verloren!“

Und Nina Zeni warf sich am Herde nieder, vergrub ihr Gesicht in die Hände und schrie zum Himmel.

Da trat Prisca wieder hinzu und legte ihr die Hand auf die Achsel: „Nonna, liebe Nonna! . . .“

Aber ihre Lippen schlossen sich; denn sie wußte: was vermochte hier ein Wort des Trostes? Und ihres Trostes? Nina Zeni jammerte; aber sie klagte nicht um Prisca, sie klagte, weil Teresina Margiottas List und Schönheit über sie triumphierte; sie klagte, weil ihr eigener närrischer Hochmut betrogen worden war. Prisca hatte gearbeitet, damit Nina Zeni faul sein konnte — die Nonna erinnerte sich nicht mehr daran! Prisca hatte klug und umsichtig ihrem Hause vorgestanden — die Nonna hatte alles vergessen! Prisca, die wunderliche, törichte Prisca würde wohl mit sich selbst und ihrem Schmerze fertig werden, — aber daß Frau Nina ihretwegen zum Spotte der Leute geworden war — alle Heiligen, das konnte sie ihr nicht verzeihen, und wie sollte das enden?

24.

Beppo, der von je sich gewöhnt hatte, eine Gelegenheit wahrzunehmen, unauffällig der Gesellschaft der Nonna sich zu entziehen, hielt diesen Augenblick für besonders geeignet, zu entschlüpfen.

Am Hause des Geierjägers war kein Fenster hell. Darum kroch Beppino über die Mauer und kletterte im Weine bis vor das Kammerfenster Leonettas.

Sie war noch nicht daheim. Aber es war ein Gartenhaus am Hofe nach der Vigna hin; darin war die weiche Streu für die Ziegen Margiottas.

Beppino mußte diese Nacht noch mit Leonetta reden, — was eigentlich aus dieser schlimmen Sache werden sollte. Im Grunde tat ihm die arme Nonna doch leid; denn er trug an allem die Schuld. Und wenn Leonetta auch nur mit einem Worte verriet, daß sie Beppo als Kundschafter geschickt habe, dann — aber pah, das konnte sie ja gar nicht!

Er kroch in das Gartenhaus, zog die vermorschte Tür hinter sich zu, lag auf der Streu und knackte Mandeln.

Der Mond spannte seine silbernen Bänder in den dunkeln Raum.

Wie er eine Zeitlang gelegen hatte, kam Ettore

Torino mit Leonetta den Weg in der Vigna daher. Sie ließ sich von seinen Armen umschließen, sie ging mit hintenübergeneigtem Kopfe und ließ im Gehen sich von ihm küssen, soviel er mochte! Nun lehnten sie an der Ecke des Gartenhauses, dicht bei der Tür.

Die Nacht war klar wie ein Tag.

Ettore Torino schlang sich die roten Haare des Mädchens um seine Hand und küßte die Haare. „Fiametta!" lachte er. „Fiametta! So sollst du heißen, wenn du mein bist!"

„Du!" drohte sie und warf ihm ihre weißen, bloßen Arme um den Hals. — „Wenn du mein bist! Wird das geschehen? Ist das wahr?"

„Glaubst du nicht, was seit dieser glücklichen Nacht alle wissen?"

„Und wirst du mich immer küssen, so wild und so heiß wie in dieser Nacht?" fragte sie.

„Immer."

„Und wirst mich immer so lieb haben?"

„Immer, Fiametta!"

„Und Prisca Zeni — hast du die vergessen?" forschte sie.

„Ich habe sie nicht lieb. Sie ist ein gutes, ehrliches Mädchen und die närrische dicke Nina ist ihrer nicht wert. Aber du bist tausendmal schöner als sie."

„Schwöre!"

„Ich schwöre!" lachte Ettore. Er tastete an den Fingern seiner linken Hand: „Da! Laß deine Hände los. Da!"

Er löste die Arme Leonettas von seinem Halse

und zog einen Ring von seinem kleinen Finger. Den steckte er ihr an: „Du — siehst du, der hat kein Ende, wie meine Liebe. Und er hält fester als ein Schwur!"

Leonetta jubelte hell auf, breitete die Arme aus und schmiegte ihren Leib an Ettore Torino und bedeckte sein Gesicht mit ihren heißen Küssen, bis ihr der Atem verging.

Beppino kauerte zitternd auf der Streu hinter der vermorschten Türe, die ihn mitleidlos sehen ließ, was Leonetta Margiotta begann. Es war ihm, als müsse er aufspringen und diesem Torino ein Messer ins Herz stoßen, mitten ins Herz! Ein Niegeahntes fraß in ihm: ‚Was ist das mit Leonetta Margiotta?' dachte er.

Gestern hatte sie in heißen Süchten seine Hand zerbissen! Und gestern hatte sie an seinen Lippen sich festgesogen, wie heute an dem Munde des anderen! Und sie hatten doch einmal droben unter den Zypressen sich versprochen, sie wollten sich heiraten und hatten sich ausgedacht, wie alles werden sollte, wenn sie Mann und Frau seien! Hatten auch schon die Jahre gezählt, die bis dahin vergehen mußten. Vier Jahre oder fünf; dann hätte es sein können; denn Beppo mußte nicht zu den Soldaten wie Ettore Torino. Ja, Ettore Torino hatte noch einen jüngeren Bruder. Aber im Hause der Nonna war außer Beppo keiner. Deshalb war er frei.

Da trat Teresina Margiotta ins Licht der Nacht und trennte die beiden.

„Auf morgen, Ettore Torino, auf morgen!"

* * *

Als Ettore Torino endlich verschwunden war und als das ersehnte Licht hinter Leonetta Margiottas Kammerfenster anging, erklomm Beppo das Gemäuer.

„Leonetta Margiotta!" rief er leise. Sie hatte das bunte Zigeunergewand abgelegt, stand in dem langen weißen Nachthemd vor dem hohen Spiegel und breitete mit den nackten Armen ihr Haar um sich, daß es sie umhüllte wie ein roter Mantel. Ihre heißen Augen flogen ihm entgegen. Dann trat sie ans Fenster. Dabei glitt der Kamm in ihrer Hand immerfort durch ihr reiches duftiges Haar.

„Na, Fiametta!" knirschte Beppo.

Sie kicherte, als sie nun auch von seinen Lippen diesen Namen hörte.

„Eh, Beppino, woher weißt du das?" wunderte sie sich.

„Ich weiß alles!" sagte er triumphierend.

„Wenn du nicht gestehst, sperr' ich das Fenster zu!"

„Wag's!" drohte er.

„Was würdest du tun?"

„Ich zerreiße dir morgen das Gesicht!"

„Du hast gelauscht?"

„Natürlich hab' ich."

„Was hast du gesehen?"

„Daß du den gerade so küßt wie mich."

„Und warum soll ich nicht?"

„Küßt du alle so?"

„Nein doch, dummer, lieber Beppino!" Sie ließ den Kamm fallen und umschlang den Jungen mit ihren Armen. „Dich und — Ettore Torino. Sonst keinen!"

„Warum den auch?“

„Weißt du das nicht?“

„Weil er dich heiraten wird!“ knirschte Beppo.

„Natürlich wird er.“

„Und ich?“

„Du?“ Und sie nahm sein Gesicht in ihre Hände.

„Weißt du denn nicht mehr, was ich dir versprechen mußte?“ fragte er bitter.

Sie zog die Achseln: „Das wirst du mit Ettore ausmachen müssen!“ höhnte sie. „Kann ich dafür, daß er mich lieb hat?“

„Warum küßt du ihn denn, als wärst du wild geworden?“

„O, Beppino, wenn du wüßtest, wie süß das ist!“

Sie grub ihm ihre Zähne in die Wange, daß er vor Schmerz aufschrie.

Dann fragte er: „Und wenn du sei — seine Frau bist?“

Leonetta Margiotta fühlte seinen eifersüchtigen Zorn. Darum tröstete sie: „Dummer, lieber Beppino! Was ficht das dich an? Weißt du denn dann den Weg zu mir nicht, den du solange gefunden hast?“

„Aber Ettore Torino? Er ist ein Mann und hat Kräfte wie ein Löwe.“

„Und Beppino Zeni ist listiger als ein Fuchs.“

Da kroch er mutig noch höher hinan und setzte sich auf den Fensterstein: „Leonetta Margiotta, gib mir diesen Ring!“

„Madonna mia, er ist von Ettore Torino!“

„Eben deswegen.“

„Bist du verrückt?“

„So gib mir den andern — deinen!“

Sie zog den dünnen Reif mit dem Karfunkelstein vom Finger. Der Stein war rot wie ein Tropfen Blut: „Da hast du ihn!“

„Und nun gib acht, Leonetta Margiotta!“ ... er sprach mit den Worten Ettore Torinos, die ihm von vorhin im Herzen brannten: „Dieser Ring hat kein Ende — wie unsere Liebe. Gute Nacht, liebe Leonetta! Ich zerreiße dir das Gesicht, wenn du lügst; dann bist du häßlich und keiner mag dich mehr, als ich! Du! Hörst du noch? ...“ Er war schon im Weingerank herniedergeglitten.

„Ich höre!“

„Du — ich zerreiße dir das Gesicht — mein Schwur hält fester als der Ring!“

Dann glitt er wie eine Katze über die Mauer.

25.

So wenig jene Faschingsnacht die Hoffnungen erfüllt, mit denen Nina Zeni als mit unumstößlichen Gewißheiten gerechnet hatte, in um so peinlicherer Pünktlichkeit warteten die Tage der Fasten und die folgenden Wochen mit allem auf, was die Nonna fürchtete: Verkündigung der Namen des Brautpaares von der Kanzel, wachsender Hochmut Teresina Margiottas, fieberhafte Vorbereitungen im Hause des Geierjägers —, Hochzeit.

Hochzeit! Zum Närrischwerden war's!

Zum erstenmal in seinem Leben hatte Richard Krauß die Genugtuung, an einen Platz sich gestellt zu sehen, den er nicht nur ausfüllte, sondern auf dem er zu einem Segen wurde. Aus Priskas wortkarger, aber inniger Dankbarkeit erwuchs ihm die Erkenntnis der Notwendigkeit seiner Vermittlerrolle immer klarer. Und am Ende war es der Deutsche, der Frau Nina Zenis Hauswesen in dieser Zeit ihrer gefährlichen Neigungen zu täglichen Lärmszenen zusammenhielt.

„Liebe Ninuccia," sagte er, „was wissen Sie, was weiß Ihre Feuerseele von den heimlichen Träumen einer Mädchennatur wie die dieser Prisca?" Er sann einen Augenblick, dann schnippte er mit dem Finger:

„Nun horchen Sie mal her, Ninuccia, und versuchen Sie, mich zu verstehen. Das werden Sie nicht können — na, dann glauben Sie mir! Denken Sie, das war das Schlimmste, was Prisca widerfahren konnte? O nein! Sie ist eine von jenen, die Schmerzen mit einer wollüstigen Freude leiden. Wissen Sie, was das ist, Ninuccia?"

Frau Nina dachte zwar, was der Deutsche da wieder sich zurechtgesonnen habe, das könne kein vernünftiger Mensch verstehen, aber sie schwur bei allen Heiligen, daß Signore Riccardo so recht habe wie noch nie in seinem ganzen Leben; denn wenn Prisca nicht vollkommen einfältig sei, dann hätte sie Ettore Torino nach der Trauung an der Kirchtüre den Dolch ins Herz gestoßen.

Im übrigen trug Signore Riccardo Sorge, daß die Abende in Ninettas Schenke so kurzweilig wie möglich sich gestalteten. Er unterhielt lebhafte Beziehungen zu den meisten Bewohnern von Santa Croce. Auch dachte er noch ab und zu an sein großes Werk, und wie er sich die Ereignisse des Winters dazu nutzbar machen könne.

Die Wahrnehmung, daß Nina Zenis Küche immer besuchter und ihr Wein begehrter wurde, hatte für die unglückliche Ninetta etwas Besänftigendes. Sie hielt das für einen viel verständigeren Einfall des Schicksals, als daß es ihr in dieser Zeit der Not den deutschen Dichter geschickt hatte, der gewiß noch weit brauchbarer sein würde, wenn er nur ein Deutscher und nicht auch ein Dichter wäre. Denn es unterlag

für Ninetta keinem Zweifel, daß sie die zeitweilige Unzugänglichkeit des Signore und seine Absicht, sie zum besten zu haben — er nannte sie in solchen Fällen eine „komische Person“ — diesem Dichten zuschreiben müsse. Das hatte er sich immer noch nicht ganz abgewöhnt.

Prisca tat wortlos das ihre — das war nicht zuviel, seit die Nonna die Faulheit nicht mehr als ihre alleinige Pflicht ansah. Aber sie war noch stiller geworden. Ihre Augen waren von einer namenlosen Schönheit, aber von unergründlicher Tiefe und voll großer Trauer.

Sie brauchte sich nun nicht mehr in der Küche aufzuhalten, sobald Gäste erschienen. Frau Nina sah das wunderliche Mädchen nicht gern lange in ihrer Nähe. Sie begriff nicht, daß Prisca für die ihr angetane Schmach nicht auf Rache sann. Ja, am Ende haßte sie Ettore Torino und seine rothaarige Schöne nicht einmal?

Prisca durfte in ihrer einsamen Kammer sitzen, soviel sie mochte. Frau Nina aber fand es unbegreiflich, daß das Mädchen nicht wieder fröhlich wurde wie ihre Genossinnen. Die bunten Kleider und den Schmuck, den ihr die Nonna einst für teures Geld erstanden hatte, legte sie selten an.

Weil sie Prisca nicht verstand, wurde ihr das Mädchen immer gleichgültiger.

Krauß dagegen versuchte, so oft es anging, Priscas rätselhaftes Herz sich zu erschließen, das in seltsamen Träumen und wohl in noch seltsameren Hoffnungen

schlug. Aber es schien, als sei ihr dies Hoffen ein Heiliges: sie gab es nicht preis. Und wie eine Verklärung hatten die Ereignisse auf sie gewirkt. Sie war nicht schön — nur die Augen lagen in ihrer fremden, dunklen Tiefe unter ihrer Stirn, zwei geheimnisvolle Wunder — und die von der Nonna erworbenen Kleider machten sie nicht begehrlicher. Sie trug sie ohne Freude, und sie waren doch der Neid der Mädchen von Santa Croce. Aber es war etwas in ihrem Wesen, das war selten und keusch und gab erst dem sich zu erkennen, der lange mit ihr redete. Und dem war es unvergeßlich.

Derjenige, dem alle Dinge zum Heile ausgeschlagen waren, war Beppo Zeni.

Er war der einzige Freund der Einsamkeit seiner Schwester, die schon als Kind Mutterstelle an ihm vertreten hatte. Die Nonna häufte all ihre närrische Liebe auf ihn: seine listigen Augen konnten von ihr fordern, was sie wollten — Nina Zeni hatte nicht die Kraft, zu widerstehen. Was sie Prisca entzog, fiel Beppo in den Schoß.

Er tat den langen Tag über gar nichts — er durchstreifte sogar seltener denn je mit Giulio Margiotta jagend die Felsklüfte. Aber er gewann sich das Herz der Nonna immer mehr — wenn das möglich war.

Die Alte war dem Jungen gegenüber von einer Zärtlichkeit, die Signore Riccardo unwürdig schalt. Aber um ihren lieben Beppino ließ die Nonna sich sogar schelten; denn sie dachte: kein Mensch außer ihr

wisse, welch ein Ausbund von Klugheit der Beppo sei. Mit ihm redete sie oft heimlich über Ettore Torino und sein junges Weib, das ja noch ein Kind war. Und Beppino war der einzige in Santa Croce, der mit Nina Zeni davon überzeugt schien, daß man diesen hochmütigen Schnapsbrenner hassen müsse. Nina Zeni fand eine gleichgestimmte Seele in ihm.

So ward er der Vertraute ihres Hasses und ihrer Hoffnung: wenn jemals einer die Schmach zu rächen imstande wäre, die Ettore Torino ihrem Haus angetan hatte, so sei es Beppino.

Und eine dunkle Ahnung sagte ihr: der Tag der Rache werde kommen.

Darum schürte sie den Brand des Hasses in dem Herzen des Jungen und hoffte, auch Leonetta Torino werde dies Feuer verbrennen.

Aber wenn die Rede auf sie kam, entwischte Beppo oder er verschloß seine Ohren. Nun ja, er war mit ihr immer in den Bergen gewesen. Es war noch etwas aus den Kindertagen in ihm, darüber mußte das Vergessen wachsen. Dann erst konnte Nina daran denken, in Beppo sich das Werkzeug zu bereiten, vor dem das Glück jener am Hange zittern sollte.

26.

Die Fenster der Häuser waren nicht mehr in den Rahmen. Alle Berge blühten, die Lüfte waren schmeichelnde Seide. Die Menschen waren in den Vignen oder hackten in den Oliveten.

Nina Zeni hätte in diesen Tagen gern wieder auf der Schwelle ihres Hauses gesessen, vor der sie den steinernen Bogen über die Gasse sich wölben sah, über den der goldene Regen des verblühenden Ginsters rieselte.

Aber sie sah von der Schwelle auch in Teresina Margiottas Küche und sah Teresina Margiotta, die sie haßte. Da sank Frau Nina auf den Herdrand und schalt auf die Sonne.

Sie drückte Beppino fünf Soldi in die Hand; damit kaufte sie sich das Herz des Jungen täglich von neuem.

„Eh, Beppino, wie steht's um den Schnapsbrenner?"

Beppo schlug mit der Hand in die Luft: „Er ist mit Leonetta davongefahren — schon früh. Eine neue blanke Vettura, zwei weiße Maultiere."

Nina Zeni sprang empor. Jetzt fährt dieser Torino

mit weißen Maultieren und einer neuen Vettura und läßt die Leute daheim für sich arbeiten!

Die Nonna zischte wie eine Viper.

„Hast du die Rote gesprochen?"

Beppo nickte lachend — seine Augen redeten so lebendig, und die Nonna verstand ihn dennoch nicht.

Da langte er den Goldreif aus der Tasche, an dem der Blutstropfen hing, steckte ihn an seinen Finger und legte Frau Nina die flache Hand mit dem bisher ängstlich geheim gehaltenen Schmuck auf das Knie.

„Na, Nonna! Was sagst du?"

„Von Leonetta Torino?"

„Ja, ja, nonna mia, von wem sonst?"

‚Alle Heiligen,' dachte sie, ‚was fällt diesem Geschöpf ein!'

„Weiß das Ettore Torino?" fragte die Nonna in großem Erstaunen. Es war, als käme sie eine Furcht an, Beppino möchte unvorsichtig gewesen sein und habe nun die Strafe des Mannes zu erwarten.

„Pah, was geht der mich an?"

„Hat sie ihn lieb?"

„Sie wird ihn ja wohl lieb haben. Warum sollte sie nicht?"

„Was sagt sie von ihm?"

„Er sei ein Galantuomo!"

Prisca hatte durch die offene Türe gehört, was die beiden sprachen. Nun kam sie herein:

„Beppo, gib Leonetta Torino den Ring zurück," forderte sie mit ihrer ruhigen, klaren Stimme.

„Ich müßte ein Narr sein!" lachte Beppino.

„Natürlich,“ bestätigte die Nonna, „du behältst den Ring. Sie hat ihn dir heimlich gegeben, eh?“

Beppo schwieg, aber er schwieg mit der Miene eines Triumphators.

Überdem rasselte Ettore Torinos Vettura mit den weißen Maultieren die Felsengasse wieder entlang — heimwärts.

Leonetta rief der glückstrahlenden Teresina im Vorüberfahren einige Worte empor. Ihr weißer Spitzenhut wehte beinahe im sanften Winde des hereinbrechenden Abends, so duftig war er.

Frau Nina warf beim Anblicke des Hutes einen vernichtenden Blick nach Prisca. „Leonetta Torino trägt einen Hut aus weißen Spitzen! Hast du das gesehen, Prisca?“ fragte sie aus dem scheeläugigen Neid ihres Herzens heraus. „Leonetta Torino ist die einzige in Santa Croce, die einen Hut trägt; sie ist eine Signora!“

Aber Prisca schaute auf diese Herrlichkeit ohne einen Schein jenes Neides in den Augen, der in denen der Nonna brannte. Und Beppino hockte mit untergeschlagenen Beinen auf dem Herde — Leonetta Torino hatte unter dem Spitzenhute hervorgeschaut; es sah aus, als hätten ihn ihre Augen gesucht. Es war ja nur im Vorüberfahren gewesen — aber Beppo hatte es dennoch gesehen.

„Ist Leonetta nicht schön?“ sagte er stolz.

„Was weißt du von Frauenschönheit!“ Die Nonna zog die Achseln und verzog den Mund.

Beppo aber sprang hinaus, kletterte über die Mauer,

raste durch die Vignen, um dem Wagen Torinos zuvorzukommen, und legte sich mit fliegendem Atem an eine Stelle am Wege, an der die Vettura vorüberkommen mußte.

Da sah er noch einmal in Leonetta Torinos erstaunte freudige Augen.

Er faßte das eine der Tiere an der Trense und leitete das Gefährt über den Steg, der vor der Fabrik über das Bergwasser führte. Er leitete es in den Hof, half Leonetta vom Wagen und schirrte die Tiere aus; denn der Bursche redete mit Ettore. Giani Torino hatte ihm aufgegeben, im Keller der Felsen Spiritus aus den Fässern in die großen Flaschen zu füllen, aber er wußte sich keinen Rat. Nun war er froh, daß Ettore heimkam, ihm zu helfen.

Während Leonetta noch bei Beppo am Brunnen stand und die Muli in langen Zügen das köstliche Bergwasser sogen, stieg Ettore schon mit einem Licht und dem Burschen in die Wölbung des Felsens jenseits des Hofes. Dort war eine natürliche geräumige Höhlung zu einem Keller erweitert worden, in dem die Fässer mit Äther und Spiritus lagerten. Eine Stiege führte hinab. Seit Ettore wieder daheim war, durfte keiner mit dem Lichte die kalten, finsteren Gewölbe betreten, als er. Nur heute hatte Giani Torino dem Knechte die Schlüssel anvertraut, der auch sonst dem Ettore immer zur Seite war, wenn eine Arbeit zu den Spiritusfässern rief.

Die Schatten der Berge wurden düsterer — ein samtiges Violett spann sich hinein; nur die Gipfel

glühten noch, und die Luft war voll von dem schallenden Sange der Blauamseln.

Da — — ein dumpfes, entsetzliches Dröhnen.

Stürzen die Berge ein?

Bersten die Mauern?

Alle Heiligen, was ist geschehen?

Blaue Flammen schlugen aus der Tür unter der Kellerwölbung. Geborstene Scheiben klirrten auf die Steine. Kreischende Mädchen drangen aus dem Haus auf den Hof. Die Maultiere hatten sich losgerissen und jagten davon.

„Heilige Mutter Gottes, was ist geschehen?“

In wahnsinnigem Entsetzen standen die Menschen und starrten auf den Eingang zum Keller, aus dem die blauen Flammen schlugen — immer wieder, stoßweise, mit dumpf drängender Gewalt.

Giani Torino stürzte aus dem Hause und rang die Hände. Er wollte durch das blaue, fürchterliche Feuer in die Tiefe.

Leonetta schrie.

Sie schrien alle.

Und mitten auf dem Hofe rang Paolo, Giani Torinos junger Sohn, mit dem Vater und drängte ihn aus der Nähe des Brandes.

Da! Da!

Es steigt einer von unten herauf — —

Ettore Torino! Mit brennenden Kleidern, mit weit vorgestreckten, tastenden Armen.

Fliegende Eimer strömten ihr Wasser über ihn. Wie ein Gekreuzigter stand er; er folgte den Händen, die nach ihm sich ausstreckten.

„Licht! Licht!“

Das war seine Stimme. Aber es war ja doch taghell um ihn her; denn die elektrischen Lampen brannten, und aus dem tiefen Gewölbe im Felsen leuchtete der blaue, fürchterliche Schein. Aber um Ettore Torino hing tiefe Nacht. Es war ihm, als fräßen die gierigen Flammen noch immer an ihm. Er schrie nach Wasser.

„Wo ist Giovanni?“

„Heiliger Florian, Giovanni der Knecht ist im Keller. Hilf, Sankt Florian.“

„Er ist verloren.“

Aus hundert Kehlen jammerte die Angst und rief nach dem Knechte.

Aber Giovanni antwortete nicht mehr.

Der blaue wogende Brand wehte in der Tiefe der Bergkeller um seine Leiche.

Auf dem Felskirchlein von Santa Croce heulte die Feuerglocke und schreckte die Menschen. Es war ein wildes Hasten und angstvolles Schreien. Alle strömten sie droben zusammen und standen und starrten in den glühenden Rachen des Berges, der den Knecht verschlungen hatte, und aus dem stinkender Dampf von Äther und Spiritus quoll. Sie starrten in den Rachen des Felsens, der die herrlichen scheußlichen Flammen spie!

Es war, als müsse der Berg in sich zusammenstürzen, um das wilde Feuer zu begraben, das in ihm tobte; denn die Menschen standen dem Entsetzlichen gegenüber und schrien zum Himmel und waren machtlos.

„Wasser!“ forderten die einen.

Aber die flammende Flut würde steigen, würde das

Wasser besiegen und schwimmend die Stufen heraufsteigen, würde rinnen und strömen und — ein brennender Sturzbach — alle Häuser von Santa Croce fressen.

Etliche waren, die hoben das Standbild des Heiligen von dem hohen Steine auf der Piazzetta und trugen es zu der Unglücksstätte. Dort fielen sie alle auf die Knie und schrien zu Gott.

Aus den Tiefen des Berges kam es manchmal wie eine Antwort — kam ein Dröhnen wie rollende Wetter, die um die Felsen brüllen.

Und dazwischen klangen die Schreie der Mutter Giovannis, des Knechtes. Die waren so laut und zerrissen so qualvoll die Luft, daß die Leute dachten: diese Klagen müßten den Toten wachrufen, und er müßte heraustreten aus der lodernden Grabeshöhle wie jener Lazarus und müßte von neuem wieder unter ihnen wandeln.

Und dann erklang wieder das entsetzliche Schreien Ettore Torinos.

Der lag an der Erde und flehte um Wasser. Er lehnte mit dem Rücken gegen den steinernen Brunnentrog und rang mit der Kraft jener Männer, die ihn niederzwangen, daß er sich nicht hineinstürze.

Unablässig überschütteten sie seinen Körper, von dem die Kleider in versengten Fetzen hingen.

Aber Ettore Torino mochte nicht glauben, daß es nicht mehr die Feuer seien, die an ihm fräßen, sondern die Wunden, die so wild schmerzten.

Endlich nahm Giulio Margiotta, der Geierjäger, den Gemarterten in seine Arme und trug ihn in das

Haus. Sie gossen ihm Öl über den verstümmelten Leib, und Leonetta Torino lag neben seinem Lager.

Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, sah sie Giulio und Teresina Margiotta, sah sie Giani Torino und seinen Sohn Paolo, sah sie Beppo Zeni, der ihre Lippen mit rotem Weine befeuchtete.

Es war Mitternacht.

Durch die zertrümmerten Fenster fiel das blaue, gespenstische Licht. Die Sturmglocke heulte noch. Leonetta sah hinüber nach Ettore Torino, schrie auf und deutete auf das Lager Ettores und sank in starrem Entsetzen zurück.

„Das ist er?“ fragte sie.

Aber es antwortete ihr keiner.

Dort lag Ettore Torino mit verbranntem Haar und versengtem Barte; da lag er — der schöne, stolze Ettore — ein Bild des Jammers, lag mit wundem, halbverkohltem Leibe.

Er wollte die Nacht von seinen Augen reißen.

Aber die Nacht wich nicht.

Er schrie nach dem Tode.

Aber der Tod hörte ihn nicht; denn der Tod ist ohne Mitleid.

27.

Als am andern Tage die Sonne am höchsten stand, saßen Teresina Margiotta und Leonetta am Bette des Kranken.

Es war ganz still. In der Fabrik ruhte die Arbeit; über den Hängen flirrten die Lüfte; die Zypressen und Ölbäume über dem Eingang in den Berg standen zu Kohle gebrannt, das Gras war weit hinan versengt.

Da regte sich Ettore Torino.

„Wer ist hier?“ fragte er.

„Teresina Margiotta und dein weinendes Weib.“

„Warum weint Leonetta?“

„O heilige Mutter Gottes, sie weint in ihrem Schmerz.“

„Warum legt ihr euch nicht schlafen, da es doch tiefe Nacht ist?“

Die Frauen sahen sich an.

„Es ist heller Tag.“

Da krümmte sich Ettore Torino in der furchtbaren Erkenntnis, daß das Feuer ihm die Augen ausgebrannt habe.

„Blind! Blind!“ schrie er. Und Leonetta schloß sich die Ohren mit ihren Händen und eilte hinaus.

So gingen die Tage.

Die Arbeit in der Fabrik wurde wieder aufgenommen. Was das Feuer von Giovanni, dem Knecht, übriggelassen hatte, wurde in die Erde gesenkt. Der Arzt kam und ging. Leonetta und ihre Mutter wachten am Schmerzenslager des unglücklichen Mannes.

Aus den Wunden wurden Narben. Kraft und Jugend Torinos rangen Siechtum und Schmerzen darnieder.

Und ein Tag kam — nach qualvollen Wochen, da überzogen die Trauben des frühen Muskatweines in den Vignen sich schon mit dem sanften Blau künftiger Reife — an diesem Tage trat Ettore Torino an der Hand seines jungen Weibes wieder hinaus in die schimmernde Sommerwelt.

Haar und Bart waren ihm gewachsen. Aber sein Gesicht war entstellt, und Leonetta, die den Genesenden an ihrer Hand auf dem Wege durch die Vigna geleitete, entsetzte sich vor der Häßlichkeit seines Antlitzes. Und sie dachte, wenn er dieses Entsetzen aus ihren Augen lesen könnte, müßte er sie verabscheuen und von sich jagen.

Beppo Zeni begegnete ihnen von ungefähr, und Beppino war listig.

„Du bist wieder gesund geworden, Ettore Torino. Das beste, was du tun konntest! Nun wollen wir die Muli anschirren und spazieren fahren — hinab in die Ebene, über stille, weiße Straßen. Du mußt froh werden wie einst! Pah, wie die Welt aussieht, das weißt du. Und Leonetta und ich wollen dir von dem berichten, was um dich ist.“

Am andern Morgen schirrte Beppo die Maultiere

an; und die neue Vettura rollte die Felsengasse hinab. Beppo leitete die Tiere. Nina Zeni reckte den Hals als sie an ihrem Hause vorbeikamen: „Signore Riccardo," sagte sie, „die Heiligen sind gerecht — auch in ihrer Strafe."

Aber Krauß schwieg und starrte voll Rührung und Entsetzen auf den verstümmelten Mann.

Und Prisca Zeni legte ihre Hände vor das Gesicht und weinte.

Am Abende dieses Tages, als Ettore Torino in seine Stube sich getastet hatte, warf er sich klagend auf sein Lager. Leonetta hörte im Nebenzimmer das herzzerreißende Stöhnen ihres Mannes; sie öffnete die Türe vollends.

Und nun, da der Jammer das narbenvolle Gesicht mit den ausgelöschten Augen noch stärker entstellte — nun sank sie bei seinem Anblicke gegen den Türpfosten und legte die Hand über die Augen; denn sie entsetzte sich. Es war ihr, als müsse sie Teresina Margiotta um Hilfe rufen.

Dann wankte sie lautlos zurück. Die Hände am Fensterkreuz, sank sie in die Knie. Ihre Pulse flogen, ihre Augen verrieten die Qual ihrer Seele, verrieten die tiefe Verzagtheit ihrer hilflosen Jugend, einer Jugend, die noch nicht daran dachte, mit dieser Stunde um die Kraft zu ringen, dem furchtbaren Schicksale gefaßt zu begegnen. Sie betete, sie sprach törichte wirre Worte.

Plötzlich zuckte sie zusammen und schwieg. Es war, als wäre ihr im Gebet eine Erleuchtung gekommen. Sie hörte reden — eine ferne, furchtbare Rede . . .

Es war die Reue. Die stand zum ersten Male neben ihr und sprach: „Leonetta, was hast du getan? Du bist ein Kind und bist das Weib eines Mannes geworden. Du bist eitel und verblendet gewesen und hast dich an einen Platz gedrängt, an dem du nicht stehen durftest — du nicht; denn du bist ein Kind . . ."

Leonetta schloß die Lider. Da sah sie die bleiche, stille, gütige Prisca vor den Augen ihrer zitternden Seele vorüberschreiten. Sie ging ganz langsam und sah aus wie die Mutter Gottes. Sie hob ihre schmalen, sanften Hände. Da dachte Leonetta Torino: „Diese Hände können Wunder tun; unter diesen Händen müßten Ettores Narben vergehen; solche Hände müßten ihm all sein Glück wiederbringen können."

Sie löste ihre eigenen Hände, die noch immer krampfhaft das Fensterkreuz umfaßt hielten, und sah auf sie hernieder. Ach, das waren Kinderhände, die nur nach Sonnenschein und nach den Faltern Beppo Zenis gelangt — Kinderhände, die nun hilflos und verängstigt waren, weil sie nur spielen gelernt hatten!

Und als das Bild Priscas verblaßte, stand da im klaren Golde der Sonne unter den Zypressen ein kecker, schöner Junge; dem flatterte eine feuerrote Schleife vor der Brust, der trug einen vergilbten Spitzhut mit einer kühnen Geierfeder. Er hatte heiße, glückliche Augen und um die Stirne dunkle Lockenringel. Der ließ die Sonne in dem Blutstropfen spielen, der in einen Goldreif gefaßt war . . .

Leonetta schoß das Blut in die Wangen; sie raffte sich auf —

Da verschwand das Bild Beppos.

Nun sah sie wieder, was um sie war, hörte das Schluchzen Ettores, und tiefes Mitleid hieß sie an das Lager ihres Mannes treten.

Sie setzte sich neben ihn — aber sie sah an ihm vorbei. Sie legte ihm ihre Hände auf das Herz: „Warum bist du traurig, Ettore? War das nicht ein köstlicher Tag?“ sagte sie mit mühsam verhaltenem Schmerz.

Teresina Margiotta trat in das Zimmer und war froh; denn Ettore Torino tastete über das weiche, rote Gold der Haare Leonettas und breitete seine Arme aus und küßte ihren Mund.

Aber als Teresina in die Augen ihres Kindes sah, erschrak sie: da war der freudige Widerschein des Glückes erloschen, und was sie erkannte, war qualvoller Abscheu.

Teresina Margiotta begann zu reden: „Es ist recht, daß ihr euch endlich hinausgefunden habt! Du mußt nicht mehr traurig sein, Ettore! Seid ihr nicht reich und könnt ihr euch nicht gewähren, wonach euer Herz verlangt?“

Torino schwieg.

Dann sagte er: „Ich will nicht mehr fahren. Ich will die weißen Maultiere verkaufen!“

An den flinken Tieren hing Leonettas Herz. Sie bat, sie schmeichelte, man möge sie behalten. Und Beppino Zeni sei ein so flotter, hübscher Kutscher.

Da streichelte ihr Ettore die Wangen: „Mein glückliches Kind!“ sagte er. „So mögen sie dableiben!“

Aber er wand sich unter Leonetta, als habe er Schmerzen.

„Natürlich müßt ihr mit den Schimmeln kutschieren! Natürlich!" bestätigte Teresina Margiotta eitel.

Da seufzte Ettore Torino: „Teresina, es ist so tiefe Nacht um mich!"

„So müßt ihr frohe Gäste in euer Haus nehmen — könnt ihr das nicht? Ist da nicht Signore Ricc——"

Die Frau des Geierjägers sprach diesen Namen nicht zu Ende. Seit Wochen hatte sie den Deutschen nicht mehr gesehen — wenn er ihr und Leonetta gram geworden wäre, weil Nina Zeni ihn mit ihrem Haß erfüllt hatte? Ach nein, vielleicht dichtete er oder hatte sonst eine Abhaltung. Aber da war ja auch der lustige, kecke Beppino, der so feurig von den Jagden in den Felsbergen erzählen konnte! Es war überhaupt töricht von dieser Nina Zeni, daß sie ihr seit jener Faschingsnacht noch nicht einmal einen Gruß vergönnt hatte! „Aber so ist Nina Zeni, trutzig und rachsüchtig! Man weiß in Sonnino eine Geschichte vom Geschlechte der Zeni — eine tolle, blutige Geschichte, die klingt wie ein korsisches Märchen. Nina Zenis Großmutter hat dem Mörder ihres Liebsten den Dolch in das Herz gestoßen. Und aus solchem Blute ist Nina; zum Glück ist sie noch dicker als sie rachsüchtig ist."

So erzählte Teresina Margiotta, und Ettore lachte darüber. Er dachte daran, daß Nina ihm die Geschichte ihrer wilden Großmutter berichten solle; er sagte, der Deutsche könne kommen und ihm vorlesen; Beppo Zeni und Giulio Margiotta könnten ihm von den Geier-

jagden erzählen, und Leonardo der Geiger müsse ihm mit seinem Spiele die Zeit kürzen. —

Teresina erhob sich und sagte: „Ich will Sorge tragen, daß alle deine Freunde zu dir kommen und dich froh machen helfen.“

Als sie die Felsengasse herniederschritt, sah sie Nina am Herde. Signore Riccardo saß mit Leonardo dem Geiger beim Wein. Da lehnte sie die Arme auf den Fensterstock: „Eh, Leonardo! Kannst du kommen?“

„Madonna mia,“ kreischte Nina Zeni, „sie lockt mir die Gäste fort!“

Krauß gebot ihr Ruhe; da sank sie auf den Herdrand und machte sich ärgerlich mit dem Spitzentuche zu schaffen.

„Was ist?“ fragte der Geiger.

„So kommt doch herein, Nachbarin!“ lachte Krauß. „Alle Teufel, ich will zwischen Euch und die Nonna fahren wie ein Sturm, wenn ihr wieder kampflustig seid!“

Nun lachten sie, und Beppo Zeni sprang auf den Fensterstein und rieb sich die Hände vor Vergnügen: „Eh, Signore, wie ein Sturmwind!“

Teresina Margiotta warf einen Blick auf die dicke Nachbarin und trat lachend ein: „Guten Tag, Nina Zeni!“

„Guten Tag,“ klang es mürrisch zurück.

„Ich muß mit Leonardo reden.“

„So rede.“

Einen Augenblick zauderte Nina Zeni, ehe sie das sagte. Sie wollte viel lieber fragen: ob denn das ge-

rade hier sein müsse. Aber die Neugier plagte sie: was hat Teresina Margiotta mit dem Geiger wichtig zu reden, daß sie darüber vergißt, wie Nina Zeni sie geschlagen hat?

„Und ich habe auch mit Signore Riccardo zu reden,“ sagte Teresina, „und mit euch allen.“

Beppo strahlte wie ein Frühlingstag.

Und Teresina Margiotta berichtete:

„Ettore verlangt nach euch! Geht zu ihm, geigt und singt vor ihm und lest ihm vor! Erzählt ihm Geschichten, lustige Geschichten! Um Ettores Augen hängt Finsternis, und er möchte die Sonne sehen!“

Alsbald gingen die dreie zu Berge: Krauß, der Geiger und Beppo.

Teresina wollte nach ihnen Ninas Küche verlassen. Aber Nina wehrte ihr.

„Teresina Margiotta! Ich möchte mit dir reden.“

„Was willst du?“

Da rannen die Tränen aus den Augen der Nonna. Das rührte Teresina das Herz, und sie weinte mit ihr. Aber Nina hatte nicht Zeit, ihrer Wehmut lange nachzugehen. Es war das erste Mal, daß sie sich wiedersahen, und Nina Zeni hatte noch mit Teresina abzurechnen.

„Nachbarin,“ begann sie, „warum singt Leonetta nicht? Warum liest sie ihm nicht die Zeitung? Warum erzählt sie ihm nicht? Und —“

Nina Zeni war dicht vor Teresina hingetreten und blitzte sie nun aus ihren Augen an.

„Und — Teresina Margiotta,“ flüsterte sie, „warum

läßt sie sich nicht von ihm lieb haben? Eh, Teresina, rede!"

Die andere zog die Achseln:

„Es ist sehr schwer für Leonetta, Nina Zeni. Aber — sie wird sich daran gewöhnen müssen — sie ist ein Kind!"

„Ah, Teresina, weißt du das nun?" sagte Nina mit schlecht verhaltener Schadenfreude. Sie wollte Teresina strafen für all die Schmach, die sie ihr angetan hatte.

„O Ninetta," seufzte Teresina und trocknete sich von neuem die Augen, „sie hat sich von dem schönsten Mann zum Altar führen lassen und soll den elendesten nun küssen? Es ist hart, gute Ninetta!"

„Pah, er ist reich!"

„Aber Leonetta ist ein Kind!"

„Teresina, ist das nicht so: Ich hätte dich damals prügeln sollen, bis du das erkannt hättest, ehe es zu spät war."

„Dann hätten sie dich totgeschlagen, Nachbarin!"

„O, es wäre besser für mich gewesen!"

„Warum meinst du, Ninetta?"

„O heilige Mutter Gottes, wie kannst du fragen!"

Da ging Prisca an ihnen vorüber, das starke stille Mädchen, und bot Teresina Margiotta die Zeit. Ihre Freude klang aus diesem kurzen Gruße. Teresina blickte hinter ihr drein und ging in tiefem Nachdenken nach Hause.

28.

Wochen waren seitdem verstrichen.

Leonetta Torino war wieder voll Sonne — — zu ihrem Blinden kam Signore Riccardo, kam der Geiger — und Ettore Torino spielte mit ihm. Sie brauchte nicht mehr die langen Tage um ihn zu sein; sie putzte sich, sie ließ sich von Beppo in der Vettura mit den Schimmeln spazieren fahren — natürlich saß Teresina Margiotta mit im Wagen. Eines Tages bemerkte die den Ring an Beppos Hand — und Teresina lachte, lachte mit so komischem Ernste, daß Beppinos Herz sich daran berauschte.

„Eh, Leonetta!"

„Was ist?"

„Komm auf den Bock, damit ich dir zeige, wie man die Schimmel leitet und die Peitsche braucht."

Da setzte Leonetta sich ganz dicht neben Beppino.

„Warum hat Ettore mich eigentlich nie kutschieren lassen?" fragte sie ärgerlich. „Ist es nicht nett, wenn ein Mädchen die Zügel führt — und rote Zügel von zwei milchweißen Tieren?"

„Ein Mädchen!" kicherte Beppino und wandte sich mit deutsamem Blicke nach Teresina Margiotta.

Die lachte vergnügt auf. Und Leonetta wollte sich ausschütten vor Lust.

Da dachte Beppino: Teresina Margiotta braucht kein Wort zu sagen — wenn sie lacht, sieht man ihr ganzes Herz! Das machte ihn noch kecker.

„Faß an, Leonetta!“ sagte er. Da legte sie ihre Arme über die seinen und griff über seinen Händen in die Zügel. Aber er ließ seine Hände nicht los.

„Du,“ flüsterte er, wie ihr Ohr dicht an seinem Munde lag, „du bist mir fast fremd geworden — aber nur um so lieber. Bleib so — so wie jetzt hab' ich dich noch nie gefühlt.“

„Damals . . .“ warf sie flüsternd ein.

„Ach — damals . . da waren wir ja Kinder . . .“

Beppo klatschte mit der Peitsche.

„Faß die Zügel kürzer!“

Die Schimmel setzten sich in scharfen Trab und drängten gegen die Gebisse, daß Leonetta immer fester an Beppo sich lehnen mußte. Der fühlte das Blut in seinen Adern rauschen, der fühlte seine Sinne brennen — zum ersten Male!

Teresina Margiotta erhielt in dieser Stunde die Antwort auf eine Frage, die sie weder an ihren Geierjäger noch an ihr Kind gerichtet hatte. Sie wußte: sie lehnte, von den beiden auf dem Bocke vergessen, im Rücksitze des Wagens. Aber sie lehnte dort mit sehenden Augen.

— — Und Teresina Margiotta schwieg.

Leonetta entging die Glut nicht, in die ihre Nähe Beppo versetzte. Eine heiße Sehnsucht nach seinen

Lippen überkam sie wie einst — nach diesen frischen, roten Lippen, nach diesen jungen, heißen Wangen. Sie dachte schaudernd der Häßlichkeit Torinos.

„Leonetta, soll ich dir die Zügel allein lassen?"

Sie sah ihn an. Er verstand sie.

„Du fürchtest dich noch!"

Er sah auf ihre Hand, die den Ring des andern trug. Nun flüsterte er wieder: „Gibst du mir nun den Ring, Leonetta, den mit dem blitzenden Stein?"

„Du bist verrückt!"

„Gib ihn mir!"

„Nein!"

Der Junge riß am Zügel. Die Tiere sprangen zur Seite, daß das Wäglein flog. Die Frauen schrien auf.

„Leonetta Margiotta!"

„So heiß' ich nicht."

„Für mich doch!"

„Was willst du?"

„Ich fahr' alles in Stücke — den Wagen — und dich und mich —"

„Warum?"

„Weil ich dich lieb habe!"

„Dummer Beppino!"

Die Vettura rollte ganz langsam den Berg vor Santa Croce hinan.

„Wirst du mir den Ring geben?"

„Nein!"

Beppo riß ihr die Zügel aus der Hand. Sie wandte sich von ihm ab.

Teresina Margiotta schalt sie vom Rücksitze her.

„Gerade in Santa Croce will ich kutschieren,“ schmollte sie und griff wieder nach den roten Zügeln. „Den Ring bekommst du nicht. Aber ich bin bei den Zypressen, wenn der Mond aufgeht. Kommst du?“

„Ich komme!“ sagte er.

Dann rollte der Wagen durch die Felsengasse und in den Hof hinter der Fabrik.

29.

Diesen Nachmittag hatte Krauß in der Gesellschaft des Blinden verbracht und hatte erkannt, wie alles in ihm sich geändert hatte. Der kecke Mut des schönen Burschen hatte sich zu beschaulicher Verinnerlichung seines ganzen Wesens gewandelt. Wenn er sprach, klang eine sanfte Wehmut in seinen Worten, die zu rühren vermochte. Und so oft er von dem Vergangenen redete und dankbar war, daß ihm doch noch so viel geblieben sei — sein junges Weib, seine wachsende Kraft, seine Güter — dann verklärte ein Schimmer wachsenden Glückes seine unsäglich häßlichen Züge, und er sprach davon, wie er vor der tiefen Finsternis seiner Augen sich gefürchtet habe und wie sie nun doch nicht so furchtbar sei.

Es sei ihm, als verfeinerten sich alle seine Sinne, dieses fehlende Licht zu ersetzen. Es sei ihm, als müsse sich diese ungeahnte Feinheit des Fühlens und Hörens immer mehr steigern lassen, so daß endlich ein Tag sein werde, von dem er sagen könne: er sehe wieder, wiewohl das Licht in seinen Augen doch nie von neuem angehen könne.

Er hatte sich im täglichen Zusammensein mit dem Deutschen in eine Heiterkeit des Herzens hineingesonnen,

die er in den Tagen seiner tiefen Schwermut unwiederbringlich verlorengegeben hatte.

Die Nacht spann ihre leisen Flore durch die offenen Fenster. Da sagte Torino: „Ich weiß, daß es nun finster wird, ja ich habe wohl sogar eine sichere Vorstellung von dem Grade der Dämmerung und mir ist, ich empfände das immer wachsende Vergehen des Tages."

Er wandte sein Gesicht mit den geschlossenen Lidern jener Stelle zu, in der des Abends die Gespinste aus feinem Silber um die Felsenkuppen hingen, wenn der Mond über die Berge heraufstieg.

„Mir ist sogar, der blanke Saum des Mondes liege auf den Zacken."

„Ja," antwortete Krauß, „auch das ist richtig."

Der Blinde stand auf, schritt gegen das Fenster und wandte sein Antlitz lange gegen die strahlenden Gipfel. Dann blickte er rasch gegen eine Felswand hinter dem Hofe, von der er glaubte, daß sie nun schon in tiefer Nacht liegen müsse. Und er sagte enttäuscht: „Ich dachte, es müsse wohl ein Schimmer jenes blanken Lichtes in meine Augen treten — aber es ist nun doch nicht so."

Krauß lehnte schweigend in seinem Stuhle.

Die lockende Klarheit des Sommerabends, in die die Bergwässer wie klingendes Silber fielen oder in die ihr fernes, starkes Rauschen dröhnte, umfing den Blinden. Die Sehnsucht, die in den Mondnächten ist, überkam ihn heute zum ersten Male wieder, seit seine Wunden geheilt waren — ja, diese Sehnsucht war tiefer und heimlicher denn je.

„Wo ist Leonetta?" fragte Ettore.

Auch Krauß hatte an sie gedacht; es konnte ihm nicht entgehen, daß sie sich der Gesellschaft Torinos entzog, sobald sonst jemand mit ihm redete. Und er entschuldigte sie: „Sie ist sehr froh, daß nun die schlimme Zeit deiner Schmerzen vorüber ist. Sie ist neben dir elend geworden; es ist ein Wunder, daß ihre Jugend alles getragen hat. Aber nun wird sie bald wieder voller Freude sein und hat gesagt: wenn ich bei dir sei, so sei sie glücklich deinetwegen . . ."

„Wo ist sie?" wiederholte Torino, argwöhnisch. Der Verdacht, daß sie sich ihm entziehe, ward um so reger, als Krauß mit großer Geschäftigkeit über Dinge zu plaudern begann, die gar nicht von dem Blinden erfragt waren.

„Wo wird sie sein? Bei Teresina Margiotta! Oder sie wird mit ihr schon die Felsengasse heraufschreiten und wird sich von ihr Rat holen."

„Rat holen?"

„Nun ja — hast du denn ihre Jugend vergessen? Sie war vor einem halben Jahre noch ein Kind, sang auf den Matten sorglos wie eine Zikade und flatterte umher wie ein Schmetterling. Und dann sanken die Schrecken jener Tage um sie wie stürzende Felsen! Hast du dich nicht auch gesehnt nach dem Geiger und mir und nach allem, was dich vor dir und deinem Grauen rettete? Ich meine, du solltest ihr Zerstreuung gönnen, soviel sie braucht."

Ettore schritt durch das Zimmer; sein Gang war unsicher, hastig — es war, als ringe er mit seinem

Argwohn. Aber die Dunkelheit der Nacht, in der nur das zarte Gewebe des Mondlichts lag, verbarg dem Deutschen die Bewegtheit seines entstellten Antlitzes.

Einmal entrang sich seiner Brust ein quälender Seufzer — aber er begann alsbald ein gleichgültiges Pfeifen, von dem Krauß dennoch erriet, daß es zu seiner Täuschung geschah.

„Riccardo," sagte er nach einer Weile, „es ist eine Ahnung in mir — ich weiß nicht, es wird Torheit sein, daß ich ihr nachgebe; es wird noch mit den vergangenen Tagen zusammenhängen — — es ist eine Ahnung in mir, als wäre Leonetta in dieser Stunde ein Leid geschehen. Möchtest du nicht gehen, sie zu suchen? Suche sie bei Teresina Margiotta. Wo soll sie sonst sein, Riccardo, als bei ihr? Schicke sie zu mir und sage, ich hätte Verlangen nach ihr."

Krauß zog die Achseln und sagte im Hinausgehen nachdenklich: „Hüte dich, das Kind zu quälen . . . Gute Nacht!"

Ettore Torino lauschte aus seinem Fenster in die silberne Stille. Manchmal warfen die Felsen hinter dem Hause einen Ruf zurück, der aus den Gassen des Dorfes sich verirrt hatte. Dort gingen die Mädchen Arm in Arm; dort lehnten die Burschen rauchend an den Mauern; oder über die Vignen klang ein Ritornell, das sehnsüchtige Liebe sang.

Nicht lange, so kam Leonetta — sie schritt ganz leise die Treppe empor und blieb draußen stehen, an der Tür zu lauschen, ob Ettore schlafe.

Sonst geigte er oft um diese Stunde. Auch Signore

Riccardo hörte sie nicht mehr sprechen? Und sie hatte ihm doch gesagt, er solle bleiben, bis sie komme!

Dann trat sie herein.

„Warum bist du allein?" fragte sie erstaunt.

„Weil ich Riccardo nach dir geschickt habe. Hat er dich gefunden?"

„Mein Gott, ‚gefunden'! Natürlich — wenn ich mit Teresina Margiotta in der Felsengasse auf und ab gehe!" log sie.

Torino streckte seine Hände aus und ließ sie über Leonettas Arme und über ihre junge Brust gleiten. Er tastete über ihr Haar und über ihre Stirn: „Ich hatte Angst um dich — ich weiß nicht, warum. Vielleicht, weil ich krank gewesen bin. Warum brennen dir die Wangen so?"

„Ich bin gelaufen, seit ich wußte, du wartetest auf mich!" — Sie log abermals.

Ettores Argwohn wuchs; denn Leonetta sprach anders als sonst.

„Wo hat dich Riccardo getroffen?"

„Vor Nina Zenis Schenke."

„Und was hat er gesagt?"

Leonetta zitterte vor Angst und Ärger: „Madonna! Warum quälst du mich?"

„Hat er gesagt, ich hätte Sehnsucht nach dir?"

„Was soll er sagen als das, was du ihm aufträgst?"

Der Gedanke peinigte sie, sie möchte sich verraten; denn sie war dem Deutschen nicht begegnet. Wie sollte sie? Sie war quer durch die obere Vigna geschlichen.

Die Angst, er möchte weiter in sie dringen, und

die bestimmte Wahrnehmung seines Mißtrauens drängten sie an ihn: „Dummer, lieber Ettore,“ schmeichelte sie, „ich habe gelogen: Sehnsucht nach dir hat mich heiß gemacht — das Verlangen nach dir!“

Sie überwand sich und preßte ihre Lippen an seinen Mund — die Lippen, die sie noch süß schmerzten, weil Beppinos Zähne sich in wilder Lust in sie vergraben hatten.

30.

Wie wieder eine Zeit verflossen war und schon der Duft von reifen Trauben süß in den Vignen schwamm, war der verklärende Schimmer auf Ettore Torinos narbigem Gesichte verschwunden wie das Blühen der Berge in der sonnigen Glut des Sommers. Die Heiterkeit des Herzens, mit der das Schicksal oft blinde Menschen segnet — wie in einer Anwandlung von Mitleid — war einer herben Verschlossenheit gewichen.

Teresina Margiotta kam nur noch selten; es war, als verbiete ihr das Bewußtsein heimlicher Schuld die Einkehr im Haus am Berge.

Dem Blinden entging nicht, daß Leonetta immer eifriger beflissen war, Menschen um ihn zu sehen, die ihn vergessen lassen sollten, daß sie selbst sich fernhielt. Sie war unerschöpflich in ihren Vorwänden, außer dem Hause sein zu können.

Das Mißtrauen Torinos wuchs wie Stechapfel, wuchs um so mehr, je untrüglicher ihm die wachsende Schärfe seines Fühlens verriet, daß Leonetta zwar von seinen Armen sich umschließen ließ, aber ihre Seele dabei von ihm fortdrängte.

Er streichelte ihre weichen Wangen, aber sie legte

nie den Arm um seinen Hals, auch wenn er sie auf seinem Schoße hielt. Oft umarmte er sie im heißen Rausch seiner Sinne und suchte ihre Lippen. Aber er mußte ihr Antlitz wenden, damit ihr Mund sich finden ließ, der seine heißen Küsse nicht mehr erwiderte.

Manchmal fuhr er mit Teresina und Leonetta weithin in die Städte, in die Ebene, um dort reiche Kleider für sie zu erstehen.

Beppino lenkte dann die weißen Muli.

Ettore dachte, er wolle das junge Herz sich mit seinem Reichtume wieder ganz erkaufen, das in dem Leide sich noch nicht zurechtfinde.

Dann hörte er Leonetta wohl jauchzen beim Anblick der Gewänder, in denen sie von namenloser Schönheit sein mußte — allein das eine blieb, wie es war: sie ertrug seine Liebe, aber sie erwiderte sie nicht.

Da spann die Trübsal die Seele des Blinden unaufhaltsam ein wie die Winternebel die Felsen von Santa Croce. Er hatte von den Qualen seines Leibes mit den Nachbarn reden können und fand Trost in ihrem Mitleid. Aber die nagende Pein seines Herzens mußte er allein tragen. Er verlangte nach keiner Zerstreuung, wußte sich selbst der Gesellschaft des Deutschen zu entziehen, und Leonardo der Geiger sollte auch nicht mehr zwischen Tag und Dunkel zu ihm kommen.

Er wies in seinem heimlichen Gram alles von sich und sagte: es sei wohl die fortschreitende Wandlung und Verfeinerung seiner Sinne, die sich erst völlig

vollzogen haben müsse, bis ihm die Musik oder das stundenlange Vorlesen wieder Genuß statt Anstrengung bereite.

So suchte und fand er einen Weg zu tiefer, qualvoller Einsamkeit, die zu unterbrechen keinen gelüstete; denn Ettore Torino war mit jedem Tage unzugänglicher und eigensinniger, undankbarer und feindseliger gegen seine Umgebung geworden.

Dabei war er aber von einer Hellhörigkeit und einer eifersüchtigen Verfolgung Leonettas, die diese oft in lautes Weinen ausbrechen ließ. Er quälte sie und überhäufte sie doch mit allem, nach dem nicht einmal das Verlangen ihres eitlen, kindlichen Herzens stand.

Und — ein so dunkles Rätsel ist das Menschenherz! In seinem ruhelosen Schlage zwischen Mitleid und Abscheu, zwischen Furcht und Pflicht, zwischen eitler Erkenntnis, wie hübsch die Wohlhabenheit Torinos und wie unendlich süß das Geheimnis sei, das es zu Beppino drängte — in diesem ruhelosen Schwanken begann Leonettas Herz zu sinnen und zu suchen: ‚Wenn Ettore doch diese Prisca Zeni zu seiner Frau genommen hätte! Dann hätte *die* seine Häßlichkeit und seine gierigen Küsse nun zu tragen! Und der wären sie gerade recht; denn sie ist stark und geduldig und hat ihn lieb, daß sie für ihn sterben könnte. Diese Prisca Zeni ist allein mit ihrer Einsamkeit — gerade wie Ettore. Und Ettore dürstet nach Liebe — er will Liebe, die ihm Leonetta nicht geben kann. Der arme, unglückliche Ettore! Wenn er doch Prisca Zeni lieb haben könnte. Prisca könnte um ihn sein den

ganzen Tag und die halbe Nacht ... Pah, was brauchte das Leonetta anzufechten? Prisca Zeni hat sanfte Hände, und Prisca Zeni hat einen dürstenden Mund und hat ein sehnsüchtiges Herz. Alles an ihr wird dem Blinden besser gefallen, als an Leonetta. — Leonetta wird ihm mit geschlossenen Augen fern bleiben, wird ihn nicht mit Eifersucht quälen, wie er sie. Und dann — dann hat er ein Geheimnis, ein tiefes, herrliches Geheimnis' ...

Ein so dunkles Rätsel ist das Menschenherz!

Leonetta Torino wachte in ihrem Bette.

Mitternacht war vorbei. Der Blinde lag in tiefem Schlafe. Sie regte sich nicht — sie wußte: seit das Licht seiner Augen tot ist, hat er hundert Ohren, und es ist, als sähe er mit den Fingerspitzen!

Einen Augenblick erschrak ihr Herz vor sich selbst. Dann redete es wieder — ganz heimlich: ‚du solltest mit Beppo darüber reden, was er zu Prisca meint!'

Ach nein, Beppo Zeni wird so etwas nicht verstehen — Beppo Zeni ist noch so jung, aber er ist so schrecklich hübsch!

‚Wenn du ihm aber sagst, daß du ihn wieder allein lieb haben wirst, Leonetta Mar — Margiotta?'

Dann, ja freilich ...

So lag sie in wirren, quälenden Gedanken ...

Es würde kein Mensch etwas davon ahnen; und sie wollte gewiß in jedem Jahre zweimal zu dem allerheiligsten Bilde der Himmelsmutter durch die sieben Täler pilgern und wollte sich die Füße wund laufen auf dem langen, glühenden Wege. Und wenigstens

fünf blutrote Kerzen wollte sie ihr weihen! Fünf blutrote Kerzen! Und wollte das Bild mit einem Distelkranze schmücken — zum Bekenntnisse ihrer heimlichen Schuld. Und wenn die Madonna dann sähe, wie ernst es der schönen, sündigen Leonetta von Santa Croce sei mit ihrem Beten und mit ihrer Reue, und wie sie ihre weißen, zarten Füße ihretwegen sich blutig gelaufen habe, dann werde sie sicherlich gerührt sein.

Leonetta preßte in verfrühter Dankbarkeit die Hände auf ihr Herz; denn sie zweifelte nicht, daß die Madonna ein Einsehen haben werde.

Aber Prisca? Würde die damit einverstanden sein, den Platz einzunehmen, für den sie von Leonetta ausersehen war? Ob am Ende Signore Riccardo sie bereden könnte? — Ach nein! Und wenn ihr der heidnische Deutsche mit seinem Eide verspräche, er wolle ganz stille sein und Leonetta nicht verraten — es ging nicht! Sie hätte ihm gegenüber kein Wort gefunden und hätte ihn nie mehr ansehen können.

Wie sie gar keinen Ausweg mehr fand, lag sie und betete. Einer der Himmlischen mochte ihr eine Erleuchtung senden; denn sie konnten doch nicht wollen, daß die schöne, junge Leonetta Torino in das Grab sich gräme.

Das Morgenlicht fiel durch die Jalousieläden. Da hob Ettore den Kopf und wandte ihr seine toten Augen zu. Mein Gott, es war, als sähe er sie!

„Leonetta,“ sagte er, „warum hast du die Lippen immer bewegt? Warum hast du nicht geschlafen?“

„Ich wollte zur Frühmesse und fürchtete, ich verschliefe. Ich wollte zur Beichte gehen.“

„Warum wolltest du gerade heute gehen?"

„Was soll ich dir sagen? Weil mein Herz mich drängte!"

Sie sprang vom Lager und kleidete sich an — die Frühglocke auf dem Felsenkirchlein klang den Englischen Gruß.

„Leonetta, willst du nicht an einem andern Tag gehen?" fragte Ettore, als sie das schwarze Spitzentuch sich überwarf.

Aber sie antwortete nicht und schritt hinaus.

Auch der Blinde kleidete sich an; es war ihm, als müsse er ihr folgen, als müsse er sich in die Kirche schleichen und, von einem verborgenen Platz aus, sie beobachten — ja, er würde schon sehen lernen, wenn es galt, die Falschheit seines Weibes zu entdecken!

Wie er das vordem getan hatte, als noch die Wunden des Feuers ihn schmerzten, strich er sich mit zitternden Händen über das Gesicht: er wollte herunterreißen, was ihn das Licht der Sonne nicht sehen ließ.

Dann sank er in knirschender Wut zu Boden und schlug seine toten Augen, weil sie ihm den Dienst versagten.

Als er sich wieder aufgerichtet hatte und seiner quälenden Pein Herr zu werden versuchte, schalt er sich töricht, daß er Leonetta mit seiner Eifersucht quäle; denn er sagte sich, sie würde sich nun erst recht von ihm wenden.

Aber er verwarf auch diesen Gedanken und schickte zu Nina Zeni. Nina solle Beppo senden, damit er nun alle Tage gegen reichen Lohn mit ihm durch die Vignen schreite.

Er hatte daran gedacht, daß Leonetta mit dem Knaben Beppo eine innige Freundschaft verbunden hatte. Jetzt war Beppo kein Kind mehr, aber — Leonetta war eins geblieben. Wie, wenn diese Freundschaft zur Leidenschaft geworden wäre?

Ettore Torino lachte höhnisch auf. Auf welch verrückte Einfälle ihn diese Ungewißheit, diese Vertrauenslosigkeit zu sich selbst brachte!

Nicht lange nachher trat Beppo ins Zimmer. Er trug keine Jacke, aber er hatte die kecke, flatternde Schleife vorgebunden und behielt den Spitzhut, an dem die kühne Geierfeder steckte, auf dem Kopfe.

„Guten Tag, Ettore Torino."

„Eh, Beppino, guten Tag!"

„Du willst ausgehen, Torino?"

„Du sollst bei mir sein."

„Warum ich?"

„Du hast die hellsten Augen in Santa Croce!" lachte der Blinde.

„Das will ich meinen!"

„Du sollst damit für mich sehen — für dich und für mich. Und du sollst dafür Geld bekommen.

„Eh, Torino — so wollen wir gehen!"

Und Beppo erfaßte die Hand des Blinden und führte ihn.

Als sie unter die Zypressen gekommen waren, im Grase saßen und Ettore seine Hände ausstreckte, damit die milde Herbstsonne sie streichele, begann Beppo zu fragen: „Schläft Leonetta noch?"

„Nein, sie ist beichten."

„Beichten? Haha, was will sie denn beichten?“ fragte er; aber seine Zähne vergruben sich in seine roten Lippen; er erschrak und lachte nun nicht mehr.

Da zog ihn der Blinde ganz dicht zu sich heran und sprach leise mit ihm: „Beppino, weißt du, warum?“

Und Beppo fürchtete sich vor dem häßlichen Gesicht, das sich nicht deuten ließ. Er fragte: „Ich? Warum ich? Gehen die Frauen von Santa Croce nicht häufig zum Priester?“

Der Junge sah Torino aus den Winkeln seiner Augen an: „Ettore Torino, du könntest der glücklichste Mensch in den Felsbergen sein, meint Nina Zeni; denn du bist der reichste. Warum bist du nicht glücklich?“

Natürlich schwieg Torino; Beppo schwätzte zu dumm. Aber die ungeschickte Frage machte ihn doppelt nachdenklich. Sie fiel ihm auf das Herz wie Öl in die Flamme, denn er fühlte, daß Beppo heute ihm etwas verberge — natürlich das verbarg, was er aus dem Jungen gerade erforschen wollte.

„Weißt du, wo Leonetta gestern abend war?“ begann er wieder.

„Ich habe sie nicht gesehen.“

„Warum kommt der Deutsche nicht mehr?“

„Ich weiß nicht.“

„Du solltest es von Nina erfahren!“

„Ach, ich weiß es doch! Er sagt: du wolltest ihn nicht mehr. Du seist jetzt unduldsam und widerwillig geworden gegen alles, was um dich ist. Auch gegen Leonetta.“

„Sagte er das?"

„Natürlich, Ettore Torino."

„Hat er recht?"

„Es mag sein."

„Sagen die andern das auch?" forschte Torino.

„Was weiß ich? Ich frage nicht danach. Ich fahre Teresina und Leonetta spazieren. Was kann mich das andere kümmern? Und ich gehe mit Giulio Margiotta Geier jagen."

„Hast du den Deutschen und Leonetta Torino miteinander sprechen sehen? Ich will dir ein Silberstück geben, wenn du mir's verrätst. Und du mußt horchen, was sie zueinander sagen."

„Eh, Torino, ein Silberstück! Dafür will ich lauern wie eine Katze."

Torino hörte das heimliche Feuer, das aus diesen Worten brannte, und lächelte doch nicht.

„Beppino!"

„Was willst du?"

„Du mußt schweigen wie ein Grab."

„Natürlich!"

„Du mußt den Tag über bei mir sein und auch des Abends!"

„Und soll zugleich dem Deutschen auflauern?" lachte Beppo.

„Das kann Nina Zeni besorgen. Aber du mußt listig sein. Weißt du, daß Nina Zeni mein Weib haßt?"

„Ich weiß."

„Hat sie diesen Haß immer noch nicht vergessen?"

„Sie wird ihn nicht vergessen, solange —"

„Na, Beppino! Bist du auch falsch, wie die andern?"

„— bis Prisca dich nicht mehr lieb hat!" ergänzte sich Beppo.

Es war, als habe er Leonetta ins Herz gesehen, als habe er ihre närrischen, wirren Gedanken erraten. Oder — der Wunsch sprach aus ihm: Ettore möchte Leonetta nie mehr berühren. Sie hatte ihm gestern ins Ohr geflüstert: sie hasse dies häßliche Gesicht und könne diesen Mund nicht mehr ertragen.

Beppo richtete seine Blicke durchdringend auf das narbenbedeckte Gesicht, ob es traurig oder reuig würde, oder ob es ein Zeichen der Rührung zeige, wenn er ihm von der heimlichen, verzehrenden Liebe Priscas sprach.

Aber Ettore Torinos Antlitz blieb ein Rätsel.

Dann sagte er: „Was weißt du davon! Wir wollen einmal zu Nina Zeni zum Wein gehen! Dann will ich selber mit ihr reden."

„Jetzt?" fragte Beppo in freudiger Überraschung.

„Nein, morgen — in einigen Tagen — ich weiß nicht!"

„O, wie stolz wird Nina Zeni sein!"

31.

Es war die Zeit, in der die Sonne an den Hängen auslöschte: die Feigenbäume standen in goldenem Laube, und abends wehten die weißen Schleier der Nebel um die Füße der Berge.

„Ettore Torino," mahnte Beppo, „du wolltest wieder einmal zu Nina Zenis gutem Weine kommen. Signore Riccardo wartet auf dich. Sie warten alle auf dich — auch Prisca."

„Ich werde nicht zu Nina Zenis Wein gehen — jetzt noch nicht!"

Er lachte ein bitteres Lachen.

Darüber ärgerte sich Beppo: „Ettore Torino, meine Augen sollten für dich sehen. Nun sehen sie, und du bist dabei unerträglich geworden. Ich werde gar nicht mehr kommen. Hol' dir einen anderen! Warum soll ich mich von dir schelten und quälen lassen? Du bildest dir Dinge ein, die nicht sind, und wirst darüber ein siecher Mann, siech durch deine tollen Gedanken. Weißt du, was Teresina Margiotta sagt?"

„Na, was sagt sie?" drängte der Blinde ungeduldig.

„Sie sagt: du seist eifersüchtig." Beppo wartete auf die Wirkung seines Wortes.

„Schweig und rede, was ich dich frage!“ herrschte ihn der Blinde an.

„Siehst du, bist du nicht unerträglich?“

„Ich bin krank. Und die Nebel machen mich mürrisch,“ sagte Torino.

Da trat Leonetta in das Zimmer.

Beppino legte seinen Zeigefinger über die Lippen und redete zu ihr mit den Augen: „Wundere dich nicht in Worten über den Verdruß, den es zwischen mir und Torino gegeben hat. Halte an dich! Verrat' uns nicht! Es ist furchtbar, um diesen Blinden zu sein. Ich weiß das nun auch.“

Er reichte ihr einen Brief; sie nahm ihn, barg ihn an ihrer Brust und sagte laut:

„Guten Tag, Beppo Zeni. Du solltest wieder einmal mit Ettore weit fortfahren, damit er wieder froh wird.“

Torino sprang auf: „Weit fort? Auch über Nacht? Meinst du so, Leonetta?“

„Warum nicht?“

„Kommst du mit?“

„Ich möchte wohl — aber ich bin elend geworden, und wenn wir nebeneinander sitzen, so quälst du mich!“

„Leonetta!“

Der Blinde knirschte; es war, als wolle er sich an seinem jugendlichen Weibe vergreifen. Sie floh nach der Tür, um rasch entschlüpfen zu können. Damit reizte sie seinen Zorn um so stärker.

Das tat sie nun überhaupt oft — früher war sie heimlich davongegangen, um ihn zu schonen, wenn

Torino ärgerlich war. Weil er merkte, daß sie ihn zu meiden versuchte, so oft es anging, war er noch mißtrauischer; er verschloß die Türe ihres Zimmers, wenn sie darin war, damit sie nicht außerhalb des Hauses sein könne, während er mit Beppo in den Vignen sich erging.

Oft kam Teresina Margiotta, der Leonetta ihre Not geklagt hatte. Die überhäufte ihn dann mit Vorwürfen; Leonetta weinte laut dabei. Es gab einen heftigen Streit im Hause.

Ganz Santa Croce redete von Ettore Torino und Leonetta. Sie zogen alle die Achseln. Ettore sei ein Krüppel und sei blind — aber wenn er eifersüchtig sei, so werde er wohl Ursache dazu haben . . .

So sagten die Leute und machten deutsame Augen.

An diesem Morgen war Ettore Torino von einer unerklärlichen Unruhe.

„Willst du schon wieder fort?“ fragte er Leonetta.

„Schon wieder?“ höhnte sie. „Ja und diesmal geh ich. Es ist tausenderlei einzukaufen.“

„Du kannst eins der Mädchen schicken.“

„Nein. Ich geh selbst.“

Beppino setzte sich, nachdem er ihr noch einen langen Blick zugeworfen hatte, Ettore gegenüber. Er begann vorzulesen. Torino hörte kaum hin. Seine Hände glitten ruhelos über seine Kleider, glitten über sein Haar.

„Komm, Beppino, wir wollen hinaus!“ sagte er nach einer Weile und seufzte tief.

„Es wird regnen.“ Beppo trat ans Fenster. „Die Nebel hängen schon um die Berge.“

„Wir gehen in den Gassen.“

Dann erfaßte der Blinde Beppos Hand und ließ sich geleiten.

Vor Nina Zenis Hause sah Beppo, wie Leonetta dem Deutschen zum Gruße die Hand reichte.

„Ah, Signora Torino!“ sagte Krauß. „Sind Sie entwischt, Sie armes, gefangenes Vöglein? Ich will ein Stück mit Ihnen gehen — lassen Sie mich noch diesen Morgen bei Ihnen sein.“

„Wovon reden Sie, Signore Riccardo?“ fragte Leonetta erstaunt. Was sollten diese Worte Riccardos bedeuten?

„Ich werde Santa Croce bald verlassen,“ erklärte er.

„Wohin reisen Sie?“

„Nach Rom. Ich sehne mich nun doch fort aus dieser Stille. Sie muß mich endlich loslassen, damit ich die alte Freiheit meines Geistes wiedererlange. Ich werde in Rom an meinem großen Werke arbeiten. Ich muß, denn das, was ich besitze, reicht kaum noch einen Monat zum Leben in der Kapitale.“

Er sprach leiser und schaute empor, ob Teresina Margiotta am Fenster sei und lausche.

Sie war nicht dort. Es war niemand in der Nähe. Da trat er in den Flur des Hauses und zog Leonetta nach.

Sie sah ihn mit ihren kindlichen Augen an und wußte nicht, wie ihr geschah ...

„Wie traurig diese Augen nun geworden sind, Leonetta,“ sagte er. Aber er stockte. Er schaute zu Boden und tastete nach Leonettas Händen. Sie ließ

es wortlos geschehen. Das Benehmen des Mannes war heute sonderbar. Was sollte dies alles? Es schien, er habe ein Geheimnis, von dem er sein Herz in letzter Stunde lösen wolle. Seine Hände zitterten.

„Was ist Ihnen, Signore Riccardo?" fragte Leonetta, weil Krauß vergeblich nach einem Worte zu suchen schien.

„Werden Sie an mich denken, wenn ich weit von hier bin?" fragte Krauß. „Und darf ich einmal bei Frau Teresina anfragen, ob es Ihnen wohl geht? Ich fürchte, das Schlimmste ist für Sie noch nicht durchlebt!"

Leonetta sah ihn an und wunderte sich der Sorge des fremden Mannes, der ihr nie so nahe gestanden und den sie immer für schrecklich klug gehalten hatte.

„O, Madonna, wie ich leide!"

„Mir ist, ich müßte Ihnen helfen: Fern von hier könnten Ihre Augen wieder leuchtend werden."

„O, Signore, das wird nie, nie mehr geschehen!" sagte sie traurig.

„Leben Sie wohl, Leonetta — oder lassen Sie mich noch eine Weile bei Ihnen sein, kommen Sie!"

Sie gingen nebeneinander die Gasse hinab. „Wann reisen Sie?"

„Morgen. Vielleicht auch heute — wahrscheinlich sogar. Ich habe eben doch hier nicht gefunden, was ich suchte." Er sah sie mit verlangenden Augen an: „Wenn etwas ist, das mich veranlassen könnte, zu bleiben, so sind Sie es."

„Ich? Ich?" fragte sie befremdet.

Da bogen sie auf die Piazzetta hinaus. Und schon

standen sie vor Ettore Torino und Beppo — so dicht, daß der Blinde die Stimme Leonettas erkannt hatte.

„Ah, Leonetta! Wer ist bei dir?“ rief sie Ettore an.

„Krauß,“ antwortete der Deutsche. „Ich nehme Abschied von ihr. Ich bin gerade auf dem Wege zu dir, Ettore, um auch dir Lebewohl zu sagen.“

„Wohin gehst du?“

„Nach Rom.“

„Für immer?“

„Vielleicht. Die Wege eines Künstlers sind wunderbar.“

Leonetta reichte ihm nochmals die Hand: „Leben Sie wohl, Signore Riccardo!“ sagte sie förmlich. Aber ihre Stimme zitterte; sie dachte, daß er gesagt habe: das Schlimmste sei noch nicht gelebt!

Ettore Torino entging die Ruhelosigkeit nicht, mit der sie sich verabschiedete. Er hängte sich mit erzwungener Freundlichkeit in den Arm Richards.

„Komm,“ rief Krauß, „zu einem Scheidetrunk!“

„Und du sollst mir sagen, wie das alles so rasch gekommen ist!“ sagte Torino.

Sie schlugen den Weg nach Nina Zenis Schenke ein.

„Wir wollen lange beieinander sein — den ganzen Tag,“ meinte Krauß; „denn vor Abend reise ich nicht; ich benutze den schnellen Nachtzug.“

Er sagte das alles unsicher, es war als fänden seine Worte sich nicht zurecht — als wäre sein Herz Leonetta nachgegangen.

Bald setzten sie sich zu Nina Zenis rotem Wein.

Frau Nina haderte mit dem Geschick, das ihr nun

auch ihren treuen Riccardo entreiße. O, es sei zu grausam, daß er die einsame Nina allein mit ihrem Kummer lassen wolle!

„Du bist nicht einsam, Nina Zeni. Hast du nicht deine Augen und hast du nicht Prisca?" sagte der Blinde wehmütig.

„O, Ettore Torino, — Prisca? Es ist, als habe Prisca die Sprache verloren, seit jener Nacht. Ja. Nun ist's gesagt: seit jener Nacht!"

„Wo ist Prisca Zeni?" fragte Ettore.

„Wo soll sie sein? In ihrer Kammer."

Frau Nina sah ihn erstaunt an. Warum fragte er heute nach Prisca? Warum hatte er schon oftmals mit Beppo von ihr geredet? Er umfaßte sein Glas und sann lange schweigsam vor sich hin, während Krauß und die Nonna schon wieder im Gespräch sich befanden. Ihre Worte glitten an Torinos stillem Denken vorüber.

Plötzlich erhob sich der Blinde und sagte:

„Nina Zeni, führe mich zu Prisca!"

Er reichte Nina die Hand und ließ sich geleiten. Sie öffnete die Tür.

„Ich möchte mit Prisca reden, ganz allein," sagte er und drückte die Tür hinter sich zu.

Nun stand er mitten in der Kammer und hob suchend die toten Augen und streckte seine Arme aus.

„Prisca, wo bist du?"

Sie ging ihm entgegen und faßte seine Hand.

„Warum zitterst du, Prisca? Fürchtest du dich, weil ich nun häßlich bin?"

„O nein," sagte sie. „Ich wußte nicht, daß ich

zittere. Es wird sein, weil ich dich nicht erwartete, oder — weil ich dachte, daß ich nie mehr mit dir reden würde."

Sie führte ihn zu dem kleinen Tisch am Fenster, rückte ihm einen Schemel hin und setzte sich ihm gegenüber. Er legte die Arme auf den Tisch und suchte ihre Hände. „Gib sie mir!" bat er.

Dann war eine lange, tiefe Stille um sie, so tief, daß sie den Schlag ihrer Herzen hörten.

„Prisca, geh hinaus und sage: Nina Zeni soll zum Abschied Asti bringen, süßen Asti — Weißt du noch, Prisca?"

„Ja!" nickte sie und rief hinaus, was ihr Ettore gesagt hatte. Als sie zurückkam, saß er und hatte sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

„Prisca," begann er, „hat Leonetta mit dir geredet?"

„Wann?"

„In den letzten Tagen?"

„Nein. Seit sie dein Weib ist, hab' ich sie kaum aus der Ferne gesehen."

„Prisca, warum bist du nie zu ihr gekommen?"

„Möchtest du, daß die Leute über mich lachen? Ich habe Leonetta gemieden."

„Hast du auch mich verabscheut, weil ich nun elend und häßlich geworden bin?"

„O Ettore Torino, wie kannst du so reden?"

„Aber du mußt mich doch hassen?"

„Warum sollte ich?"

„Hast du denn alles vergessen, was ich dir getan habe?"

„Du dachtest: du gingest deinem Glücke nach. Und weil du irr gegangen bist — weil du deinem Herzen folgtest, soll ich dich hassen?"

„O, Prisca, wenn jene Nacht auszulöschen wäre in meinem Leben — ich gäbe meine rechte Hand noch dafür und bin doch schon elend genug."

Er sank vor ihr nieder und barg sein Gesicht in ihrem Schoße. „Lege deine Hand auf meine Stirne," bat er.

„Nein, Ettore Torino."

„Nein!" wiederholte er dumpf — „so haßt du mich dennoch . . ."

„Nein, Ettore Torino, — ich darf nicht," sagte sie still.

„Es ist recht — du darfst nicht. Aber, Prisca — wenn alles anders würde —"

Der Blinde atmete tief — er redete laut und lauter — in der Küche mußten sie jedes seiner Worte vernehmen. „Prisca, wenn ich nicht sterben könnte, ohne daß deine Hände und dein Mund mir sagten: ‚Ich habe dir alles verziehen!' Würdest du nicht kommen und mich erlösen?"

Prisca war aufgesprungen und sah mit entsetzten Augen die Türe sich öffnen. Des unglückseligen Mannes tiefes Leid lastete wie Berge auf ihr. Er hatte so plötzlich vor ihr gestanden und seine leidmüden Hände nach ihr ausgestreckt — was sollte sie ihm nun sagen? Sie war ohne Rat.

Richard Krauß trat in die Kammer. Eine Ahnung mochte ihn getrieben haben, daß sie seine Hilfe brauche.

Er verstand Priscas Blicke, hob Ettore Torino auf und führte ihn in die Schenke.

„Komm," sagte er, als habe er kein Wort verstanden, „komm, es ist die letzte Stunde — wir werden uns lange nicht mehr sprechen, Ettore. Die letzte Stunde sei eine fröhliche Stunde des Glückes!"

Wie sich die Türe hinter den Männern schloß, sank Prisca an ihrem Stuhle nieder und barg weinend ihr Gesicht in ihren Händen.

Der schäumende Asti perlte draußen in die Gläser, Krauß scheuchte in übermütiger Heiterkeit die Schatten, die über dieses letzte Zusammensein sich legen wollten. Er sprach von seinen Plänen und wie er bei den Hirten der winterroten Campagna leben wolle und wie er einst reich sein werde an Geld und Ruhm. Sein ganzes großsprecherisches Wesen trat noch einmal unverhüllt zutage. Die Zukunft lag wieder in rosigem Lichte vor ihm. Er tat ein blitzendes Dolchmesser aus der Scheide. Ettore Torino betastete den Griff und die Klinge. Und Beppinos Augen blitzten den blanken Stahl an, in dem sein entzücktes Gesicht sich spiegelte. Auf der Klinge stand nach uraltem Brauche der Spruch: la tua ferita sia mortale! Dein Stich sei tödlich!

„Was kostet der?" fragte der Junge und griff in die Tasche. Er warf einen Blick auf die Nonna, ob sie ihm dazu verhelfen wolle.

Aber Frau Nina verschloß sich diesmal hartnäckig.

Da schlug Ettore Torino ein Goldstück auf den Tisch: „Da, Riccardo! Laß mir den Dolch!" Er bezahlte mit dem dreifachen Werte. „Was soll er dir —

und unter den Räubern der Campagna! Ich will ihn behalten zu deinem Gedächtnis, Riccardo! Und du sollst den Revolver noch dazu haben, weißt du, jenen, mit dem wir einst das Echo in den Schlünden wachgeschossen haben."

Krauß sah das Goldstück auf dem Tische liegen und dachte an die Schlankheit seiner Börse. Das Geld konnte ihm bessere Dienste leisten als der leichtsinnig erstandene Dolch.

„So nimm ihn und vergiß mich nicht!"

Dann ließ er sein Glas an das Ettore Torinos klingen.

Auch Beppo hob das seine und schlug es — wie in süßem Rausche — dagegen.

Da barst das Glas, die Scherben klirrten auf den Tisch. Die Nonna erschrak: es war ihr, als wär' ihr das Herz zersprungen. „Du sollst nicht mehr trinken, Beppino!" mahnte sie sorglich.

Beppo machte trotzige Augen.

„Eh, Beppo!" besann sich Krauß. Er hatte einen Auftrag für ihn. „Komm her." Der schäumende süße Wein von Asti hatte seine Wirkung getan. Und Krauß gebot übermütig: „Um vier Uhr soll der Knecht die weißen Muli anschirren und soll bei dem Kastell der Karabinieri warten. Hörst du? Lauf in die Fabrik und sag ihm das!"

„Was sagt Ettore Torino dazu? Dürfen Sie so über ein fremdes Gespann verfügen, Signore Riccardo?"

„Er wird mir diesen letzten Freundschaftsdienst erweisen."

Ettore Torino hieß ihn den Wagen bestellen.

Auch der Nonna fiel ein, daß Beppo ihr allerhand herzutragen könne, wenn er einmal unterwegs sei. Sie gab ihm Geld und hatte reichlich viele Wünsche — gerade jetzt, da Beppo so wacker den schäumenden Asti trinken half!

Und Nina Zeni erhielt alsbald die Befehle Riccardos.

„Teure Ninuccia," sagte er mit der Liebenswürdigkeit, in die ihn Scheidestimmung und Asti versetzt hatten, „teure Ninuccia, geht und sammelt die Dinge, die mir gehören, und werft sie in den Koffer."

Da dachte Nina wehmütig an die letzte Arbeit für ihn. Sie war sehr traurig, die gute, dicke Ninetta. Und sie litt es, daß Krauß ihre runde Fülle im Überschwang der Gefühle noch einmal an sein Herz zog. „So nimmt alles ein Ende, Ninuccia! Du weißt nicht, was das heißt, du Treue, Liebe! Aber — wer kann dem großen Drange widerstehen? Wisse, es ist ein Köstliches für einen Künstler, das Werk seines Lebens vollendet in sich zu tragen —"

Krauß blickte dabei mit Schelmenblicken auf Ettore Torino, ob er lache.

Aber an ihm verlor sich der tolle Rausch der Stunde vorüber. Ettore Torino hatte sein Glas mit beiden Händen umspannt, und wenn seine Augen nicht tot gewesen wären, so hätte er in verlornem Sinnen vor sich auf den nassen Tisch gestarrt.

Ninetta stand in seinen Anblick versunken. Was wollte das mit ihm werden? Die Tränen rannen ihr in den Augen zusammen.

Da hieß Krauß die Nonna sich eilen und schlug Ettore auf die Schulter: „Quälst du dich wieder, Ettore?"

„Nein," sagte der mit erzwungener Gleichgültigkeit, „ich dachte nur, Beppo hätte den Revolver gleich mitbringen können — nein, nicht; denn er ist ja eingeschlossen. So will ich selbst gehen und ihn holen!"

„Du?" wunderte sich Krauß.

„Warum nicht? Denkst du, ich finde mich nicht die gerade Gasse empor?"

„Du sollst bei mir bleiben — es ist die letzte Stunde, Ettore. Wir wollen fröhlich sein!"

Er schenkte ein und suchte den Blinden zu zerstreuen, der wieder in jenes unselige Sinnen versunken zu sein schien, mit dem er seine Tage sich verquälte.

Torino argwöhnte: „Wo bleibt Beppo? Warum kommt er nicht? Seine flinken Füße müßten ihn schon zehnmal um Santa Croce getragen haben. Und Leonetta? Sie weiß, daß wir hier sind, den Abschied zu feiern. Warum läßt sie sich nicht sehen?" Aber er sprach all diese Gedanken nicht aus; desto stärker beunruhigten sie ihn.

Auch Nina Zeni hatte schon mehrmals nach Beppo ausgeschaut. Sie hatte ihn doch zur Eile getrieben; denn Signore Riccardo hatte am Vormittage von einem Mittagsmahle geredet, das sie bereiten sollte. Und es war nichts im Hause. Wo nur der Junge blieb?

Nach einer Weile forderte Krauß die Nonna auf, an die Zurichtung des Mahles zu denken.

Aber Torino wehrte ab — es sei noch zu früh, sagte er zerstreut.

„Zu früh?“ fragte Krauß verwundert. „So wollen wir warten bis drei Uhr.“

„Meinetwegen,“ antwortet Torino gleichgültig. „Bis drei Uhr.“

Es war Mittag vorbei. Die Mädchen kehrten aus der Fabrik nach Hause.

Es ward ein Uhr: sie gingen singend mit verschränkten Armen zurück zur Arbeit.

Beppino Zeni kam nicht zurück.

Als die Gasse wieder still geworden war, rief die Nonna herein, daß sie allein doch nicht ganz zurecht käme, Signore Riccardo möge ihr wenigstens noch einige Weisungen geben. Da erhob sich Ettore.

„Was soll geschehen?“ fragte Krauß.

„Ich will nach Hause — für eine Stunde; ich bin müde vom Wein, und ich muß dir den Revolver bringen. Zum Mahle bin ich wieder zurück.“

„So will ich mit dir gehen.“

Ettore Torino ärgerte sich über die Hilflosigkeit, die man ihm andichtete. Er trotzte und bestand darauf, daß er allein gehe.

Krauß leitete ihn über die Stiege aus dem Hause und stand der Nonna in ihrer Ratlosigkeit beim Packen des Koffers bei.

32.

Ettore Torino ging nicht wie ein Blinder die Felsengasse zu Berge: sein Schritt war sicher und hastig, als hätte er seinen Gedanken nachzueilen, die ruhelos vorausgeflogen waren.

Als er in die Nähe der Fabrik kam, ging er ganz leise und schritt dicht an der Mauer — wie einer, der sich verbergen will. Und als er ins Haus trat, streifte er die Schuhe ab und stieg lautlos die Treppe empor.

Nun stand er vor Leonettas Zimmer und horchte.

Es war ganz still.

Da riß er die Tür auf. Leonetta saß am Tisch und schrieb. Er hörte Papier knittern.

„Leonetta," sagte er vorwurfsvoll und suchte seiner Erregung Herr zu werden. Seinen Ohren entging kein Laut.

„Was willst du?" fragte sie.

„Warum bist du nicht gekommen? Wir warteten auf dich?"

„Ich wußte es nicht. Es hat mir niemand ein Wort davon gesagt, daß ich euch Gesellschaft leisten sollte. Und wie hätte ich mich in das Haus der Nina Zeni drängen können?"

„Du wußtest doch, daß der Deutsche für immer fortgeht.“

„Ich erfuhr es eine Minute früher als du. Nun hab' ich lange auf dich gewartet. Das Essen steht bereit.“

„Ich will nicht essen. Wir trinken Abschied, und es ist Essen bei der Nina bestellt — für drei Uhr.“

Leonetta entging das wunderliche Spiel seiner Züge nicht.

„Was ist dir, Ettore? Du bist erregt und verbirgst mir etwas. Hat es einen Streit gegeben?“

Er zog sie an sich, wie um sie zu liebkosen. Da vernahm er wieder das Knittern des Papieres unter dem Kleid auf ihrer Brust, das sie dort verborgen hatte. Er preßte sie an sich, er umschloß sie mit seinem Arme, fest, fest, so daß sie sich wehrte. Wieder knisterte das verräterische Papier! Da riß er ihr das Kleid auf. Sie rangen miteinander, aber er entwand ihr das Blatt.

„Ettore!“ bat sie in wildem Schmerz.

Er hielt sie mit beiden Armen.

„Warum fürchtest du dich, Leonetta?“

„Gib mir den Zettel — es ist nichts! Ich schrieb ihn in einer unseligen Stunde. Hörst du nicht, daß ich dir alles gestehe? Hast du nicht genug daran?“

„An wen schriebst du?“

„An keinen. Ich schrieb für mich — vielleicht an meine Mutter!“

„Warum schriebst du denn, Leonetta?“

„Weil ich — ich weiß nicht. Ich dachte, mein Herz müsse mir davon leichter werden ...“

Seine Hände umschlossen ihre Arme immer fester.

„Laß mich los, Ettore! Du tust mir weh!“

Er zog sie gegen die Tür und rief hinaus: „Paolo! Paolo!“

Der Gerufene kam und sah die Angst in Leonettas Gesicht.

„Paolo, hilf mir!“ flehte sie. „Er mißhandelt mich! Er wird mich schlagen! So hilf mir doch, Paolo!“

Da reichte Ettore dem Bruder den Brief. „Tritt dorthin an das Fenster, Paolo, und lies!“ gebot er dem Bruder.

Paolo trat an das Fenster, überflog die Zeilen und erbleichte.

„Was ist das?“ rang es sich über seine Lippen.

„Paolo, lies nicht! Ich beschwöre dich! Er weiß ja alles!“ flehte Leonetta.

„Lies, Paolo!“ befahl Ettore Torino mit einer Stimme, vor der Leonetta erschauerte. Sie brach in den Armen des Blinden zusammen.

Und Paolo las, las laut und mit wachsender Angst:

„Mein Schatz, Du Freude meines Lebens! Es ist nicht möglich, Dir die Qualen zu beschreiben, die Du mir bereitest, weil ich Dich nicht mehr sehen kann. Ettore Torino sieht mit seinen gestorbenen Augen wie ein Geier und bewacht Dich eifersüchtig. Ich ahne es, ich weiß es. Aber dennoch flehe ich Dich an mit gefalteten Händen: mache dieser unerträglichen Sehnsucht meines Herzens ein Ende! Es ist mir unmöglich, ohne Dich zu leben! Ich sterbe

in dem Verlangen nach Deinem süßen Munde. O Grausame, warum findest Du keinen Weg aus der Haft, in der Dich der Blinde hält? Komm, sei heute wieder bei den Zypressen, wie einst in der anderen, besseren Zeit. O, wäre Torino damals doch gestorben! O, hätten ihn die Flammen gefressen, statt des armen Giovanni! Wenn er Dich aber auch heute bewacht wie ein Adler seine Beute, so gib mir wenigstens ein Zeichen mit dem Taschentuch — ich bin bei einbrechender Nacht am Hange — und mache glücklich

Deinen vor Sehnsucht sterbenden Freund."

So las Paolo.

Leonetta lag mit geschlossenen Augen schweratmend zu Ettores Füßen.

„Paolo," sagte der Blinde, „hast du alles gelesen? Lasest du von beiden Blättern? Verschweige mir nichts ..."

„Nein, ich bin noch nicht zu Ende," antwortete der Bruder. „Da ist noch das andere Blatt. Das trägt die Handschrift deines Weibes ..."

„So lies auch das."

Der Blinde lehnte sich an den Tisch. Er hielt sich mit beiden Händen und kehrte sein Gesicht jener Stelle zu, an der Leonetta niedergesunken war.

Und Paolo las:

„Idolo mio! O, wie ist mein Herz froh geworden an der süßen Rede Deines Mundes! Hab' Dank für Deine Sehnsucht! Ich will und ich kann das Leid nicht mehr tragen ..."

Paolo schwieg.

„Nun, Paolo?“

„Hier bricht der Brief ab,“ sagte er. „Was soll geschehen?“

„Ich will mich besinnen!“ knirschte Ettore Torino. „Laß mich allein, Bruder, denn ich muß mit Leonetta reden. Es wird alles Trug sein, alles müßiges Spiel! Komm zu mir, Paolo, höre mich! Gib mir deine Hand und gelobe mir, daß du schweigen willst über alles, was du jetzt erfahren hast — schweigen, nur eine Stunde oder zwei — schweigen, bis ich dich rufe und bis alles klar geworden ist zwischen mir und ihr.“

Paolo versprach's und ging hinaus.

Die Uhr auf der Felsenkirche schlug zwei.

Die Zeit flog. Ettore stand regungslos, stand mit fliegendem Atem an den Tisch gelehnt. Er lauschte auf jede Bewegung Leonettas.

Da richtete sich Leonetta ein wenig auf, kroch mit gehobenen Armen zu dem Blinden und umschlang seine Knie: „O, Ettore Torino, was hast du getan?“

„Leonetta Margiotta,“ sagte er fremd und bitter, „was hast du getan? Willst du mir gestehen, wer jenen Brief an dich schrieb und wem du in so heißen Worten zu erwidern gedachtest?“

„Ich will alles sagen,“ schluchzte sie, und ein Lachen der Verzweiflung klang hindurch. „Hörst du nicht, geliebter Mann, daß ich lachen muß, lachen über die Torheit eines Jungen, den du ernst nimmst? Es ist Beppo, ist Beppo Zeni! O, Ettore, vergib mir! Ist er nicht der Freund meiner Kindheit? Ist er nicht

wie ein Bruder zu mir, dem Giulio Margiotta Vater geworden ist — ihm, der nie die süßen Worte „Vater" und „Mutter" sagen durfte?"

Sie ließ seine Knie nicht los. Aber er wandte ihr sein Gesicht nicht zu, das in furchtbarer Ruhe und unsäglicher Häßlichkeit gegen einen Winkel des Zimmers gerichtet blieb.

Laut weinend preßte sie nun ihr Antlitz gegen seine Füße. Ihr Haar hatte sich gelöst und fiel ihr wie einer Büßerin über den Rücken. Sie beschwor ihn: „O, Ettore, habe ich das Furchtbare nicht schweigend getragen, das über mich gekommen ist? Ich wollte zusammenbrechen und blieb standhaft — deinetwegen. Aber Beppos erwachende Sinne bedrängten mich. Ich habe ihn verlacht: das Feuer seines Herzens brannte um so heißer. Ich habe ihm den Tod geschworen: die Drohung machte mich ihm nur begehrlicher und sein Rausch ward Wahnsinn. Da hab' ich mich küssen lassen, küssen lassen von dem dummen, verliebten Beppino! Ich hoffte: nun sei ich ihn los für immer. O, ich habe gefehlt, Ettore Torino! Aber ich habe heute morgen gebeichtet; die Himmlischen haben mir vergeben. Und du könntest hart sein wie Felsen?"

Aber der Blinde fand kein Wort.

Er stand wie ein Bild aus Stein, kalt, starr, narbig — als wäre er aus der Erde gestiegen.

Vom Turme des Felsenkirchleins klang die dritte Stunde.

Da faßte Ettore Torino sein junges Weib an der Schulter und zog es empor. Leonetta umschlang ihn

mit ihren Armen. Er löste die Arme und führte sie in das anstoßende Zimmer — das war jenes, in dem einst das Maskenkleid des Zigeuners von Beppino entdeckt worden war, jenes, in das der Junge eingestiegen war, um für sie den Fetzen rote Seide zu stehlen. Er schloß die Türe hinter ihr und drehte den Schlüssel um.

Leonetta stand nun am Fenster, das von den Ranken des Weins und den goldenen Blättern fast umsponnen war. Sie preßte das Tuch vor ihren Mund, um das Schluchzen zu ersticken.

Unten im Hofe zog der Knecht die weißen Maultiere aus dem Stalle. Halb vergessen fragte sie hinab: „Wohin, Ernesto?"

„O," rief der, „weit — zur Station! Den Deutschen fahren!"

„Wann?"

„Um vier Uhr!"

„Von wo aus?"

„Vom Kastell!"

Dann warf sie sich auf das Lager und lauschte angstvoll den hastigen Schritten des Blinden nebenan.

Sie sprang wieder empor und schlug an die Türe. „Warum schließt du mich ein, Ettore? Öffne! Öffne!" bat sie mit halblautem, klagendem Ruf; denn sie fürchtete das ganze Haus in Aufruhr zu bringen.

Da hörte sie an die Flurtür klopfen und bald darauf im anstoßenden Zimmer die Stimme Beppinos: „Eh, Ettore Torino! Es ist drei Uhr! Signore Riccardo wartet ungeduldig. Wo ist deine Frau? Du sollst sie mit zum Abschiedsmahle bringen!"

„Dio Cristo," fluchte Torino und faßte den Jungen vor der Brust.

„Madonna mia, was willst du von mir?"

„Kennst du das?"

Torino hielt ihm den Brief vor die Augen.

Der Brief sank zu Boden. Der Dolch blitzte in des Blinden Faust ... Und schon fuhr der gezückte kalte Stahl herab und fuhr Beppo Zeni in das Herz, mitten ins Herz.

Ein kurzer, wilder Schrei.

Beppo Zeni war tot.

Und Ettore Torino schleuderte den blutigen Dolch entsetzt von sich.

Leonetta war, als sähe sie das Furchtbare, was hinter der Wand in diesem Augenblick sich ereignet hatte. Sie stürzte zur Tür, sie flehte, daß Torino öffne. Eine wahnsinnige Angst überkam sie. Sie riß die Ranken vor dem Fenster auseinander und wollte nach dem Knechte rufen.

Aber der Wagen war schon fort.

Da schwang sie sich hinaus, glitt im Weingerank hernieder und floh — keine Macht der Erde sollte sie je zurückbringen in diese qualvolle Gemeinschaft!

Ohne daß sie wußte, was sie beginne, floh sie mit fliegendem Haar die Straße hinab, auf der vor wenigen Minuten die Vettura gerollt war. Noch wirbelte der Staub in der Luft, den die Räder und Hufe aufgeworfen hatten.

Sie gelangte an das Kastell der Carabinieri. Dort, dort trabten die weißen Muli!

„Ernesto! Ernesto!“ schrie sie. Sie warf die Arme; der Wagen, der Richard Krauß aus Santa Croce führte, hielt; sie sprang hinein: „Alle Heiligen, Ernesto, fahre, fahr' was du kannst!“

Krauß starrte sie an.

„Um Gott, Leonetta, was ist geschehen? Reden Sie!“

Da warf sie sich an seine Brust: „Signore,“ schrie sie, und ihre Finger vergruben sich in den Rock des Deutschen — es war als wäre der Tod hinter ihr drein — „Signore, ich glaube, er hat Beppo Zeni erstochen!“

„Erstochen? Erstochen?“

Die Vettura flog die holprige Bergstraße hernieder. In eine Wolke weißen Staubes gehüllt rollte sie in die Ebene.

Und Leonetta kniete vor Krauß: „Signore, bei allen Heiligen, ich gehe nicht zurück! Niemals! Er wird auch mich töten!“

„Was soll geschehen?“

„Fort! Fort!“ drängte Leonetta. „Verfolgen sie uns? Wohin?“

„Mit mir nach Rom?“

Da sah sie starr in seine Augen: „Ja,“ sagte sie, „nach Rom!“

Der leichte Wagen schoß über die steinichte Straße wie ein Ball.

Leonetta schmiegte sich an Krauß gleich einem Vogel, hinter dem der Falke gewesen ist. Der Wagen ratterte — er litt kaum, daß sie noch ein Wort wechselten.

Mählich ward es dämmerig. Die Lichter der Bahnstelle standen schon in der Ferne.

Da richtete Leonetta sich auf und bog sich über die Lehne des Bockes: „Ernesto!“ schrie sie, „sage Teresina Margiotta, ich sei geflohen vor dem — — Mörder. Ja, Mörder! Sag' ihnen so! Wenn er Beppo Zeni nicht erstochen hat, so wird er mich erstechen, mich! Verschweige nichts! Und den Leuten von Santa Croce sag' auch: Leonetta Margiotta — jawohl, so heiß' ich wieder! — Leonetta Margiotta hat diesen Elenden verflucht! Sie hat ausgespieen, wenn sie daran war, seinen Namen zu nennen. So ekelte sie dieser Name. Und Leonetta Margiotta ist geflohen — sie ist nach Rom!“

Sie sank auf den Sitz zurück und vermochte mit ihren bebenden Händen kaum die Flut des Haares zu halten, das sie notdürftig ordnete. Sie warf das Spitzentuch darüber.

Es war Nacht geworden.

Da hielt die Vettura vor der Station.

Fünf Minuten später rollte der Eilzug aus der Halle. Er führte Leonetta Torino und Richard Krauß nach Rom.

33.

Eine Weile, nachdem Beppo Zeni in die Blutlache gesunken war, stand Ettore Torino noch regungslos.

Ein stumpfes Sinnen überkam ihn; und wie es ihm klar ward, daß kein Hauch aus Beppos Munde gehe, sank er neben dem Toten in die Knie.

Er streckte seine Hand aus, ihn zu betasten; aber er zog sie furchtsam wieder zurück.

Dann ging er hinaus, schloß die Türe, steckte den Schlüssel zu sich und stieg die Treppen hinab.

Er rief nach seinem Bruder Paolo.

Der kam.

„Paolo, komm, führe mich, — geh' ein Stück mit mir!"

Sie traten hinaus. „Wohin willst du?

„Auf die Straße nach dem Kastell zu," antwortete Ettore. Die steinerne Ruhe lag wieder auf seinem Gesichte.

Sie kamen zu dem Kastell bei der Porta furba, in dem die Carabinieri lagen.

„Führe mich hinein, Paolo."

„Was willst du denn bei den Carabinieri?" wunderte sich Paolo.

„Ich muß mit dem Führer reden, — nur auf ein Wort, Paolo!"

Nun standen die Brüder dem Polizeisergeanten gegenüber.

„Warum kommen Sie, Signore Torino?" fragte der.

„Ihnen zu sagen, daß ich Beppo Zeni erstochen habe, den Teufel, der mich um Glück und Ehre bestohlen hat."

„Alle Heiligen," schrie Paolo, „was redest du? Glaubt ihm nicht, Herr — er spricht im Fieber oder im Wahnsinn! Ihr wißt ja, mein Bruder ist seit dem großen Unglücke sehr krank."

„Ich habe ihn getötet!" wiederholte Ettore Torino kalt. Sein Antlitz war wieder Stein geworden. „Hier ist der Schlüssel zu dem Zimmer, in dem der Tote liegt. Geht und seht! Aber zuvor nehmt mich gefangen."

Auf einen Ruf des Sergeanten traten die Carabinieri ein. Paolo drang in sie und suchte sie von dem Wahnsinne des Bruders zu überzeugen. Aber sie nahmen den Blinden in ihre Mitte und schritten langsam gegen die Zederwasserfabrik.

Da fanden sie Beppo Zeni in seinem Blute.

Viel Volk versammelte sich im Hofe.

„Was ist geschehen?"

„Was wollen die Carabinieri im Hause?"

„Ettore Torino hat den Verstand verloren."

„Aber die Polizei?"

„Wer weiß es!"

„Beppo Zeni soll erstochen sein!"

„Alle Heiligen! Wer hätte das getan? Beppo Zeni?"

Da führten die Carabinieri Ettore Torino heraus, und er schritt in Fesseln.

Eine Bahre wurde gebracht. Der Gemordete ward mit einem scharlachroten Tuche bedeckt und die Felsengasse herabgetragen.

Das Volk ging betend hinterdrein.

Ein Alter, der Filippo, dem sie in den Bergen vor Jahren die Kugel in das Knie geschossen hatten, war dem stillen Zuge schon voraufgelaufen. Wenn die Nebel um die Höhen brauten und Sturm und Regen um die Gipfel flogen, ging Filippo lahm und forderte Almosen von den Leuten. Heute lief er, als trüg' er kein Blei im Knie und keine fünfundsechzig Jahre auf dem Rücken.

„Bist du da, Nina Zeni?" schrie er die Berggasse hernieder, als er des Schildes am Schenkhause ansichtig wurde.

Die Nonna hastete gerade mit geängstigtem Herzen zur Tür, um das Haus zu verschließen. Die Schatten der sinkenden Nacht krochen heute um Nina Zeni wie Gespenster. Dunkle Ahnungen ängstigten sie. Sie war allein im Hause; denn Prisca war bald nach dem Abschiede des Deutschen nach San Tomaso gegangen.

„Bist du da, Nina Zeni?" Filippo stand auf der Stiege und hielt mit der einen Hand den Türpfosten umfaßt. Die Nonna starrte den Alten an. Seine Lippen zitterten.

„Heilige Mutter Gottes, was machst du für Augen, Filippo? Bist du dem Tode begegnet?"

„Es war grausig, Mutter Zeni," stotterte der Mann und sank auf einen Stuhl in der Küche. „An der Polsterbank hat er gelegen — in seinem Blute."

„Um aller Heiligen willen, wer?"

„Beppino! Erdolcht! Von Ettore Torino!"

Da gruben sich die Hände der Nonna in ihr Haar. Ihr qualvoller Schrei zerriß die Luft: „Filippo! Das Messer!! An dieser Stelle hat er's heute wie ein Kreuz in den Händen gehalten und hat lachend sein schönes, junges Gesicht in dem blanken Stahle gesehen. Verfluchter Mörder!"

Frauen liefen aus den Gassen vor die Türe der Schenke; denn der Schrei der Verzweiflung hatte sie aus ihren Häusern gelockt. Sie redeten durcheinander und erfuhren, was geschehen war.

„Seht, seht, sie kommen schon!" rief die eine.

„Nina Zeni sank vor der Stiege des Hauses nieder und kauerte in angstvollem Erwarten.

Der Zug mit der Bahre bewegte sich die Gasse herab.

Nina rutschte zur Seite.

Sie schritten über die Stiegen ins Haus.

Es war Nacht geworden.

Auf dem Flur setzten sie die Bahre in den roten Schein des Herdfeuers, das aus der Küche herausfiel.

Einige Frauen traten mit gefalteten Händen zu der Leiche und murmelten Gebete.

Da richtete sich Nina Zeni empor, ganz langsam; sie sah aus wie eine Irre.

„Verdammter Mörder!“ schrie sie über die Köpfe der Leute hin, die in die enge Gasse geströmt waren.

Aber der alte Filippo erfaßte ihren Arm: „Still, Nina Zeni, Torino ist nicht dabei. Torino ist gefesselt abgeführt.“

Die Nonna lief zur Bahre und schlug das blutrote Tuch zurück.

„Warum tust du deine Augen nicht auf?“ rief sie den Toten an. „Deine sonnenhellen Augen? Warum schließt du deine Lippen so fest? Richte dich auf, Beppino, und verklag ihn, der dir das kalte, spitze Eisen in das Herz stieß!“

Sie warf sich über den Toten, und ihre Haare lösten sich. In der Menge wurden Verwünschungen gegen den Mörder laut. Und Nina richtete sich auf: „Das Blut eines Kindes hast du vergossen, das Blut eines verführten Kindes! Und jene Elende hast du geschont, die dich hintergangen hat!“

Nina Zeni rutschte auf den Knien und unter immerwährender Anrufung in die Küche. Sie griff in die Asche des Herdes, warf sie über sich und stäubte sie über die Leiche.

Und drüben im Hause des Felsenjägers lag Teresina Margiotta auf den Knien. Sie schlug sich die Brust und schrie um Rache.

Da riefen sie alle um Rache.

Die Nonna aber hob noch einmal das Haupt ihres lieben, starren Beppino. „O heilige Mutter Gottes,“ schrie sie, „hör' mich, Beppino! Hör' noch dies letzte Wort: wir werden dich rächen!“

Dabei richtete sie ihre Augen auf den Toten, stier, wild.

„Madonna, Nina Zeni wird wahnsinnig!" schrien etliche.

„Führt sie fort!"

Aber Nina Zeni drängte die Männer zurück und erkannte Prisca, die heimkehrend durch die Menge sich drängte. Das Mädchen stürzte wie entseelt an der Bahre nieder.

„Mein Bruder! Mein armer Bruder!"

Als die Menschen in diesem Augenblicke der Nonna ins Gesicht schauten, dachten sie wieder daran: ‚Nina ist aus jenem Geschlechte des Räubernestes Sonnino, in dem das Gelübde der Blutrache gelebt hat, solange zu denken ist —‘

Da hörten sie von neuem ihren verzweifelten Ruf: „Schrei lauter, Prisca, sonst hört er dich nicht!" Sie erfaßte den Arm des Mädchens und riß es empor. Sie hob Priscas Schwurhand hoch und sprach zu dem Toten — es war eine alte steingewordene Formel und klang dumpf und schwer: —

„Wie dein Leben soll das Leben deines verdammten Mörders dahingehen. Das Herz deiner Schwester soll nicht aufhören zu schlagen und ihre Hand soll nicht vermorschen im Grabe, ehe das Blut des Mörders darübergeflossen ist!" Sie hob ihre Augen zu Prisca: „Räche! Räche! Räche!"

Und Prisca stand wie entgeistert und sagte: „Ich schwöre."

Es war ganz still geworden im Haus und in der

Gasse, als Nina Zeni den alten, starren Spruch sagte, der im weiten Felsgebirge längst vergessen war. Nur in Nina Zeni war er lebendig — das Erbe von Sonnino.

Und das blutrote Feuer warf seinen blutroten Schein.

34.

Die rasselnde nächtliche Fahrt, das dämmerige Licht und der Qualm schlechter Zigarren, der das Abteil des Wagens füllte, ließen Leonetta in quälendes Schweigen versinken. Sie lehnte in der Ecke ihres Sitzes, Krauß gegenüber. Der sah, wie ihre Wangen in heißer Röte flammten und erkannte den trockenen, brennenden Glanz ihrer Augen.

Auch ihn, der nie viel nach dem nächsten Tage gefragt, hatte ein dumpfes Sinnen überkommen. Konnte er daran denken, dieses Kind an sich zu fesseln?

Die Mittel, die er der Reue und Güte jener ernsten, klugen Frau zu danken hatte, waren fast erschöpft.

Ein dunkles Rot der Scham überflog seine Stirn, als er daran dachte, daß er das Geld Margheritas einer neuen Neigung opfern würde. Er erinnerte sich jener Stunde, die ihm das kleine Vermächtnis in seine zitternde Hand gespielt hatte. Damals hatte er zu sich gesagt: ‚Aus dem Grabe heraus reichst du mir deine treue Hand, Margherita, und ich will mich von ihr führen lassen, der ich zu schwach war, dich in neue Sonne zu geleiten.‘.

Das war eine jener zahlreichen Stunden in dem Leben Richards, die ihn das Bewußtsein eines unbesiegbaren Willens und einer herrlichen Kraft vorlogen. Dann sah er sein Werk vollendet, Pläne stiegen in ihm auf, Wege zeigten sich ihm. Und alle führten ins Glück. An dem Beginne dieses letzten Pfades stand der Weiser: „Nach Rom!“

Aber sein Wille zur Tat war längst nicht mehr ungestüm wie an jenem Tage des Entschlusses. Er fand auch jetzt die beruhigende Erklärung dafür: wer kann unter der Wucht dieses tragischen Geschehnisses einen Lebensplan schmieden? Ha, den Mann wollte er sehen, der in seiner Lage auch nur einen klaren Gedanken fassen könne!

Erst wie Rufen und zahllose Lichter die Einfahrt in den Bahnhof Roms verkündeten, erwachte Leonetta aus ihrem quälerischen Sinnen zu zitternder Furcht.

Die Uhren zeigten die dritte Stunde nach Mitternacht. Es war ihr, als müsse sie sich an Krauß schmiegen wie ein Kind.

„Kommen Sie,“ stammelte sie zag, „wir wollen im Wartesaal bleiben, bis es Morgen ist. Es muß bald hell sein. Wie können wir durch die fremden Gassen dieser großen Stadt irren?“

Krauß gab einem Träger die Weisung, sein Gepäck zu besorgen.

„Sie müssen zur Ruhe kommen, Leonetta,“ sagte er. „Wir wollen ein Gasthaus suchen ganz in der Nähe. Sie müssen schlafen.“

Ohne ihren angstvollen Blick zu beachten, legte er

seinen Arm in den ihren und ging nach einem nahen Hotel. Er ließ Leonetta ein Zimmer anweisen, geleitete sie zur Tür und wünschte ihr mit einem herzlichen Worte gute Nacht.

In fieberhafter Erregung kindischer Furcht warf sie sich halb angekleidet auf das Lager. Da brach das ganze Elend dieses Tages noch einmal über sie herein. Der Name ihrer Mutter rang sich über ihre Lippen. Sie weinte in ihre Hände, und in ihrer zitternden Seele stiegen wilde, furchtbare Bilder empor, die zeigten ihr die Felsengasse von Santa Croce und das qualvolle Schicksal der letzten Zeit.

Manchmal wich die Erregung einer tiefen Mattigkeit. Aber die Schreie Nina Zenis, die Verwünschungen der Leute vor dem Schenkhause, der Jammer ihrer Mutter schienen bis in das schwüle fremde Zimmer zu dringen und schreckten den Schlaf, sobald der zu ihrem Lager treten wollte.

Sie sah die Helle des Tages kommen, und ihre Lider waren heiß und rot.

Krauß hatte ihr versprochen, frühzeitig an ihre Türe zu klopfen.

Endlich stand er draußen.

Wie sie ihm entgegentrat, sah er sie betroffen an. Was hatte diese eine Nacht aus dem neckischen, flinken, mädchenhaften Geschöpfe von gestern gemacht?

Bleich und hohläugig trat sie ihm entgegen.

„Ich bin froh, daß Sie da sind. Es war schrecklich — schrecklich!“

Er fühlte, wie heiß sie um seine Hilfe bat und

wußte, daß billige Worte des Trostes ihren Mut aufrichten würden.

Warum mußte er in diesem Augenblick an Margherita denken, die einst auch Hilfe in der Not ihres Herzens von ihm ersehnt hatte? Die ging an seiner Seite in dem festen Glauben an seine Kraft. Aber diese Kraft war Lüge, und der Glaube zerbrach. Bei Margherita machte ihn die Erkenntnis zag, daß er sie enttäuschen werde; wie seine tönenden Worte sie nicht mehr aufrichteten, hüllte er sich in das trutzige Schweigen des Mißverstandenen. Jetzt aber wuchs sein Selbstvertrauen an der Hilflosigkeit dieser kleinen Italienerin, die man in seinem Vaterlande für ein Kind gehalten hätte.

So gingen sie durch die morgenstillen Straßen, die alle noch im Schlafe lagen.

Mählich erwachte die Stadt.

In der Gregoriana stiegen sie die dämmerigen Treppen eines Hinterhauses empor — vier Stock hoch. Dort wohnte Rosita Puccinai in ihrer kleinen Küche. Ein alter großer Rauchfang war noch über dem Herde, so wie in den Häusern von Santa Croce. Sie trafen die Alte, wie sie Feuer zündete.

Krauß steckte den Kopf zur Türe hinein. „Zimmer zu vermieten?“ fragte er. Auf der Straße hatte er den Zettel gelesen.

„Ja, Herr!“ sagte Frau Rosita und strich sich mit der flachen Hand über das ungekämmte Haar und mit den Fingerspitzen über die Augen, um die Spuren des Schlafes zu verwischen.

Da traten Krauß und Leonetta hinein.

Nicht etwa, daß Frau Rosita sich gewundert hätte und die Augen blank haben wollte, um klarer sehen zu können. O nein, die alte Frau wunderte sich längst nicht mehr! Wenn deutsche Künstler — Frau Rositas Ansicht nach waren alle Deutschen Künstler — erst diese dämmerigen vier Treppen zu ihr heraufstiegen, da befanden sich Portemonnaie und Ideale in rettungslosem Verfall; nur die niederschmetternde Erkenntnis war ihnen noch nicht aufgegangen, die letzte furchtbare Erkenntnis, daß die Schwüle Roms auch ihren Willen und ihre Kraft zermürbt habe.

Die Erfahrung hatte die alte Frau gewöhnt, Mitleid mit jedem jungen Manne zu haben, der mit der Frage nach einem Zimmer ihre Küche betrat; sie selber samt ihrer Armut und dachhohen Einsamkeit getraute sich mit dem Restlein Leben wohl fertig zu werden. Aber, wenn einer jung ist, und das Leben ist noch stärker als er — schon dieser Gedanke erfüllte ihr nachdenkliches Gemüt mit gelindem Entsetzen.

„Ja, Herr," wiederholte sie und öffnete die Türe, die von der Küche in das eine kleine Gemach führte. Das andere lag gegenüber; die Küche trennte beide.

Die Sache ward fertig — Leonetta hüben, Krauß drüben.

Nun wunderte sich Frau Rosita doch! Sie begann zu forschen und zu fragen, rücksichtslos, herb. Und wie sie erfuhr, daß jene Leonetta Torino von Santa Croce vor ihr stehe, deren Namen das Abendblatt in einer Depesche genannt hatte, sank sie auf den Schemel.

„Und dieser Herr?“ fragte sie nach einer Weile sprachlosen Staunens.

Leonetta ließ ihre Blicke hilflos von Rositas lederfarbigem Gesichte zu Kraus gleiten — ja, was sollte sie denn nun sagen?

Krauß antwortete an ihrer Statt. „Ich bin ein Freund ihres Gatten, dessen Schutze sich ihre Jugend anvertraut hat.“

Das klang tapfer und männlich, aber Rositas Augen verrieten, daß sie doch nicht ganz im reinen mit sich selber sei.

Krauß tat noch einen Blick in sein Zimmer, das neben dem Bett nur die notwendigsten Möbelstücke enthielt, und sagte: „Frau Rosita, sorgen Sie für Leonetta Torino. Sie muß Ruhe haben, muß schlafen, muß vergessen. Sie ist schuldlos und jung — was kann sie für die wilde Geschichte?“

„Gehen Sie fort, Signore Riccardo?“ sagte Leonetta zag.

„Natürlich. Ich bin nach Rom gekommen, das Werk meines Lebens zu vollenden, Leonetta. Wenn Sie ahnten, was dieser einzige Name ‚Rom‘ für einen Künstler bedeutet!“

Frau Rosita erhob sich und träufelte den Kaffee durch.

‚Sie reden alle die gleichen Worte über Rom, diese Deutschen,‘ dachte sie. ‚Das kennen wir. Sie sind alle toll.‘

Dann wandte sie sich zu Leonetta: „Lassen Sie den Herrn immer gehen — wir wollen schon fertig

werden miteinander," sagte sie; ihr Herz brannte vor Neugier, die schöne, wilde Geschichte von Santa Croce zu erfahren — in allen Einzelheiten, die die kargen Zeitungsberichte ihr noch verschwiegen. Ein ganz herrlicher Zufall!

Krauß stieg die vier Stockwerke hinab, und Frau Rosita ließ sich erzählen. Das ging nun viel besser und geläufiger, seit der Mann nicht auf jedes Wort achtgab. —

Die Sommersonne glühte in den folgenden Wochen die Straßen Roms. Kein Wind strich an den grauen Häusern hin. Nur droben auf dem Monte Pincio war zur Zeit des Korsos ein erlösendes Fächeln der Luft.

Krauß hatte sich in der kühlen Küche seiner Wirtin längst heimisch gemacht — wie in der anderen von Frau Nina Zeni. Natürlich litt die unerträgliche Glut keine gestärkte Wäsche an seinem Körper; natürlich röstete die dumpfe Schwüle das Hirn und erstickte die Gedanken. Dazu kam die Überzeugung, daß Leonetta Zerstreuung haben müsse. Er konnte also nicht arbeiten.

Rom lag im Sommerschlafe, alle Häuser hatten die Augen geschlossen, aber im grünen Albanergebirge war's lustig. Man fuhr deshalb hinaus nach Frascati und Tusculum, wie die anderen auch. Man vertändelte den Sommertag im Silber der Oliven hinter Ciampino. Und der Ausblick auf die Campagna, die malerischen Trachten der Hirten, die, wenn sie zu Pferde saßen, ebensogut Räuber sein konnten — das waren Bilder, wie sie Krauß in den Bergen von Santa Croce ge-

träumt hatte. Warum sollten sie ihm nicht den Stoff zu seinem großen Werke ergänzen helfen?"

Daheim in dem dämmerkühlen Lichte der kleinen Küche Frau Rositas überkam Leonetta dann die süße Müdigkeit, die sie auf die Polsterbank hinstreckte.

Rosita sah sie so am liebsten.

„Mein Gott, wozu ist eine junge Frau sonst auf der Welt, als einem Manne zu gefallen und ihm ein Spielzeug zu sein? Wozu sonst als von der Duenna geputzt und geschmückt zu werden?" fragte Rosita Puccinai.

Und Frau Rosita verstand ihre Sache. Sie pries den Tag der Einkehr Leonettas in ihre giebelstille Einsamkeit als das letzte Glück ihres Lebens. Sie ließ Leonetta nicht allein über die Straße gehen; denn ihre elfenhafte Gestalt, ihr rotes Haar und ihre heißen Augen, aus denen die Schatten jenes furchtbaren Tages längst gewichen waren, zogen die Blicke der Männer auf sich. Aber Rosita litt auch nicht, daß sie sich die weißen Hände an dem Herde beschmutze — so ängstlich hatte nicht einmal Teresina Margiotta über ihr Kind gewacht, als sie sah: dieses Kind ist schön und muß Ettore Torino gefallen.

Wie die Septembersonne schien und der Korso belebter ward, nahmen sie täglich zu dritt den Weg nach dem Monte Pincio.

Sie hatten Frau Rosita für diese Schlendergänge ein Kleid gekauft und ein seidenes Schultertuch und saßen an jedem Tage bis zwischen Licht und Dunkel und schlürften ihren Sorbetto.

Unter den schönen Frauen, vornehm und gering, die hier bewundert sein wollten, war Leonetta Torino vielleicht nicht die schönste, aber die reizendste. Frau Rosita kannte ihre Verdienste um die äußere Erscheinung ihres Schützlings. Sie hatte einen Lebenszweck, seit Leonetta bei ihr wohnte; darüber wich das nachdenkliche Wesen, wichen die Grillen, die Vereinsamung, Alter und Armut über sie gebracht hatten.

„Was werden wir heute anziehen? Welche Schleife wird am besten zu diesem Kleide stehen — was meinst du, Rosita? Findest du nicht, Rosita, daß die Striche des Kohlestiftes an den Lidern noch ein wenig kräftiger sein könnten, gerade heute?" ...

Hundert Fragen waren an jedem Tage zu beantworten, und es ward damit schon begonnen, wenn Rosita in der Mitte des Vormittags der kleinen Frau den Kaffee ans Bett brachte.

Dann half sie ihr das Morgenkleid anlegen, dann mußte sie ihr das Haar waschen und pudern und die neueste Frisur formen — lauter Dinge, in denen ihre alten Finger eine Fertigkeit erlangt hatten, an die zu denken Frau Rosita vordem vermessen erschienen wäre.

Mit dem Traume von der Mietsdroschke, in deren Kissen hingegossen sie den Korso fahren wollte, schlief Leonetta des Abends ein und erwachte mit ihm, wenn der Streifen Sonne an dem verwaschenen Vorhange des Fensters schon vorübergegangen war ...

O dieses Rom, dieses glückliche Rom!

Richard Krauß sah mit vergnügten Augen den Wandel der Dinge.

Was er in der Nacht seiner Einfahrt als neue Pflicht anerkannt, hatte ihm Frau Rositas Sorge abgenommen.

So gingen die Tage der glühenden Sonne vorüber. Und erst seine fast leere Börse erinnerte ihn an die Vorsätze, mit denen er das Bergdorf verlassen hatte. Er dachte daran, den Schauplatz der Handlung seines großen Romans in die Campagna zu verlegen. Aber er verwarf auch diesen Plan und wartete wieder untätig auf die ‚Erleuchtung', auf die schon Margherita vergebens für ihn gehofft hatte.

Eines Abends schlenderte er am Tiber entlang. Die wilde Geschichte aus den Bergen, deren Augenzeuge er gewesen war, ging ihm durch den Sinn — die Erleuchtung war da. Forderten nicht alle jene Gestalten aus dem Drama von Santa Croce Verdichtung in der Form eines Romans?

Gedanken, die er schon einmal gedacht, jagten sich nun hinter seiner Stirn: war da nicht Nina Zeni und Prisca mit ihrer hoffnungslosen Liebe? Beppo Zeni und Ettore Torino, dessen Stern unterging, damit er das Opfer jenes furchtbaren Verhängnisses werde?

Über solchem Sinnen beschleunigte er seine Schritte. Er hörte nicht mehr das Rollen der Wagen, sah nicht mehr die in der Kühle der sinkenden Nacht sich ergehenden Menschen. Seine Wangen glühten und seine Augen bekamen einen sieghaften Glanz.

Aber in einem Kaffeehaus am Tiber, das er im Glücke der Stunde betrat, erwachten die alten Zweifel an seinen Willen und an seine Kraft.

Diesmal sollten sie seiner jedoch nicht Herr werden, nicht für immer — nur aufschieben wollte er den Beginn der Arbeit. Es lag ihm zeitlich alles noch zu nahe und — die Hauptsache: die Geschichte war noch nicht einmal zu Ende. Was wurde mit Ettore Torino? Was geschah mit Prisca und Nina Zeni? Sollte er seiner Fantasie überlassen, den Schluß des Dramas von Santa Croce zu dichten? Nein, nein — das Schicksal erfindet besser als alle Dichter! Er durfte also diesem Schicksal nicht vorgreifen.

Er zahlte. In seiner Börse befand sich noch eine Lira, befanden sich noch fünfzig Centesimi in kleiner Münze. Das letzte, was er besaß. Dafür kaufte er eine Flasche Eau de Cologne und schlenderte glückselig der Gregoriana entgegen.

Vor der Auseinandersetzung, die er nun im Hinblick auf seine Vermögensverhältnisse nicht länger hinauszuschieben vermochte, war ihm ein wenig bange gewesen. Das kölnische Wasser aber machte die Frauen so froh, daß er versucht war, den Einfall ‚genial' zu nennen, dem er diese Kapitalanlage dankte.

Er warf sich scheinbar mißvergnügt auf die Polsterbank und furchte die Stirn. So starrte er vor sich hin, während Leonetta übermütig das duftige Wasser über Rositas grieses Haar sprengte. Da kam sie auch zu ihm.

„Was ist dir, Riccardo?"

„Reden Sie, Herr!" drängte die Alte.

Krauß erhob sich und schritt schweigend einige Male durch die Küche. Dann sah er sie lange an und sagte:

„Hast du noch Geld, Leonetta?“

„Geld?“ fragte sie lachend. „Geld? Sagtest du nicht, wir würden einen Haufen bekommen?“

Er wiegte unwillig den Kopf. „Ja, ja doch, wenn ich mein Werk geschrieben habe! Aber das geht jetzt noch nicht. Ich sage dir: es ist fertig, fertig in mir, soweit es fertig sein kann! Was verstehst du aber davon? Und was versteht Ihr, Frau Rosita?“

„Nichts!“ lachte Leonetta, drückte ihn sanft auf die Polsterbank und setzte sich auf sein Knie. „Kein Geld mehr, und ich wollte so gerne morgen Korso fahren!“ sagte sie schmollend wie ein Kind, dem eine Hoffnung in Scherben gegangen.

Aber plötzlich sprang sie empor, warf der Alten die Arme um den Hals und drückte sie, daß ihr der Atem vergehen wollte: „Rosita, liebe teure Rosita, was machen wir nun?“ Dann lachte sie — Krauß mußte an Teresina Margiottas goldklares Lachen denken, daß so oft durch die Felsengasse von Santa Croce gesprungen war . . .

„Liebes Kind,“ sagte er, „du scheinst dir über den Ernst der Lage noch nicht klar zu sein. Morgen borgen wir von Frau Rosita. Und die nächsten Tage desgleichen, und dann — na, Rosita?“ fragte Krauß.

Die Alte zog die Achseln: „Dann müßte ich von der Nachbarin borgen. Aber das ginge nur einmal . . .“

Ein Lächeln zuckte um ihren welken Mund und ihre Augen verrieten, daß sie des festen Glaubens sei, der weise Signore wisse schon noch Rat. Sie lächelte — vordem wäre sie im Angesichte solcher Armut zur Nach-

darin gelaufen und hätte ungeheuer geschluchzt. Aber — Leonettas lachende Jugend und Schönheit hatten an ihr Wunder getan.

„Ich will euch etwas sagen," begann Krauß: „Ich werde in dieser Stunde an zwanzig deutsche Zeitungen schreiben und mich als Berichterstatter anbieten — doch, davon versteht ihr wieder nichts. Haben Sie Geld, Rosita? So geben Sie her. Ich werde laufen und ungesäumt das nötige Briefpapier besorgen. So. Also: wir werden für meine Arbeit Geld bekommen. Allein, so etwas ist nicht von heut' auf morgen in die Wege geleitet. Und wenn ihr nicht mögt, was ich mir außerdem ausgedacht habe, so verhungern wir, jawohl, wir verhungern!" Krauß schlug mit der flachen Hand zur Bekräftigung seines unabänderlichen Vorsatzes auf den Tisch. „Mögt ihr nicht, so schreibe ich nicht eine Bewerbung, nicht eine, sag ich euch, und das Korsofahren unterbleibt. Zunächst verkaufen wir dann Leonettas Kleider —"

Die Frauen schrien entsetzt auf.

„Ja, was soll denn sonst werden?" Er nahm eine Haltung von bedrohlichem Ernst an.

„Reden Sie, Signore Riccardo!" drängte Frau Rosita. Leonetta hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und lehnte am Herd.

„Arme liebe Leonetta," jammerte Rosita.

Aber Krauß umfaßte Leonetta und führte sie zu der Polsterbank. Seine harten Worte reuten ihn.

„Machen Sie Licht, Padrona," sagte er. „So. Jetzt hab' ich's. Hurra, der Weg ist gefunden! Und

nun hören Sie. Morgen früh reisen Sie nach Santa Croce . . ."

„Madonna del Carmine!" seufzte Rosita. „Wie kann das geschehen?"

„Keine Furcht, Padrona, wir laden Sie in den Zug. Sie versorgen sich vorher mit dem nötigen Geld und nehmen an der Haltestelle einen Wagen nach dem Bergdorfe."

Krauß erörterte alles Nötige und Rosita staunte: „Klug ist er, unser Signore Riccardo, nicht zu glauben wie klug er ist."

„Leonetta," fuhr Krauß nach einer Weile fort, „wer ist schuld an dem Unglücke daheim?"

Leonetta sah ihn stumm an und schlug die Augen nieder.

„Teresina Margiotta ist schuld," sagte Krauß bestimmt. „Hat sie Ettore Torino nicht in ihren Schlingen gefangen? Hat sie nicht aus Eifersucht auf Nina Zeni und aus Eitelkeit um das Glück ihres einzigen Kindes ein frevelhaftes Spiel gespielt und verloren? Muß sie jetzt nicht daheim an ihrem Herde sitzen und in die Asche weinen vor Reue über das Elend, in das sie ihr Kind gestoßen hat? Und muß sie nicht mit vollen Händen geben und sorgen, daß Vergessen über die Qual wächst, die dieses Kind in die fremde große Stadt getrieben hat? . . ."

Rosita hatte schon manchmal heimlich erwogen, was Krauß nun sagte. Vielleicht hatte er recht. Wenn er nur selber reisen wollte! Aber er überzeugte die Frauen leicht, daß das unmöglich sei.

Da flog Leonetta der Alten an den Hals und küßte sie und schmeichelte so lange, bis sie sich bereit erklärte.

Nun gab es bis nach Mitternacht eine Geschäftigkeit, als wolle Frau Rosita am andern Tage Hochzeit halten.

Darüber mußte das Schreiben der Briefe an die deutschen Zeitungen natürlich verschoben werden.

Am nächsten Morgen geleiteten Krauß und Leonetta die Padrona zur Station.

Der Mittag war vorüber, wie das Wäglein die steile Felsengasse von Santa Croce emporrollte.

Teresina Margiotta traute ihren Ohren nicht und nicht ihren Augen —: das war Rosita Puccinai, von der ihr Leonetta geschrieben hatte! Sie zog sie an den Herd, sie setzte sich ihr zu Füßen und legte die Hände auf ihre Knie. Sie heftete ihre Blicke auf den Mund der guten treuen Rosita — kein Wort wollte sie verlieren.

Dann erfuhr sie: Leonetta Torino ist die beste und schönste kleine Frau Roms. Sie ist auch glücklich — das heißt: wie jemand glücklich sein kann, dem das Geschick so hart mitgespielt hat. Natürlich sieht ihr Rosita Puccinai alles an den Augen ab, hat ihr Zerstreuung verschafft, hat sie gepflegt und gehütet, und nun sehnt sich Leonetta nach Vater und Mutter, die sie bald in Rom an das Herz drücken will . . .

Rosita rührte auch ein wenig an die Schuld Teresina Margiottas, aber nur ein wenig; denn ihre Klugheit sagte ihr, daß sie sich damit auf einen gefährlichen Weg begebe und daß in der Rechnung des Signore Riccardo an dieser Stelle nicht alles stimme.

Dabei fiel ihr die schöne Frau des Geierjägers ins

Wort, und sie berieten sich, womit sie die arme hübsche Leonetta erfreuen könnten.

Am meisten natürlich durch ihren Besuch in Rom, meinte die kluge alte Rosita; aber auch durch reichlich viel Geld; denn Rom ist teuer und Zerstreuung braucht Leonetta, sonst weint sie und der Gram frißt ihr das Herz. Aber wenn sie sich vergnügen kann — natürlich ist in solchen Fällen Rosita als Duenna immer bei ihr! — dann vergißt sie und ist gesund und hat blanke Augen.

Teresina Margiotta umschlang die Knie der alten Frau immer wieder und preßte das Antlitz in ihren Schoß. Sie lachte und schluchzte und sprang auf. Die Gasse hernieder klangen die Schritte Giulios, der mit der Büchse von den Felsen heimkehrte. Sie lehnte sich aus dem Fenster und rief dem erstaunten Jäger ihr Glück entgegen.

Der war beim Anblicke des Wagens vor seinem Haus erschrocken. Sollte Leonetta, von der Sehnsucht getrieben, heimgekehrt sein? Jetzt — zu einer Heimkehr war's viel zu früh.

Und nun trat er ein.

So glückselig hatte Frau Teresina seit jenem Karnevalstage nicht in die Welt geschaut! —

Die Hälfte seines Einkommens sollte Leonetta in jedem Monate nach Rom erhalten, siebenzig Lire, und was die Sorge ihrer Eltern sonst noch an Früchten und Fleisch und kleinen Überraschungen erübrigen werde. Einen Beutel aus Leder, den Giulio selber zu tragen pflegte, mußte sich Frau Rosita um den Hals hängen

und unter dem Kleide verbergen. Er enthielt alles, was an Geld im Hause des Jägers war.

Dann geleiteten sie die Alte zum Wagen. Schon begannen die Räder am Schleifzeuge zu scharren, da sprang Teresina Margiotta noch in das Gefährt und Giulio folgte ihr. Die Stunde war zu kurz gewesen — sie mußte noch viel mehr zu erzählen wissen, die liebe treue Rosita!

Die Sterne brannten schon, wie Teresina Margiotta am Arm ihres Mannes die schmale Gasse wieder emporschritt. Ihre Augen waren hell wie die Lichter des Himmels.

In der dritten Stunde nach Mitternacht fuhr der Zug in Rom ein, auf den Leonetta und Krauß am Bahnhofe warteten. Rosita war verwandelt. In ihre Worte klang ein mütterlicher sorglicher Ton; sie kehrte zurück wie eine Siegerin.

In einem Nachtcafé, in dem die glücklichen drei der Morgen fand, berichtete sie, und Krauß erkannte mit der Genugtuung des Weisen: seine Rechnung hatte gestimmt.

„Es mußte ja alles so kommen," sagte er. „Aber wir hätten schon früher daran denken sollen." Er ließ eine Flasche schäumenden Asti bringen. Die Gläser klangen — „Weißt du noch, Leonetta? ... Und nun: wir drei gehören zusammen — für immer!" rief er. „Wir halten fortan auch eine gemeinsame Kasse! Und wenn es einst käme, daß wir nach Santa Croce ..."

„Nicht nach Santa Croce!" fiel ihm Leonetta ins Wort. „Wir bleiben in Rom!"

35.

Es war merkwürdig — kurze Zeit nach der Reise Rositas in die Berge von Santa Croce schien Richard Krauß ein anderer geworden zu sein. Aber nicht aus einem jener zahlreichen guten Vorsätze war ihm diese Wandlung erwachsen, die er schon nach Tagen unter irgendeinem Vorwande noch immer in den Wind geschlagen hatte. Dankte er sie der unbewußten Erkenntnis, daß die Hilfe, die ihm von den Bergen kam, die letzte gewesen war, die er von der Mildtätigkeit eines Menschen zu erwarten hatte? Und daß er nun auf sich selbst gestellt sei?

Jetzt mußte ihm seine Kunst helfen, sein „Genie". Allen Ernstes dachte er daran, zu arbeiten.

Mit Hilfe Rositas und der schlanken Leonetta, die ihn dabei wie eine Libelle umflatterte, wies er den wenigen armen Möbelstücken seiner Stube an einem der nächsten Tage einen anderen Platz an. Der Tisch, der bisher zum Ablegen der Kleider gedient hatte, wurde ins Licht des Fensters gerückt; denn er sollte als Schreibtisch dienen.

Und Leonetta erfuhr zu ihrem lachenden Erstaunen, daß sie tagsüber in dem Raume jenseits der Küche sich aufzuhalten habe. Natürlich leistete ihr Rosita dort

Gesellschaft. Und es durfte kein Laut von drüben her seine Gedanken verjagen.

Leonetta fand das alles sehr komisch. Auch die alte Padrona schüttelte verwundert den Kopf. Aber Leonetta tröstete sie: „Ach, Rosita, es ist nicht schlimm mit unserem guten klugen Riccardo! Einmal —" sie legte den Finger keck an die Stirn als müsse sie sich besinnen — „ja, einmal haben die Leute von Santa Croce erzählt, er habe ein Stückfaß Tinte verschrieben. Freilich — wie er damit fertig war, hat er damals Gespenster gesehen . . ."

Rosita schrie auf: „Alle Heiligen, der gute Signore!"

„Ja, aber dann hat sich sein Zustand rasch gebessert, und aus dem närrischen deutschen Dichter ist wieder ein ganz verständiger Mensch geworden."

Rosita nickte in sprachloser Überzeugung.

Und Leonetta lachte . . . „Wie hätte er uns sonst unserer treuen sorgenden Rosita zuführen können?"

Nun lachten sie beide.

Nach einer Weile warf sich Leonetta gähnend in den Lehnstuhl, dessen Bezug über seine jahrzehntelange Benutzung nicht zu täuschen vermochte. Sie legte die Arme hinter dem Kopfe zusammen und schaukelte mit ihrem Fuße.

„Findest du nicht auch, daß es langweilig ist, dieses ewige Alleinsein?"

Natürlich fand es Rosita schrecklich.

„Möchtest du mir nicht das Haar bürsten, liebe Rosita?"

„Aber Kind, ich werde dir noch all dein schönes

goldenes Haar ausraufen! Hast du vergessen, daß ich dir heute schon zweimal die Frisur geändert habe?"

„Und eben diese zweite ist dir nicht gelungen, Rosita. Du hast dir nicht gut gemerkt, wie neulich die Fürstin Torsani ihr Haar trug, meine Teure!"

Da rang Rosita die Hände: „Mamma mia, nicht gemerkt! Natürlich hab' ich! Jede Stirnlocke hab' ich dir gelegt, wie sie die Principessa trug."

Sie holte den Handspiegel herbei und ließ Leonetta hineinschauen.

„Hm — ja — aber ich gefalle mir nun einmal nicht!"

Mit einem Griffe hatte sie gelöst, was Rosita gegen Mittag mit allem Fleiß und unter Aufbietung ihrer ganzen, wirklich nicht geringen Geschicklichkeit geordnet hatte. Die goldene Flut floß ihr über die Schultern in den Schoß.

Da begann die treue Alte mit heimlichen Seufzen über Jugend und Eitelkeit ihr Werk von neuem.

Einmal pochte es an die Tür. Ein Bote kam und brachte eine Einladung für Krauß. Ein paar deutsche Maler, die er kennen gelernt hatte, und sein Jugendfreund forderten ihn für diesen Abend mit der schönen Fiametta ins Café Colonna. Dort feierten sie den Abschied eines jungen Künstlers, der wieder in die nordische Waldheimat zog.

Rosita und Leonetta versuchten die Karte zu lesen. Dann erhob Rosita ein Wehklagen über die schlechteste aller Sprachen, dieses Deutsch, das kein Mensch verstehen könne. Sie brachte die Karte Krauß in das

Zimmer. Der aber zerriß sie ärgerlich und warf die Stücke fort. Immer, wenn er auf dem Wege war, etwas Rechtes zu leisten, diese nichtswürdigen Störungen!

Rosita verschwand unter heimlichen Anrufungen. Sie fürchtete den Zorn ihres Signore.

Auf den Dächern wandelte sich inzwischen das glühende Gold der Sonne zu weichem rosenfarbenen Lichte.

Rosita mußte die Jalousie vollends aufstoßen, und Leonetta träumte über den Spiegel in ihrer Hand hinweg. Sie sann sehnsüchtig in den blauen Duft der Berge.

„Rosita, wir wollen fort —"

„Alle Heiligen, was fällt dir ein?"

„Meinst du, daß Riccardo wieder böse wird, wie neulich, als wir allein gehen wollten?"

„Madonna del carmine, er wird Tisch und Stuhl zerschlagen, und sein Zorn wird über mich kommen wie ein Sommergewitter."

Leonetta lachte laut auf und schlang die Arme um den Hals der Alten: „Liebe treue Rosita, so wirst du hernach auch erfrischt sein wie eine Granatblüte nach dem Wetter!"

Immerfort lachte sie, bis alle Furcht aus dem faltigen Gesichte Rositas wich.

„Weißt du, was ich finde?"

„Na?" fragte Rosita wieder versöhnt.

„Es ist schrecklich, es ist dumm, es ist ganz unverzeihlich von Riccardo, daß er uns vor langer Weile sterben läßt! Meinst du nicht auch?"

„Schrecklich ist es freilich.“

Leonetta hob die Hand und spreizte die Finger: „Eins — zwei — fünf Tage sitzen wir in diesem schmutzigen Neste unterm Dache . . .“ Rosita schrie auf . . . „fasse dich! Ich wollte sagen: in unserer finsteren freudlosen Kammer und sind nur hinausgekommen, um zu kaufen: Makkaroni, Reis, Möhren — Du lieber Gott . . .“

Nicht lange und Rosita war überzeugt, daß es in der Tat eine unerhörte Grausamkeit von dem Signore sei, die Schönheit und Jugend Leonettas darben und in unverzeihlicher Eigensucht in Einsamkeit und Schatten verkümmern zu lassen.

Leonetta legte den Finger auf die Lippen: „Still, Rosita!“ Sie sprach eine Weile heimlich mit der Alten, schmeichelte, liebkoste sie und brach ihren Widerstand.

Nicht lange, so schlichen sie über den lichtlosen Vorplatz und zogen die Türe lautlos hinter sich ins Schloß.

Es war schon längst dunkel geworden, da kehrten sie heim.

Aber Leonetta war verstimmt; sie warf sich im Straßenkleid auf ihr Bett und schlug die Hände vor das Gesicht.

Die Wagen des Korso waren an ihr vorübergerollt. Schöne verführerische Frauen hatten in den Kissen gelehnt — und sie, die Jüngste, die Schönste von allen, hatte am Rande des Weges stehen müssen, unter den Armen, um die der Staub wirbelte und die sich mit einer Blüte bescheiden mußten, die aus den Händen des Reichtums glitt.

Ihr stilles Weinen wandelte sich in ein lautes qualvolles Schluchzen.

Das drang in die Küche und drang hinüber in Richards Zimmer. Der erhob sich und schritt in den Raum der Frauen. Die Stube ward von dem Lichte einer Kerze dürftig erhellt. Frau Rosita hielt diese Kerze in der einen Hand und streichelte mit der anderen Leonettas Stirn. Krauß blickte schweigend um sich, als wollte er erforschen, was es da gegeben habe.

„Sie waren mit ihr beim Korso, Rosita?“ fragte er dann.

Die Alte wollte die Augen schuldbewußt niederschlagen; aber sie blickte ihn starr an und hob das Licht.

„Heilige Mutter Gottes, Signore Riccardo, wie sehen Sie aus?“

Sie dachte daran, daß Leonetta ihr erzählt hatte, in Santa Croce habe Krauß Gespenster gesehen. Aber ohne seine Antwort zu erwarten, zeterte sie weiter:

„So mußte das kommen, sehen Sie! Fünf Tage sind Sie nicht auf die Straße gegangen; fünf Tage haben Sie sich das Hirn zermartert mit diesem närrischen Dichten! O, Sie werden sterben, Signore Riccardo, und Leonetta wird sterben, und ich ...“

Krauß setzte sich auf den Rand des Lagers. „So machen Sie doch Licht, Frau!“

„Außer dem da ist ja nichts im Hause, Herr! Wird man sich denn auch in diesen Sommernächten bei einer Kerze zwischen die Wände setzen? An allem ist Ihre Narrheit schuld, Herr, Ihre Narrheit, die uns zugrunde richtet!“

Leonetta preßte die Hände fester vor ihr Gesicht. Aber sie schwieg. Sie dachte: Woher nimmt diese alte Frau den Mut, so mit Krauß zu reden? — Was Leonetta durch ihr Schluchzen und Weinen erzwingen wollte, dafür fand Rosita nun die Worte?

„... und bedenken Sie doch, Signore Riccardo — Leonetta Margiotta war die Frau eines reichen Mannes! Sie hatte weiße Muli und eine Fabrik und Geld, o, Geld ... Und nun führen sie die hübsche junge Leonetta in die Finsternis dieses Hauses! Und sie soll nicht auf die Straße gehen, bloß weil der Signore es nicht wünscht! Und sie soll nicht einmal weinen, weil der Signore den närrischen Einfall hat, zu dichten und dabei nicht gestört zu sein! Nein, Herr — o, ich werde ...“

Da hob Krauß die Hand: „Still, Rosita! Was fällt Euch ein?“

Als hätte er nach ihr schlagen wollen, schrak Rosita zusammen. Das Wort erstarb ihr auf den Lippen. Sie schritt zu dem Lehnstuhle, und dort saß sie nun, die Kerze in der zitternden Hand.

Krauß aber stützte die Ellbogen auf seine Knie und starrte in verlorenem Sinnen auf die Fliesen. Gespenstische Schatten spielten an den Wänden.

Die sah er nicht. Aber in seiner Seele wuchs eine Furcht, eine große Furcht.

„Leonetta, so rede doch! Warum redest du nicht, Leonetta?“ rief die Alte mit ihrer dünnen verängstigten Stimme; denn es lagerte eine lastende Stille in der kahlen Stube.

Da richtete sich Leonetta ein wenig empor und legte ihren Arm um den Nacken Richards.

„Bist du elend geworden, Schatz?“ fragte sie leise.

Krauß seufzte. „Geworden? Ich weiß nun, ich bin es immer gewesen ... Allein übrig geblieben ... Der Letzte eines Geschlechts, das von schleichendem Siechtum dahingerafft wurde! Hahaha!“

Wie das Lachen eines Verzweifelten rang es sich aus seiner Brust. Er schlug diese Brust mit der geschlossenen Hand. „Ja, da sitzt es, da, da!“

„Was?“ fragte Leonetta kalt.

„Der Tod!“ antwortete Krauß.

Rosita ließ die Kerze fallen. Sie verlöschte.

„Alle Heiligen, so weit ist es mit ihm gekommen?“

Rosita trippelte gegen das Fenster und stieß den Laden auf.

Das Licht der Straße fiel gebrochen und dämmerig herein, noch dünner als der Laut des Nachtlebens, das bis über die Dächer drang.

„Du hast zuviel gearbeitet, Riccardo! Das ist alles!“

Wieder zerriß sein Lachen die Finsternis, die um sie war.

„Gearbeitet? Nichts habe ich getan, nichts, als meine Pläne mit der qualvollsten Erkenntnis zerstört ...“

Und wieder schlossen sich ihm die Lippen. Es war, als fürchte er sich vor dem lauten Geständnisse dessen, was er in der Einsamkeit der letzten Tage erkannt zu haben glaubte.

Leonetta dachte an Santa Croce. So war das

gewesen, was die Leute damals erzählt hatten. Ja, damals hatte er eine Karaffe nach einem Gespenste geworfen, das gar nicht da war. Und damals — nicht lange nachher war die blonde deutsche Frau von ihm gegangen.

War diese Stunde nun auch der erste Schritt an jener Stelle, von der aus ihre Wege fortan auseinandergehen sollten?

Margherita hatte ihm in der Schenke der Nina Zeni die Hand auf die Schulter gelegt. Unter dieser sanften Hand war er stille geworden. Aber Leonetta Torino ließ ihren Arm von seinem Nacken gleiten und wandte sich ab.

Da stand Krauß vom Rande des Bettes auf. Er nahm die Kerze, die bis zu seinen Füßen gerollt war, und zündete sie an. Er tröpfelte das flüssige Stearin auf die Platte des Tisches und setzte das Licht hinein.

Es war ihm, als solle er zwischen feuchten Fingern das wehende Flämmlein auf dem Dochte wieder zerdrücken; denn das Licht hatte die Sorge der Frauen erweckt und ihnen verraten, wie es um ihn stand.

Und doch, — warum war denn kein Schmerz in dieser Brust, in der er den Tod wähnte?

Sollte — wie hundertmal vorher — wieder eine jener törichten Einbildungen Herr über ihn geworden sein, die er nur diesmal so lange für Wahrheit hielt, weil sie in einer ganz neuen Maske zu ihm trat?

Eine Sehnsucht nach dem Leben überkam ihn, nach lauter Freude, die ihm Vergessen brächte; eine Sehnsucht nach Genossen, nach Künstlern, die wie er Leben und Schicksal zwingen wollten.

Als er von Santa Croce Abschied nahm, da ging er in der Hoffnung, dies Leben und diese Freunde zu begrüßen.

Nun hatte er ihrer nur wenige gesucht und gefunden.

Die Rücksicht auf Leonetta hieß ihn abseits stehen. Er wollte sie nicht in Kreise ziehen, die den Ernst des Lebens verächtlich bannten. Aber er wollte sie und ihre junge Schönheit und unbedachte Leichtherzigkeit auch nicht von dem falterhaften Frohsinn jugendlicher Künstler umworben sehen. Wenigstens so lange nicht, bis er sich selbst über seine und Leonettas Zukunft klar geworden war.

Dieser Sehnsucht nach dem Leben, die nun in ihm rief, war er nachgegangen, als er von den Bergen Santa Croces zog. Damals hielt er seine lange Einkehr in jene Einsamkeit für einen Irrweg. Den war er aus Liebe zu Margherita gegangen. Aber diese lange Stille war schuld gewesen an den Irrgängen seines Talentes, sagte er sich. Auch hier war wieder diese Melancholie der Tage um ihn geschlichen. Und die hatte ihn nun vor das Ende gestellt. Sehnsucht nach Freude rief in ihm, und er sah doch aus wie einer, der dem Tod in die Augen geblickt hat.

Die Armut, die um ihn war, die Trostlosigkeit der kahlen Wände, Leonettas Unzufriedenheit — vor all dem erschauerte er nun. Und wie schon oft in früheren Tagen, so durchrann es ihn auch jetzt in urplötzlicher Wandlung.

„Leonetta!“ rief er. „Sieh mich an! Sahst du je einen größeren Toren?“

Sie blickte großäugig und verwundert zu ihm empor. Er war sich und anderen in solchen Stunden ein Rätsel.

„Was willst du von mir, Riccardo?"

„Du sollst fortan meine Freude sein! Du und das Leben! Ihr sollt mir gehören und wäret ihr beide für mich süßes tötendes Gift!" rief er und streckte den Arm aus — wie damals auf den Felsen von Santa Croce, als die Sonne jenes ersten Tages emporstieg.

Dann riß er Leonetta in seine Arme und küßte sie.

„Komm," sagte er, „wir wollen —"

Aber als besänn er sich schon wieder eines anderen, schaute er sich plötzlich nach Rosita um —

„Rosita, wo wollten die deutschen Künstler Abschied feiern? Im Café Colonna? Sagte ich nicht so, als ich die Karte zerriß?"

„Im Café Colonna," bestätigte Rosita.

Da warf er ihr ein Zweilirestück auf den Tisch: „Hier, mach' dich lustig, Rosita!" In Stunden überquellender Freude nannte er sie immer „du". „Wir aber gehen ins Café Colonna. Es lebe das Leben, Leonetta!" . . .

* * *

Der Morgen kam — der Morgen nach einer fröhlichen Nacht, in der der Übermut König gewesen war.

Das Erscheinen Leonettas an der Seite Richards hatte überrascht. Es war als hätte Krauß damit seinem scheidenden Jugendfreunde eine Aufmerksamkeit erweisen

wollen. Schon längst war der Wunsch des Kreises der jungen Künstler aus dem Café Colonna laut geworden, die Heldin des Dramas von Santa Croce kennen zu lernen. Weil die Zeitungen immer von neuem über den Stand der Untersuchung gegen Ettore Torino berichteten, wuchs kein Vergessen über die blutige Tat, und Leonettas Name wurde dabei nicht selten genannt — vor allem in jenen Blättern, die in sehr willkürlichen Darstellungen des Falles und seiner Ursachen und Folgen sich hervortaten.

Nun sah man sie. Und vom Augenblick ihres Eintretens an stand Leonetta Torino, um die sich der Zauber des Ungewöhnlichen wob, fast mehr im Mittelpunkte des Interesses als der junge Künstler, dem zu Ehren man sich versammelt hatte. Die Abgeschiedenheit ihres römischen Lebens erhöhte den Reiz der jungen Frau.

Und Leonetta strahlte in Schönheit und Jugend.

Die Stimmung hob sich immer mehr.

Alle saßen im Schmucke des bacchischen Efeukranzes. Scherz und Sang und Becherklang wurden getragen vom Übermut einer Jugend, die die Wege des Alltags in Leben und Kunst verschmähte.

Als die Glocken der Mitternacht längst verklungen waren und schon der Morgen heimlich über die Höhenzüge jenseits der Campagna zu dämmern begann, ward auch der Wehmut der Trennungsstunde ihr Recht.

Durch das Taubengrau des frühen Morgens, durch die lautlosen schlummernden Gassen bewegte sich vom Colonna aus der Zug, dessen Mitte der junge Maler bildete.

Hinaus zur Fontana di Trevi schritten sie. Der Scheidende warf eine Münze in die klingende Flut des Brunnenbeckens und tat einen langen tiefen Trunk aus der Quelle. Um den Oceanus im Muschelwagen der Nische, um die stürmenden Seepferde, um die Tritonen, die die Zügel der Rosse führen, spann das erste Licht des jungen Tages …

„Ich trinke das ewige Heimweh nach dir aus dieser Flut, mein goldenes Rom!“ rief der Scheidende.

„Und du wirst nicht sterben, ohne Rom wiedergesehen zu haben!“ grüßte Leonetta Torino den jungen Künstler. Sie war in die Nähe der Statue jener Nymphe getreten, die den durstigen Soldaten die Quelle zeigt. Als komme der Ruf über die Lippen der Nixe selbst, so schien es. Ein freudiges Staunen der Überraschung hielt die fröhliche Schar einen Augenblick in ihrem Banne.

Dann war dem alten Brauche genug getan.

Und während sich die Freunde um den blonden, schlanken Bruder drängten und ihm die Hände reichten, stimmten sie alle ein in das tiefste und deutscheste aller Scheidelieder: „Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen …“

Das war das Letzte.

Die Sonne des jungen Tages strahlte um den Brunnen der Nymphe.

Der Klang des Liedes hatte die Vetturini erweckt, die in der Nähe auf ihren Böcken schliefen. Nun rollten sie mit ihren Wagen heran. Und die Tafelrunde aus dem Café Colonna gab ihrem Genossen das Geleite zur Station.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die letzten Grüße an deutsches Land, deutsche Mädchen und deutsche Freunde verklangen, und die wehenden Tücher senkten sich. Da war es Richard Krauß, der die Freunde mit lautem Rufe aufforderte: „Hinaus in die Campagna!"

Es war, als könne er sich an dem Leben und den Freuden dieser Nacht nicht satt trinken ...

„In die Campagna!" klang das Echo aus der Runde zurück.

„Wohin?"

„In das Tal der Egeria!"

„Mit der ersten Wegerast beim Kirchlein Domine quo vadis!"

Und die Vetturini klatschten mit den Peitschen; drei Wagen begannen rasselnd ihre Fahrt. So ging es hinaus — die lange Via di San Sebastiano dahin, immer zwischen den hohen, grauen Mauern, über die wehende Tamarix herniederfiel, hier und dort grabdunkle Zypressen schatteten und Lorbeerbüsche ihr blankes Grün zwischen schwankenden Halmen hohen Rohres hervorquellen ließen.

Mit fieberischer Glut in den Augen und hektisch geröteten Wangen hatte Krauß am Bahnhofe das Signal zur Fahrt in die Campagna gegeben. Eine tolle Lust hatte alle bei dem Gedanken erfaßt. Leonettas Sinne waren von einem kaum geahnten, wundersamen Glücke betäubt. Mit den Huldigungen der Künstler war das über sie gekommen. Scherzend, keck, schmeichelnd, in strahlender Genugtuung ließ sich

ihre junge Eitelkeit huldigen. Und wie sie im Glücke der Stunde aufblühte und immer reizender und begehrlicher zu werden schien, steigerte sich die Lust des kleinen Kreises.

Sie fühlte, wie man die zwei beneidete, die außer Krauß mit ihr im ersten Wagen saßen. Und sie empfing lachend die Ehren, die man ihr in Blüten und Grün und trefflich geprägten Worten darbrachte, als die Stelle gekommen war, an der bei dem Kirchlein Domine quo vadis der Weg in das lieblichste aller Täler der Campagna einbiegt.

Alle durchschritten zuerst das kleine Gotteshaus. Es war ohne künstlerischen Reiz, aber die Legende, der es sein Dasein verdankt, ist glücklich und tief.

Leonetta hatte die Hände in die Arme zweier Maler gelegt und wandelte — sie allein wie unter einer Berührung göttlichen Odems — zwischen ihren Begleitern.

Nach einer Weile lagerte man sich in der schattigen Kühle des Lorbeers zu kurzer Rast.

„Wie steht's um die Legende, Vetturino?" rief einer der Maler dem Führer seines Wagens zu.

Der Rosselenker zog die Brauen. Er wußte die Sage wohl. „Eine Legende ist das nicht, Herr. Es ist eine Wahrheit." Dann schwieg er.

„Sie wissen die Geschichte alle. Aber sie mögen sie vor deutschen Heiden nicht gerne preisgeben. Was geht uns Teufelskinder die heilige Geschichte an?" flüsterte einer der Maler Krauß zu.

Der allein kannte sie nicht.

Leonetta schalt ihn darob scherzend — jedes Straßenkind sei in Italien klüger als solch ein gottloser Deutscher.

Und dann setzte sie sich auf einen der gestürzten Steine, über die Lorbeer und Granaten schatteten.

„Soll ich sie erzählen?“

„Du, Leonetta?“

„Natürlich ich.“

„Woher diese Weisheit?“

„Madonna, bin ich nicht eine gute katholische Christin?“

Nun war sie ganz verändert und sprach fast eintönig — als sage sie ein Gelerntes auf oder als spreche sie ein schon hundertmal wiederholtes Gebet:

„Sankt Peter lag zu Rom in Ketten. Da kam der Engel des Herrn und zerriß die Ketten und führte ihn aus dem Kerker, darin er geschmachtet hatte. Und der Heilige floh bei der Nacht und floh die appische Straße entlang; denn er wollte sein Leben retten.

„Und plötzlich — wie er die Appia dahinschritt — wandelte da ein helles, schönes Licht. Und es kam näher, und eine hohe Gestalt war in dem Lichte, die trug ein schweres Kreuz auf ihren Schultern.

„Als sie nahe kam, erkannte der Heilige: es ist Christus selbst, der Sohn Gottes!

„Und er warf sich in den Staub und hob seine Hände auf und rief: ‚Domine quo vadis? Herr, wohin gehst du?‘

„Christus aber schaute ihn an mit traurigem Blick und sagte still und klar: ‚Venio Romam iterum crucifigi — ich komme nach Rom, um wieder gekreuzigt zu werden.‘

Da verlöschte das Licht und die Gestalt des Herrn war verschwunden.

„Der Heilige aber neigte seine Stirne bis in den Staub der Straße und schämte sich, weil er vor dem Tode geflohen war. Dann kehrte er um und war voller Reue. Er predigte und verkündigte die ewige Weisheit Christi, die die Tore des Himmels öffnet, und ging hin und ließ sich ans Kreuz schlagen seines Erlösers wegen ..."

Die anderen hatten diese Legende hier schon oft berichten gehört. Aber nie war sie ihnen so rührend erschienen wie diesmal. Aller Augen hingen an den Lippen Leonettas — glücklich und dankbar.

Krauß allein saß gegen den Stamm einer Olive gelehnt und sah in stummem Ernst zu der Erzählerin hinüber. Er war doch die ganze Nacht hindurch von einer übermütigen Lustigkeit gewesen, wie sie Leonetta nie zuvor an ihm wahrgenommen hatte. Und gestern noch hatte er daheim auf seine Brust gedeutet und gesagt, er habe den Tod gesehen? ...

Nun aber, wie sie hinzutraten und einer der Maler Leonetta einen zum Kranze gebogenen Lorbeerzweig auf das goldene Haar setzte, verharrte Krauß noch in seinem wortlosen, tiefen Sinnen an dem vorigen Platze.

Etliche riefen nach Wein; einer der Vetturini hatte sein Gefährt mit einigen Flaschen Velletri versehen müssen.

Man kredenzte Leonetta den ersten Becher. Die schwang ihn und grüßte zu Krauß hinüber.

Nun erst fiel allen Richards dumpfes Schweigen auf.

„Heran, deutscher Dichter!" rief ihm einer zu.

„Was sinnst du, Krauß?"

„Er will die Legende vom heiligen Petrus verdichten!" lachte ein anderer.

Da erhob sich Krauß langsam und trat in den Kreis der Künstler, die sich um Leonetta an den grün umwobenen Grund gelagert hatten und sagte: „Venio Romam iterum crucifigi." Er sprach mit tiefer, klarer Stimme.

„Was soll das heißen?"

„Du?"

„Du? Du kamst nach Rom, um zu sterben?"

Sie lachten laut auf. Der Einfall war zu wunderlich.

Die Becher klangen aneinander: sie ließen die junge Schönheit Leonetta Torinos leben. —

Es war ein taufrischer, kühler Morgen. Die Campagna enthüllte den farbendurstigen Maleraugen ihren ganzen Zauber. Fernhin in duftigem Violett zog das liebliche Albanergebirge seine klingende Linienherrlichkeit.

Die laute Freude schwieg, als die Fahrt von neuem begann, man schwelgte in der Pracht dieser stillen, köstlichen Bilder. Die Wagen rollten in das tauglitzernde Wiesental der Egeria. Dort warf der Almo seine plätschernden Wellen gegen das nickende Gras.

Unweit der Grotte hieß man die Führer halten. Sie mochten die Gäule ausschirren und weiden lassen, mochten von dem Weine trinken und essen, ja, sie mochten schlafen angesichts solcher Schönheit.

Die kleine Gesellschaft aber ging am Ufer des Almo weiter und trat in das kühle, dämmerige Licht der Egeriagrotte.

Hohe Venusfarne umgrünten das alte Brunnengewölbe. Stille und Kühle woben sich zauberisch ineinander. Weiden, Erlen und Feigen ließen ihr glänzendes Laubwerk träumerisch um dunkele Gemäuer fallen, und die sickernden Gewässer klangen in tönendem Falle.

Fast gegen die Mauer gelehnt, wie die Nymphe, die aus den Tiefen des Gesteins hervorschreitet, um eine heimliche Stunde im Lichte der Sonne die weißen Glieder zu baden, so stand Leonetta dort, die Augen voll seligen Glückes auf den Schimmer der Ebene gerichtet.

„Hier soll man Sie malen, Signora Torino! Und man wird Sie malen!“ rief ihr der blonde, junge Künstler zu, der ihr vorhin den grünen Kranz auf das Haar gedrückt hatte. Er hatte dies Haar dabei mit leisem Kusse berührt. „So, an dieser Stelle, umwallt von dem duftigen Schleiergewebe Ihres goldenen Haares, als Göttin des Quells, die scheu in den Tag tritt ...“

Seine Augen leuchteten.

„Malen?“ lachte Leonetta.

Was wollte dieser Tag noch an Glück über ihre jugendliche Schönheit ausschütten?

„Ja, malen! Und Sie sollen einen ehrlichen deutschen Künstlerruhm tragen helfen — weithin über die Alpen ins nordische Land! Sie sollen helfen ...“

Er war rasch zu ihr getreten und seine Worte entgingen den Genossen; denn Krauß hatte in einer Anwandlung ohnmächtiger Schwäche den Arm eines

Freundes erfaßt und ließ sich in den Schatten jenseits der Grotte geleiten. Sie legten ihm das frische, tauige Gras auf Stirn und Brust und kühlten seine Schläfen mit dem Wasser des Quells.

Nach einer Weile versuchte er, sich emporzurichten: „Ah,“ sagte er, „es ist nichts! Es ist die durchwachte Nacht! Siech geworden am Schreibtische, das ist alles. Aber — wir wollen in den heiligen Hain da drüben, wir wandern unter die Eichen, wir erwarten die Nacht und den Mondschein! Wir zünden Feuer als Opferbrände — nein, wir wollen selbst sein wie die Götter . . .“

Da sank er wieder zurück an den Grund, und Blut brach ihm über die Lippen.

Leonetta und ihr Maler kamen scherzend des Weges.

„Willst du, liebe Leonetta?“

„Ich will!“ sagte sie leise.

Sie sahen sich mit heißen, seligen Augen an. Die hatten von Stund an ihr Geheimnis.

Die Hast der Freunde, die sich um Krauß bemühten, erweckte endlich die Aufmerksamkeit des Malers.

Und schon eilte einer herbei und berichtete in zitternder Erregung, was geschehen war.

Eine Stunde später fuhren die Wagen langsam der Stadt entgegen.

Der eine rollte in die Via San Basilio bis vor das Tor des deutschen Schwesternhauses.

Und hinter der Pforte des Spitals wartete der Tod.

Leonetta Torino aber trieb auf schwankem Schiffe hinein in das Leben.

36.

Der Wind warf die goldenen Blätter vom Wein und von den Feigenbäumen und wirbelte sie über das Grab Beppinos. Die grauen Spätnebel kamen und spannen die Berge ein.

An diesem Tage war's, als wäre Santa Croce gestorben. Sie waren alle in die Winternebel hineingegangen, hin zum Tage des Gerichts, um zu hören und zu sehen, ob der blinde, sieche Mann unter der Wucht der Stunde zusammenbrechen werde.

Die langen Wochen hatte Prisca in qualvoller Angst vor diesem Tage gezagt. Nina Zeni hatte an jedem Tage zu ihr gesprochen — an jedem Tage ein einzigmal: „Du hast ein Gelübde getan, und dies Gelübde kann nicht gebrochen werden."

Als die Dämmerung des Spätnachmittags in die Nebel sank, wuchs ihre Qual. Sie schlich aus dem Haus und ging in die Kirche.

Dämmerig war es darin, und es war nur der Schein des ewigen Lämpleins, der still und warm um die Füße des Muttergottesbildes wob.

Der Pfarrer, der an seinem Fenster stand, sah das Mädchen die Stiegen zur Kirchentüre emporschreiten.

Sie ging wie eine Büßerin, sie ging nicht wie eine, die den Himmel um Rache anrufen wollte.

Der Pfarrer stand lange und dachte: „Dieses Mädchen allein scheint daheim geblieben zu sein. Die müde Greisin schleppt das ihr anvertraute Kind über mühselige Bergpfade, um nicht zu fehlen, wenn sich das Schicksal dieses Armen entscheidet. Sie rennen dahin wie sie zu einem Spiele rennen — o Gott, wir sind doch alle arme Menschen!“

Prisca aber warf sich im Dämmerlichte der Kirche vor dem heiligen Bilde nieder. Ihr Herz blutete, sie rang die Hände und betete:

„O Madonna mia, Königin des Himmels, ich lege dir all meine Ketten zu Füßen, ich lege dir zu Füßen, was ich an Schmuck besitze: zeige mir einen Weg zur Rettung! O Madonna mia, gib mir die Kraft und verzeihe mir — ich kann ihn nicht töten, ich kann meinen Schwur nicht halten. Ich kann nicht, ich kann nicht, ich kann nicht! Sein Mund hat mir einst von Liebe geredet; und ich könnte nicht leben, wenn ich ihm den Stahl in das Herz stoßen sollte, ihm, den ich lieb habe. Hat Gott in seinen heiligen Geboten nicht gesagt: ‚Du sollst nicht töten?‘ Und hat dein heiliger Sohn nicht selbst die unendliche Liebe gepredigt? O, Mutter Gottes, erleuchte mich! O Mutter Gottes, sag' mir das Wahre!“

Die Glocke auf dem Turme rief die nächste Stunde.

Prisca Zeni kam nicht wieder.

Da dachte der Pfarrer, es könne ihr etwas ge-

schehen sein. Er ging aus seinem Haus und trat in die Kirche.

Das Mädchen lag zu Füßen des heiligen Bildes. Sie lag dort wie eine Tote und hatte das Gesicht auf ihre Arme gelegt, die auf den kalten Steinen ruhten.

Er ging hinzu, und als er sie anredete, war es, als erwache sie aus einem tiefen, tiefen Schlummer.

In ihrem Gesicht war das ganze Leid furchtbarer Wochen; aber in ihren Augen war nun auch eine heimliche Verklärung. Der Geistliche dachte nicht daran, daß dieses seltsame Licht erst in dem Augenblicke hineingekommen sei, in dem sie ihn erschaute.

„Du bist erstaunt, mich hier zu finden, Prisca,“ sagte er.

„Mir ist sehr bange, Signore Curato!“ zagte Prisca.

Sein Auftreten war Milde und Festigkeit. Er legte ihr die Hand auf das Haar und sagte: „Ich weiß, was dein Herz zag macht.“

Da erschrak Prisca. Sie hob die Hände, als wolle sie ihn anflehen. „Ihr wißt?“

„Ich weiß auch, daß deine Furcht töricht ist. Du hast vor dem heiligen Bilde um Erleuchtung gefleht.“ Er reichte ihr seine Hände. „Ich habe gedacht, du gehest längst wieder auf einem klaren Wege, den dir dein Herz gewiesen hat.“

„Signore Curato, mir ist so bange.“

Der Pfarrer zog sie empor und ging langsam mit ihr der Kirchtüre entgegen.

„Sagte dir Nina Zeni nicht, daß ich zu ihr gesprochen habe, wie es mir die Pflicht und mein Herz geboten?"

Prisca sah ihn erstaunt an: „Ihr spracht zu ihr? Was spracht Ihr denn zu ihr?" Es war als hätte der milde Ton seiner Rede ihr Herz aufgeschlossen.

„So sagt' ich zu ihr: ‚Nina Zeni, du spielst mit dieses Mädchens Glück und Leben! Du spielst um deine Seligkeit, Nina Zeni! Dein Beginnen ist Sünde!'"

„Signore Curato, so habt Ihr zu ihr gesprochen?" Sie ließ ihre Hände in denen des Pfarrers, — die vorhin gezittert hatten, wurden nun ruhig.

„Und hat dir Nina Zeni niemals davon geredet, Prisca?"

„Kein Wort, Herr!"

Es war als fiele ein tiefer Schmerz auf die Seele des Pfarrers. Er sprach lauter und sah Prisca mit traurigem Blick an. „Ich habe Nina Zeni zu dreien Malen ins Gewissen geredet, die Finsternis ihres Herzens zu erhellen. Die Nacht jenes furchtbaren Mißglaubens hängt um sie. Im Rausche eines lästerlichen Fanatismus schaut sie hinein in ihre Kindheit. Kindheit! Prisca Zeni, bei diesem Worte gehen anderen strahlende Gärten auf, frühlingsfrohe, köstliche Weiten dehnen sich — aber wenn Nina Zeni an ihre Kindheit denkt, so öffnen sich ihrem Blicke die engen Gassen von Sonnino, in denen die Leute ihres Geschlechtes versteint sind zu starren Säulen, — jenes Geschlechtes, in dem das Gelöbnis der Blutrache unvergängliches Erbe war. Weißt du davon, Prisca?"

„Ich weiß nur, daß die Nonna in Sonnino geboren ist —“

„Nun denn,“ der Pfarrer hob seine Hände wie zum Segen und legte sie auf Priscas Haar, „so sag' ich dir: Laß Frieden und Stille in dein armes, geängstigtes Herz einziehen! Laß dies Herz wieder läuten wie eine Feiertagsglocke, bei deren fröhlichem Klange deine Seele einst glücklich gewesen ist . . .“

Prisca sank vor ihm nieder und küßte ihm die Hände.

Er sprach weiter: „Ich sage dir: dein Versprechen hat vor Gott keine Gültigkeit, und schon der Gedanke an die Erfüllung des dir aufgezwungenen Gelöbnisses wäre Sünde.“

Er schlug das Zeichen des Kreuzes über sie und richtete sie empor.

Sie traten langsam durch die Tür des Felsenkirchleins hinaus in den Abend.

Es hatte leise zu schneien begonnen.

Prisca bemerkte das sanfte, fremde Fallen der Flocken und streckte ihre Arme aus. Da legten sich die silbernen Sterne auf ihr dunkles Kleid. Voll tiefer, innerlicher Fröhlichkeit sah sie den Pfarrer an und sagte: „Signore Curato, die Sterne fallen. Seht, wie wunderbar! Wer hat denn die so wunderschön gemacht? Seht auf Eurem Kleid und hier auf meinem, wie hell es glänzt!“

„Es schneit —“

Der Pfarrer sah lächelnd auf den glücklichen Wandel, der in dieser Stunde über das Mädchen gekommen war.

„Das sah ich noch nie.“

Sie schritten die Stufen hinab. Auf dem Platze vor der Kirche blieben sie stehen, und der Pfarrer reichte ihr beide Hände zum Abschied. Er sprach: „Wo die Granaten blühn, ist Schnee ein Irrtum der Natur. Fern, hinter hohen Bergen, fällt um die Weihnachtszeit der stille Schnee ganz dicht und tagelang und webt ein weißes Tuch und deckt die Erde damit zu, daß sie darunter schläft —"

In Priscas Augen war eine wundersame Klarheit, auf ihrer Stirne war ein unirdischer, lieblicher Schein —: „Schläft? Wie ein Mensch ausruht in tiefem Schlafe, wenn seiner Seele angst und bange war. Warum das nun gerade heute niedergeht? Sagt Ihr nicht, die Himmlischen geben Zeichen, wenn ein Gebet zum Throne Gottes sich fand? So will ich dies für ein Wunder halten, das mir gesandt ist!"

„Deute dir das, wie dein Herz verlangt," sagte der Pfarrer, „nur deute es fröhlich."

Dann ging er in sein Haus.

Prisca zündete daheim das Herdfeuer, das herniedergebrannt war, und bereitete alles zu Nina Zenis Empfang. Es war eine stille Freude in ihr.

Die Nacht sank, und als Prisca vor die Türe trat, da fielen die weißen Sterne wie vorhin und legten einen leisen Glanz auf Stein und Stiege. Sie dachte: ‚Nun werden sie alle kommen und werden in dem silbernen Falle der Sterne des Himmels gehen. Auch Nina Zeni wird das Wunder sehen — und Ettore Torino wird mit seinen Händen fühlen, was geschah.'

* * *

Prisca hing die Kessel an den Ketten über dem Herdfeuer tiefer. Es war sechs Uhr vorüber. Um diese Zeit hatten sie daheim sein wollen.

Und nicht lange, so erschien der alte Filippo in der Türe. Er war den andern voraufgelaufen, wiewohl ihm das Wetter ins Bein gefahren war.

„He, Prisca Zeni, weißt du, was geschah?"

Prisca starrte ihm in die Augen.

„Er ist frei! Frei, Prisca Zeni!"

„Filippo!"

„Die Richter ließen ihn laufen. Hunderte waren gekommen — aus allen Dörfern. Und wie der Spruch verkündigt ward: ‚Er ist frei!' da haben sie alle ‚Bravo' gerufen. Eine Lust ist es gewesen. Das ist Gerechtigkeit!"

Der Alte schlug auf den Tisch und forderte einen halben Roten.

Prisca legte die Hände an die Schläfen. „Und Ettore Torino?" fragte sie und schaute nach der Tür, als müsse er hindurchgehen. „Sahst du ihn?"

Filippo schlug in die Luft: „Alle Heiligen! Nicht mehr zu kennen! Mädchen, weißt du noch, wie er vor einem Jahr aus Afrika heimkam? Stark wie ein Löwe, der Schnurrbart aufgewichst; wie blankes Kupfer war seine Haut."

„O, ich weiß noch!" sagte sie und sank auf den Herdrand.

„Jetzt ist er morsch, kann kaum noch gehen und ist bleich wie diese Wand. Das ist für ihn ein wildes Jahr gewesen. Es hat ihn älter gemacht wie mich mein ganzes Leben."

Filippo schwieg; denn er erkannte die Furcht, die in ihren Augen war . . .

Und wenn sie ihm nun begegnen müßte, oder wenn er sich noch einmal die Felsengasse herabfände, wie an jenem Tage, da er vor ihr kniete und zu ihr sagte: „Liebe Prisca!“ Sie entsetzte sich und erfaßte die Arme Filippos. Was sollte geschehen, wenn sie Ettore Torinos Hände nach ihr sich ausstrecken sah?

„Poveretta!“ sagte Filippo und streichelte ihre Wangen.

„Filippo, weißt du, daß er mich lieb hat? Und wenn er käme, Filippo —“ ihr Gesicht verzerrte sich in wilder Angst — „und er streckte die Arme wieder nach mir aus —“ Ein qualvoller Schrei brach aus ihrem Munde — „an seinen Händen ist das Blut meines Bruders gewesen!“ Sie sank auf die kalten Steine der Küche und umschlang die Knie des Mannes — „Das Blut meines Bruders!“ stammelte sie. „Und ich hatte ihn doch lieb, o Filippo . . .“

In der Felsengasse wurden Stimmen laut. Nina Zenis zornhelle Rufe drängten sich hindurch.

Da richtete sich Prisca empor. Aber die Knie wankten ihr, und in ihren Augen wuchs das Entsetzen. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Wand neben dem Herd und preßte die Handflächen gegen den kalten Stein. Das Haar hing ihr über die Stirne, sie war bleich, als hätte sie ein Gespenst gesehen.

So erwartete sie die Nonna.

Leute traten in das Haus, kamen in die Küche. Niemand wunderte sich über Prisca Zenis verängstigtes

Gesicht. Niemandem fiel es ein, daß sie dort stand, als erwartete sie Ettore Torino selber.

Nina Zeni schrie, sie warf ihren Korb in die Ecke und riß ihr Tuch von den Schultern. Es war, als läge die Asche jener Nacht noch in ihren Haaren. Sie zerrte ihr Kleid vor der Brust auf. „Gerechtigkeit? Alle Heiligen! Habt ihr den Verstand verloren?"

Dabei kreischte sie und hob die Arme wie eine, die Hilfe sucht. Nun trafen ihre wilden Blicke auf Prisca. Sie schrie das Mädchen an: „Er ist heimgekommen, er ist hier in Santa Croce — und du — wo bist du gewesen?"

Nina spie nach ihr.

Prisca stand totenblaß und regte sich nicht.

„Du," schrie Nina Zeni, „hätt' ich dich vor achtzehn Jahren liegen lassen, wo du lagst, so wärst du im Graben verkommen, und die Geier hätten dir die Augen gefressen." Sie schrie immer wilder: „Ich habe mir die Hände blutig geschafft, damit ihr lebtet, und der, der mir's vielleicht vergolten hätte, den habt ihr eingescharrt!"

Da sagte Prisca fromm und still: „Vielleicht war das eine Strafe des Himmels." Und sie dachte wieder der milden Worte des Pfarrers. Die gaben ihr Mut.

Aber Frau Nina schlug sich die Stirn und wühlte die Hände in ihre Haare: „Barmherzige Jungfrau, jetzt wirft sie mir meine Sünden vor!"

Da schritt Prisca zwischen denen hindurch, die um die Tische standen. Es war totenstill in der Schenke.

„Stoß mich hinaus, Mutter Nina," sagte sie. Ich will arbeiten für fremde, harte Menschen bis mir die

Finger bluten. Die Hände sollen mir bluten und die Sohlen der Füße — aber ich will mich nicht mehr fürchten vor dir und —"

Nina Zeni sprang auf sie zu. Aber Filippo vertrat ihr den Weg; sie drängten sich alle gegen sie und stießen sie fort: „Du bist verrückt, Nachbarin. Die Lieder von Sonnino spuken dir in deinem Kopfe. Leg' dich schlafen, Nina Zeni!"

Etliche Frauen waren an die Türe gelaufen. „Man soll die Karabinieri rufen!"

Nina Zeni aber war vor den drohenden Fäusten gewichen und vor den drohenden Rufen stumm geworden. Sie kauerte in der Ecke hinter dem Herd und hielt die Knie mit ihren Armen umschlungen. So starrte sie vor sich hin.

Der alte Filippo füllte denen, die noch da waren, die Becher mit Wein; sie tranken und gingen. Und Filippo blieb allein und wachte mit Prisca.

Als die Mitternacht vorüber war, hockte Nina Zeni noch in der Ecke beim Herde. Ihr Gesicht war wie altes Pergament, darüber Staub und Spinnen gesponnen haben. Sie begann zu jammern und unklare Worte zu stammeln wie eine Irre. Die Haare waren ihr über die Augen gefallen. Ihre murmelnden Worte wurden klarer ... „Wie er stand und wie er ging — wie einer, der stirbt!"

„Sie redet von Ettore Torino," sagte Filippo leise zu Prisca. Dann trat er zu der Nonna: „Wir wollen dich auf dein Lager bringen, Nina Zeni!" Aber sie starrte ihn wild an und schlug nach ihm. Da ließ er sie hocken.

„Wie einer, der stirbt," wiederholte er und senkte nachdenklich die Stirn. „Ein verbrannter Leib, zwei tote Augen, die Marter im Herzen . . ."

Um diese Stunde lag Ettore Torino angekleidet auf seinem Lager. Die tiefe Stille im Hause verriet ihm: es war noch Nacht. Er vernahm den knisternden Fall der Flocken, die um die Scheiben spielten.

Vorhin hatten die Leute grüne Zweige auf die Schwelle seines Hauses gestreut und hatten die Stufen für ihn mit grünen Blättern gedeckt. Prisca Zeni war nicht unter denen gewesen, die ihn erwarteten.

Und nun dachte er jenes Tages, da er seine toten Augen und sein zerrissenes Gesicht in den Schoß dieses Mädchens gepreßt hatte.

Er sehnte sich danach: die Hände Priscas möchten wieder auf seiner Stirne liegen, und er möchte noch einmal ihre Stimme hören.

Er stand auf und öffnete die Tür. Es war totenstill. Da schlich er die finsteren Stiegen hinab und trat in das Freie und tastete sich an dem Gemäuer entlang. Warum gaben seine Tritte keinen Klang? Er beugte sich nieder und griff den weichen, kalten Schnee.

Dann ging er, ging immer weiter. Er kam an die Stufen vor der Schenke, er tastete an der Türe. Die war geschlossen. Das hohe, kleine Fenster sah er nicht und nicht den Schein des Herdfeuers, der in die späte Nacht fiel. Da sank er auf die Stufen und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Tür. Die Flocken fielen über ihn, und es war, als käme irgendwo aus den Bergen ein fernes, feines Singen wie der

Wind singt, der in den Sommermorgen durch das Silber der Oliven streicht.

Filippo hatte drinnen am Tische seinen Kopf auf die Arme gelegt und schlief.

Der Morgen war nahe, und das Dämmerlicht der Frühe mußte schon um die Kuppen der Berge spinnen. Da legte Prisca neue Scheite in die Glut und nahm die kupfernen Kessel auf, um Wasser zu holen; denn über dem Herdfeuer surrte nur noch ein karger Rest.

Sie öffnete die Haustür und taumelte zurück. Die Kessel entsanken ihren Händen. Aber kein Schrei des Schreckens kam über ihre Lippen.

„Filippo!" rief sie in die Küche. „Filippo!"

Der Alte sprang empor. Prisca stürzte zum Feuer und riß ein Scheit aus der Glut. Mit der freien Hand drängte sie Filippo von der Tür. Nina Zeni kroch aus ihrem Winkel hervor und strich sich die Haare aus dem Gesicht.

Der Schein der Flamme fiel über Ettore Torino.

Filippo aber kniete in den Schnee und legte dem Starren seine Hand auf das Herz und hob seine Arme.

„Er ist tot," sagte er.

Prisca beugte sich hinab über das stumme, zerrissene Gesicht und über die Augen, die längst gestorben waren.

„Filippo ..." Sie sank an den Türstock; das brennende Scheit wollte ihrer Hand entfallen.

Da warf sie die Fackel hinaus in den Schnee und sank mit wehem Schrei über den toten Mann.

Von Max Geißler erschienen im Verlag von L. Staackmann in Leipzig in neuen Auflagen:

Das Moordorf. Kulturroman. 1905. Broschiert M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Hamburger Nachrichten: „Gottlob, wieder einmal einen Roman, den ein Dichter geschrieben hat!"

Tom der Reimer. Roman. 1904. Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Leipziger Neueste Nachrichten: „Waldesrauschen und sinnige Zauber- und Märchenphantasie klingen aus diesem poetischen Buche."

Am Sonnenwirbel. Roman. 1904. Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Straßburger Zeitung: „Ein herrliches Stück Heimatkunst."

Hütten im Hochland. Roman. 1905. Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Hamburger Fremdenblatt: „Man darf es getrost zu dem Besten zählen, was neuerdings an Romanwerken erschienen ist."

Die goldenen Türme. Roman. 1906. Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Die Woche: „Geißlers Bücher sind wie eine gute wildbewegte vertiefte Musik, die lang in uns nachklingt und unser Denken festhält."

Inseln im Winde. Ein Halligroman. 1907. Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Berliner Tageblatt: „Ein Kapitel deutscher Kulturgeschichte, und eins der besten, hat uns Max Geißler hier in schlichtester Wahrhaftigkeit erzählt."

Die Musikantenstadt. Kulturroman aus dem Erzgebirge. 1907. Broschiert M. 3.50, gebunden M. 5.—.

Chemnitzer Allg. Zeitung: „Die Musikantenstadt ist ein ganz köstliches Buch.“

Neuerscheinung 1908.

Gedichte von Max Geißler.

160 Seiten. Volksausgabe. Geschmackvoll broschiert M. 1.—, Luxusausgabe auf echt Bütten in Kalbleder gebunden, numeriert und mit dem Namenszuge des Verfassers M. 7.50.

Um diesen wahrhaft volkstümlichen Gedichten den Weg in alle Schichten des Volkes zu öffnen, hat der Verlag die Volksausgabe veranstaltet. Die Einteilung des Buches in ein Liederbuch, ein Märchenbuch und ein Sagenbuch deutet die Vielseitigkeit des Inhalts an. Der klare warme Volkston der Lieder, die helläugige Naivetät der Märchen und der eherne Schritt seiner Kunst in den Balladen sollten diesen Gedichtband Max Geißlers zu einem ständigen Gast im deutschen Hause machen.

Semper der Jüngling.

Ein Bildungs-Roman

von

Otto Ernst.

21. bis 30. Tausend.

Broschiert M. 4.—, geb. M. 5.—.

„**Sein neuer Roman ist in vorbildlichem Sinne von großer Bedeutung für die Jugend unserer Tage.** Man möchte wünschen, daß jeder junge Mann ihn in seinen Entwicklungs- und Bildungsjahren läse. Es ist ein hervorragend pädagogisches Buch, ohne an irgendeiner Stelle deshalb in langweiliges Moralisieren zu verfallen. Davor schützt ihn schon der frische lebendige Vortrag, dem man anspürt, mit welcher Lust der Verfasser sich in seine äußerlich und innerlich drangvollen, aber durch die Gemüts- und Gedankenerlebnisse doch unaussprechlich herrlichen Jünglingsjahre zurückversetzte."

(Berner Bund.)

„Zum Schluß ein Wort an alle, die für sich, für ihre Söhne ein Buch oft vergeblich suchen, das vollen Lebensinhalt bietet, das über die harte Alltäglichkeit hinaussteigt, ohne sich in weltentlegene Fernen zu verlieren. **‚Semper der Jüngling' bringt uns die Erfüllung dieses Wunsches.** Er wandelt auf den Bahnen unserer Zeit, er hat getrunken am reichen Bildungsborne unseres Volkes und ist nicht übersättigt worden, er ist ein Kind unserer Tage und versteht unser Kämpfen und Suchen. Er ist kein hohles Ideal, aber ein gläubiger Idealist, ein strauchelnder, irrender Mensch, der langsam und treu den Weg der Weisen zur Wahrheit sucht. Ihn hat ein Dichter gezeichnet, der selbst an die Kraft des Guten in der Welt glaubt und der die wundervollste Gabe eines deutschen Dichters sein eigen nennt, das herrliche, befreiende Lachen."

(Hessische Morgenzeitung.)




Princeton University Library
32101 066394816

